

**F 3193**

Bernd Wegener, Hans Drexler  
Moritz Fedkenheuer, Luisa Maria Matz

# **Wohnformen – Vergleichende Untersuchung zu gemeinschaftlichen und individuellen Wohnbedürfnissen**

**F 3193**

Bei dieser Veröffentlichung handelt es sich um die Kopie des Abschlussberichtes einer vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) im Rahmen der Forschungsinitiative »Zukunft Bau« geförderten Forschungsarbeit. Die in dieser Forschungsarbeit enthaltenen Darstellungen und Empfehlungen geben die fachlichen Auffassungen der Verfasser wieder. Diese werden hier unverändert wiedergegeben, sie geben nicht unbedingt die Meinung des Zuwendungsgebers oder des Herausgebers wieder.

Dieser Forschungsbericht wurde mit modernsten Hochleistungskopierern auf Einzelanfrage hergestellt.

Die Originalmanuskripte wurden reprotechnisch, jedoch nicht inhaltlich überarbeitet. Die Druckqualität hängt von der reprotechnischen Eignung des Originalmanuskriptes ab, das uns vom Autor bzw. von der Forschungsstelle zur Verfügung gestellt wurde.

© by Fraunhofer IRB Verlag

2019

ISBN (Print): 978-3-7388-0426-3

ISBN (E-Book): 978-3-7388-0523-9

Vervielfältigung, auch auszugsweise,  
nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages.

**Fraunhofer IRB Verlag**

Fraunhofer-Informationszentrum Raum und Bau

Postfach 80 04 69

70504 Stuttgart

Nobelstraße 12

70569 Stuttgart

Telefon 07 11 9 70 - 25 00

Telefax 07 11 9 70 - 25 08

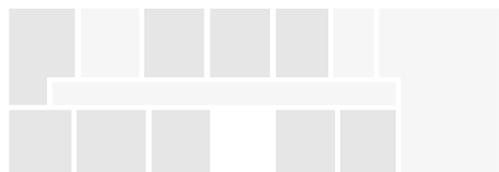
E-Mail [irb@irb.fraunhofer.de](mailto:irb@irb.fraunhofer.de)

[www.baufachinformation.de](http://www.baufachinformation.de)

[www.irb.fraunhofer.de/tauforschung](http://www.irb.fraunhofer.de/tauforschung)



survey research  
& evaluation



## **ABSCHLUSSBERICHT: WOHNFORMEN**

### VERGLEICHENDE UNTERSUCHUNG ZU GEMEINSCHAFT- LICHEN UND INDIVIDUELLEN WOHNBEDÜRFNISSEN

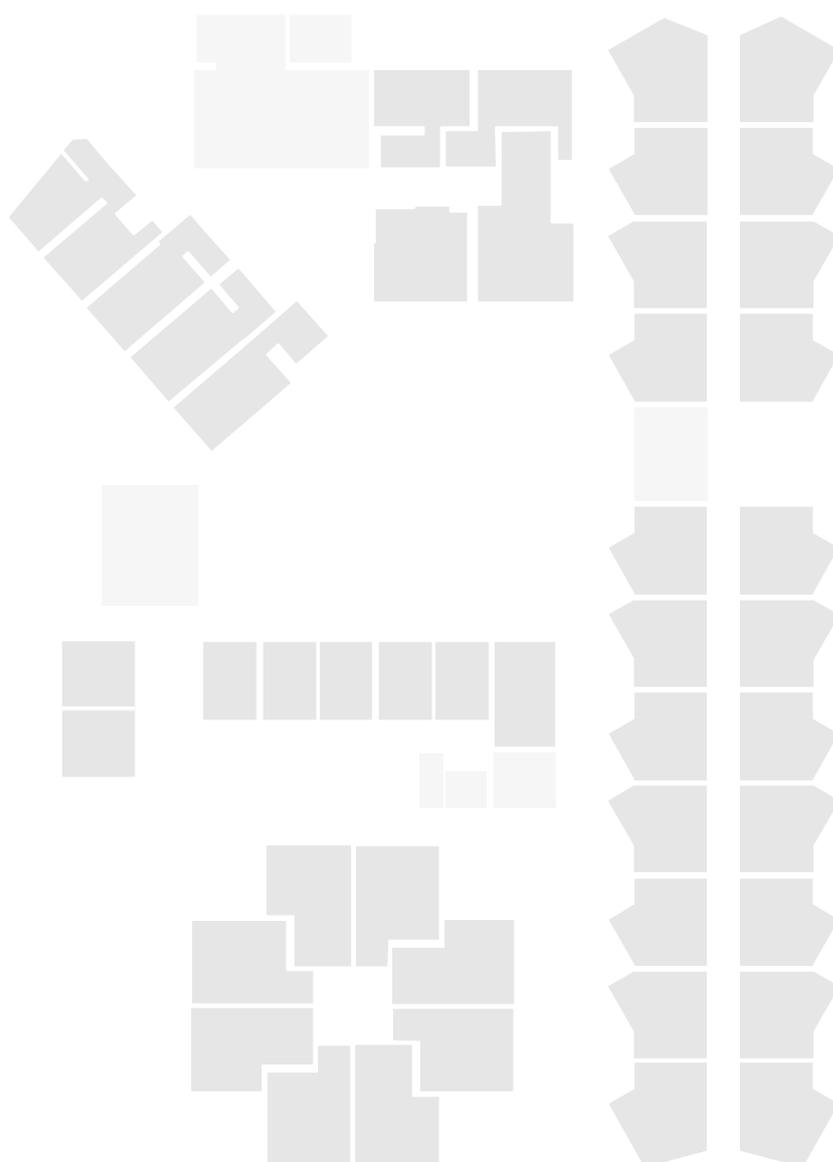
12. September 2019

Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd A. Wegener  
Humboldt Universität zu Berlin  
Survey Research & Evaluation GeSK mbH Berlin

Dipl. Arch. ETH Hans Drexler M. Arch.  
DGJ Architektur GmbH Frankfurt

Moritz Fedkenheuer  
Survey Research & Evaluation GeSK mbH Berlin

Luisa Maria Matz  
DGJ Architektur GmbH Frankfurt



Gesellschaft für empirische Sozialforschung und Kommunikation mbH  
Survey Research & Evaluation  
Ziegelstr. 29  
D-10117 Berlin

Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd A. Wegener  
Moritz Fedkenheuer

DGJ Architektur GmbH  
Walter-Kolb-Strasse 22  
D-60594 Frankfurt am Main

Dipl. Arch. ETH Hans Drexler M. Arch.  
Luisa Maria Matz  
Corinna Rautenberg  
Xin Li  
Philip von Rüdiger



Der Forschungsbericht wurde mit Mitteln der Forschungsinitiative Zukunft Bau des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung gefördert (Az.: SWD-10.08.18.7-17.47). Die Verantwortung für den Inhalt des Berichts liegt beim Sachmittelempfänger.



---

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>01 Vorbemerkungen zum Abschlussbericht</b>	<b>7</b>
<b>02 Der Einfluss von Gebäuden auf das gemeinschaftliche Wohnen</b>	<b>10</b>
Problemstellung	10
Theoretischer Rahmen	11
Wohngeschichtliche Ausgangslage	14
Interdisziplinäre Wohnforschung	15
Suffizienz und Housing Wellbeing als Kriterien für gutes gemeinschaftliches Wohnen	16
<b>03 Literaturüberblick</b>	<b>18</b>
<b>04 Untersuchungsanlage</b>	<b>24</b>
Drei Module	24
Fortgeschriebene Instrumentenentwicklung	25
Prinzipien der Gebäudeauswahl	26
Rekrutierung der Befragungspersonen	27
Interviews und Online-Befragungen	28
Kurzbeschreibung der Befragten	29
Interviews mit den Betreibern	31
<b>05 Gebäudekundliche und sozialwissenschaftliche Analysestrategien</b>	<b>34</b>
Bewertung der Wohnqualität mit dem Wohnwertbarometer	34
Flächen- & Raumanalyse	36
Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)	37
Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung	38
Aktivitäten-Mapping	40
Räumlich-soziale Aktivitäten-Klassifizierung	41
Bestimmung der Wohnkultur, Wohnzufriedenheit und des Housing Wellbeing	42

<b>06 Fallstudien: Beschreibung der Objekte nach den Analysestrategien</b>	<b>46</b>
Überblick	46
Fallstudie 01 Cubity	50
Fallstudie 02 Hausgemeinschaft Altstadt Heidelberg	64
Fallstudie 03 Hagebutze	78
Fallstudie 04 Dauerwaldweg	98
Fallstudie 05 Eichkamp	112
Fallstudie 06 Salvador Allende	130
Fallstudie 07 Wohn!Aktiv	144
<b>07 Vergleichende Betrachtungen</b>	<b>158</b>
Sozialinteraktionen	158
Lernen und Arbeiten	160
Gästeempfang	162
Medienkonsum	163
Verpflegung und Küche	164
Badezimmer	167
Außenbereich	168
Privatraum	170
Externe Gemeinschaftsräume	171
Vergemeinschaftung	172
Organisation	174
Konflikte	175
<b>08 Fazit: Bestimmungsgründe für die Vergemeinschaftung</b>	<b>178</b>
Architektur als räumliche Struktur	180
BewohnerInnenzusammensetzung als soziale Struktur	182
Wohnkultur als soziale Struktur	184
Betreiberkonzept als organisatorische Struktur	186
Typologie von Gebäuden und Typologie von Gemeinschaftsformen	188

---

<b>09 Leitfaden zum Bau von Gemeinschaftswohnungen</b>	<b>191</b>
Leitfaden (Ablauf im Prozess)	192
Design Thinking als partizipatorischer Problemlöseansatz	202
<b>10 Weiterer Forschungsbedarf</b>	<b>205</b>
<b>Anhang</b>	<b>209</b>
<b>A Vergleichsanalysen</b>	<b>210</b>
<b>B Befragungsinstrumente</b>	<b>232</b>
<b>C Glossar</b>	<b>254</b>
<b>D Literatursammlung</b>	<b>258</b>

**TABELLENVERZEICHNIS**

Tabelle 1: Funktions-Gemeinschaftsschema	12
Tabelle 2: Thematischer Literaturüberblick	19
Tabelle 3: Durchgeführte Begehungen und Befragungen	28
Tabelle 4: Kurzbeschreibung der Befragten	29
Tabelle 5: Schlüsselsystem zur Gemeinschaftsklassifikation	39
Tabelle 6: Farbschema der Wohnaktivitäten	40
Tabelle 7: Untersuchte Wohngemeinschaften	46
Tabelle 8: Merkmale der untersuchten Wohngemeinschaften	48
Tabelle 9: Vergleich der Lern- und Arbeitsbedingungen	161
Tabelle 10: Vergleich der Verpflegungsbedingungen und Küchen	166
Tabelle 11: Vergleich der Badezimmersituationen	167
Tabelle 12: Vergleich der Außenbereiche	169
Tabelle 13: Vergleich der externen Gemeinschaftsräume	171
Tabelle 14: Funktions-Gemeinschaftsschema, mono-kausal	188
Tabelle 15: Typologie und Beschreibung von gemeinschaftlichen Wohnformen	193
Tabelle 16: Leitfaden Projektentwicklung und Entwurf	194
Tabelle 17: Leitfaden Planung und Bau	197
Tabelle 18: Leitfaden Betrieb und Wohnkultur	199

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Untersuchte Objekte	26
Abbildung 2: Exemplarisches Radardiagramm Wohnwert	35
Abbildung 3: Exemplarisches Darstellung der quantitativen Flächenaufteilung	36
Abbildung 4: Shearing Layers (Brand 1994)	37
Abbildung 5: Beispiel für das Aktivitäten-Mapping im Grundriss	40
Abbildung 6: Beispiel für die räumlich- soziale Aktivitätenklassifizierung	41
Abbildung 7: Schematische Grundrisse der untersuchten Wohngemeinschaften	47
Abbildung 8: Wiederaufgebautes Cubity in Frankfurt-Niederrad	50
Abbildung 9: Lageplan CUBITY	51
Abbildung 10: Radardiagramm Wohnwert CUBITY	52
Abbildung 11: Flächenaufteilung CUBITY	53
Abbildung 12: Räumliche Typologie CUBITY	53
Abbildung 13: Grundrisse CUBITY	53
Abbildung 14: Inventaranalyse CUBITY	54
Abbildung 15: Grafische Erfassung der Inventaranalyse CUBITY	55
Abbildung 16: Aktivitätenmapping CUBITY	61
Abbildung 17: Aktivitätenklassifizierung CUBITY	62
Abbildung 18: Hausgemeinschaft, Heidelberg	64
Abbildung 19: Lageplan Hausgemeinschaft Heidelberg	65
Abbildung 20: Radardiagramm Wohnwert Hausgemeinschaft Heidelberg	66
Abbildung 21: Flächenaufteilung Hausgemeinschaft Heidelberg	67
Abbildung 22: Räumliche Typologie Hausgemeinschaft Heidelberg	68
Abbildung 23: Grundrisse Hausgemeinschaft Heidelberg	68
Abbildung 24: Inventaranalyse Hausgemeinschaft Heidelberg	69
Abbildung 25: Grafische Erfassung der Inventaranalyse Hausgemeinschaft Heidelberg	70
Abbildung 26: Aktivitäten-Mapping Hausgemeinschaft Heidelberg	76
Abbildung 27: Aktivitätenklassifizierung Hausgemeinschaft Heidelberg	77
Abbildung 28: Wohngemeinschaft Hagebutze, Heidelberg	78
Abbildung 29: Lageplan Hagebutze	79
Abbildung 30: Radardiagramm WohnwertHagebutze	80
Abbildung 31: Flächenaufteilung Hagebutze	81
Abbildung 32: Räumliche Typologie Hagebutze	82
Abbildung 33: Grundrisse Hagebutze	82
Abbildung 34: Inventaranalyse Hagebutze	83
Abbildung 35: Grafische Erfassung der Inventaranalyse Hagebutze	84
Abbildung 36: Aktivitäten-Mapping Hagebutze (Dach- und Obergeschoss)	95
Abbildung 37: Aktivitätenklassifizierung Hagebutze (Dach und Obergeschoss)	96
Abbildung 38: Studierendenwohnheim Dauerwaldweg; Berlin	98
Abbildung 39: Lageplan Dauerwaldweg	99
Abbildung 40: Radardiagramm Wohnwert Dauerwaldweg	100
Abbildung 41: Flächenaufteilung Dauerwaldweg	101
Abbildung 42: Räumliche Typologie Dauerwaldweg	102

---

Abbildung 43: Grundriss Dauerwaldweg	102
Abbildung 44: Inventaranalyse Dauerwaldweg	103
Abbildung 45: Grafische Erfassung der Inventaranalyse Dauerwaldweg	104
Abbildung 46: Aktivitätenmapping Dauerwaldweg	109
Abbildung 47: Aktivitätenklassifizierung Dauerwaldweg	110
Abbildung 48: Studierendensiedlung Eichkamp, Berlin	112
Abbildung 49: Lageplan Eichkamp	113
Abbildung 50: Radardiagramm Wohnwert Eichkamp	114
Abbildung 51: Flächenaufteilung Eichkamp	115
Abbildung 52: Grundriss Eichkamp (Haus 15)	116
Abbildung 53: Grundriss Eichkamp (Haus 7; Haus 3 & 9)	116
Abbildung 54: Räumliche Typologie Eichkamp	117
Abbildung 55: Inventaranalyse Eichkamp	118
Abbildung 56: Grafische Erfassung der Inventaranalyse Eichkamp	119
Abbildung 57: Aktivitätenmapping Eichkamp (Haus 15 & 7)	125
Abbildung 58: Aktivitätenmapping Eichkamp (Haus 3 & 9)	126
Abbildung 59: Aktivitätenklassifizierung Eichkamp	128
Abbildung 60: Studierendenwohnheim Salvador Allende, Berlin	130
Abbildung 61: Lageplan Salvador Allende	131
Abbildung 62: Radardiagramm Wohnwert Salvador Allende	132
Abbildung 63: Flächenaufteilung Salvador Allende	133
Abbildung 64: Grundrisse Salvador Allende	134
Abbildung 65: Räumliche Typologie Salvador Allende	134
Abbildung 66: Inventaranalyse Salvador Allende	135
Abbildung 67: Grafische Erfassung der Inventaranalyse Salvador Allende	136
Abbildung 68: Aktivitätenmapping Salvador Allende	142
Abbildung 69: Aktivitätenklassifizierung Salvador Allende	143
Abbildung 70: Gemeinschaftliches Wohnen Wohn!Aktiv, Berlin	144
Abbildung 71: Lageplan Wohn!Aktiv	144
Abbildung 72: Radardiagramm Wohnwert Wohn!Aktiv	145
Abbildung 73: Flächenaufteilung Wohn!Aktiv	146
Abbildung 74: Räumliche Typologie Wohn!Aktiv	146
Abbildung 75: Grundriss Wohn!Aktiv	147
Abbildung 76: Inventaranalyse Wohn!Aktiv	148
Abbildung 77: Grafische Erfassung der Inventaranalyse Wohn!Aktiv	149
Abbildung 78: Aktivitäten-Mapping Wohn!Aktiv	154
Abbildung 79: Aktivitätenklassifizierung Wohn!Aktiv	155
Abbildung 80: Aspekte der räumlichen Struktur	181
Abbildung 81: Aspekte der BewohnerInnenzusammensetzung	183
Abbildung 82: Aspekte der Wohnkultur	185
Abbildung 83: Aspekte des Betreiberkonzepts	187
Abbildung 84: Design Thinking HPI School of Design Thinking, Potsdam	203

---

## 01 VORBEMERKUNGEN ZUM ABSCHLUSSBERICHT

Auf der Basis der Zwischenberichte für das Projekt „Wohnformen“ vom April 2018 und Februar 2019 (Wegener 2018b; Wegener und Drexler 2019) wird hier der Endbericht vorgelegt. Eine Kurzzusammenfassung (executive summary) erscheint als getrenntes Dokument.

Wir skizzieren im Abschlussbericht die Problemstellung und unseren Theorieansatz (Kapitel 2) und geben einen Überblick über den Literaturstand und die eigenen Vorarbeiten (Kapitel 3). Die grundsätzliche Untersuchungsanlage wird in Kapitel 4 dargestellt. Neben den substanziellen Ergebnissen sehen wir den wesentlichen Beitrag des Projekts in der Entwicklung von speziellen wohnwissenschaftlichen Analysemethoden, die in zukünftigen Projekten weiterverwendet werden können. Diese gebäudekundlichen und sozialwissenschaftlichen Analysestrategien kommen überblicksweise in Kapitel 5 zur Sprache, um dann in Kapitel 6 die von uns untersuchten Objekte (Fallstudien) nach Gliederung dieser Analysestrategien zu beschreiben. Kapitel 6 vermittelt die wesentlichen empirischen Ergebnisse der Studie. In ausgewählter Form werden anschließend (Kapitel 7) die Fallstudien gegenübergestellt, um im Vergleich Unterschiede herauszuarbeiten.

Es ist möglich, die ausführlichen Beschreibungen der Fallstudien in Kapitel 6 auszulassen und direkt zur vergleichenden Zusammenfassung in Kapitel 7 zu gehen. Wir halten die Dokumentation der Fallanalysen zwar für unverzichtbar, um die Komplexität und Genauigkeit unseres methodischen Vorgehens deutlich zu machen, aber um einen Überblick zu erhalten, ließe sich das ganze Kapitel 6 zunächst überspringen.

Schlussfolgernde Stellungnahmen im Sinne eines Fazits („Bestimmungsgründe für die Vergemeinschaftung“) werden in Kapitel 8 formuliert. Kapitel 9 versucht, daraus für PraktikerInnen einen Leitfaden für das Bauen von Gemeinschaftswohnung abzuleiten und auf allgemeine Strategien zur interdisziplinären Problemlösung, die sich an gemeinschaftlichen NutzerInnen orientiert, hinzuweisen. Ein Ausblick auf den weiteren Forschungsbedarf bildet den Abschluss (Kapitel 10).





## 02 DER EINFLUSS VON GEBÄUDEN AUF DAS GEMEINSCHAFTLICHE WOHNEN

### PROBLEMSTELLUNG

Gemeinschaftliches Wohnen gewinnt als Wohnform Bedeutung sowohl gesellschaftspolitisch, um der Vereinzelung und schwindenden Solidarität in der globalisierten Welt entgegenzutreten, als auch aus Nachhaltigkeitsgesichtspunkten (Häussermann und Seibel 2004; Henseling, Krauß et al. 2018). Aber wie soll gemeinschaftliches Wohnen aussehen und organisiert werden? Welche architektonischen Voraussetzungen müssen geschaffen werden, um gemeinschaftliches Wohnen zu ermöglichen? Das ist die Fragestellung des Projekts.

Eine Antwort, die die Architektur bereits in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts angesichts von Wohnraumknappheit und städtischer Verdichtung gegeben hat, ist die Flexibilisierung und Vergemeinschaftung von Wohnraum (Schneider und Till 2007): die Abkehr von der Zuordnung fester Funktionen im Haus, die Veränderbarkeit seiner räumlichen Gestaltung und die Anpassung an wechselnde Nutzergemeinschaften. Demographischer Wandel macht die bauliche Anpassung bestehender Gebäude heute besonders dringlich. Inzwischen sind unzählige Modelle veränderbaren Bauens entstanden, jedoch ohne die Wirkung der Bauform auf die NutzerInnen und das alltägliche gemeinschaftliche Wohnen systematisch zu untersuchen.

In dieser Hinsicht ist das Projekt „Wohnformen“ ein erster Anfang. Es soll untersucht werden, welchen Einfluss die Architektur auf gemeinschaftliches Wohnen hat. Allerdings kann man nicht davon ausgehen, dass es bei diesem einseitigen Wirkungsverhältnis bleibt. Es kommt auch auf die Eigenschaften der Gemeinschaft an, die ein Gebäude bewohnt. Nutzung und Architektur stehen in einer Wechselbeziehung. Ebenso wenig kann man unterstellen, dass es eine allgemeine und in jedem Fall gültige Wirkung der baulichen Gegebenheiten auf das Gemeinschaftsleben gibt. Denn gemeinschaftliches Wohnen kann uns in ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen begegnen. Jede dieser Erscheinungsformen hat andere architektonische Voraussetzungen und Erfordernisse, und die Gegebenheiten des Gebäudes wirken sich unterschiedlich auf sie aus.

Die Konsequenz daraus ist, dass wir etwas über die Art und Entwicklung von Wohngemeinschaften wissen müssen, um die Beziehung von Gebäuden und gemeinschaftlichem Wohnen untersuchen zu können. Natürlich geht es am Ende um die Präferenzen der BewohnerInnen, ihr Wohlbefinden beim Wohnen, aber um generalisieren zu können, müssen wir diese Präferenzen im Ansatz kausal erklären können. D.h. wir brauchen eine Theorie des gemeinschaftlichen Wohnens, aus der sich die Bedingungen für die Akzeptanz der NutzerInnen ableiten lassen. Die architektonische Gestalt des Gebäudes, der Raumzuschnitt, Möblierung, Vorkehrungen für Privatheit und eine große Fülle weiterer äußerer Funktionen sind kausalrelevante Determinanten im

Rahmen einer solchen Theorie. Aber auch die „weichen“ Charakteristiken, die sozialen Merkmale der Gruppe selbst, die gemeinschaftlich zusammenlebt, sind zu berücksichtigen. Eine Gemeinschaft kann z.B. eher locker und unstrukturiert oder geordnet und reglementiert verfasst sein, kurzzeitig bestehen oder schon eine lange Geschichte haben (Schäfers 1999; Sader 2008). Erst beides zusammen—die durch das Gebäude gegebenen Funktionen und die Gemeinschaftseigenschaften—bestimmt die Qualität des gemeinschaftlichen Wohnens.

## THEORETISCHER RAHMEN

### Das Funktions-Gemeinschaftsschema

Als theoretisches Schema für die Rekonstruktion dieser doppelten Determination übernehmen wir aus der Anthropologie das sog. Grid-group-Paradigma der Cultural Theory (Douglas 1986; Thomson, Ellis und Wildavsky 1990). Darauf aufbauend formulieren wir die Theorie des gemeinschaftlichen Wohnens, die die Bestimmungsgründe von Vergemeinschaftung bestimmt (Kapitel 8). Diese Theorie ergibt sich aus den empirischen Befunden der vorliegenden Untersuchung. Sie ist darüber hinaus eine Theorie, die Dynamik involviert und die Veränderbarkeit beim Wohnen in Rechnung stellt. Entsprechend berücksichtigen wir den Umstand, dass sich Wohnen immer im zeitlichen Verlauf vollzieht (Awan, Schneider und Till 2011).

Begrifflich unterscheidet die Theorie zwei Strukturmomente beim Wohnen: die starken oder schwachen Funktionen (starr/flexibel) und die starke oder schwache Ausprägung von Gemeinschaft (privat/ öffentlich). Starke/schwache Funktion meint die Strukturbedingung, dass sich die Funktionen des Wohnens im Verlauf entweder zwanglos oder nur gegen Widerstand ändern lassen. Starke/schwache Gemeinschaft stellt das Eingebundensein in eine Gruppe dar, das Abstufungen von entweder Rückzug oder Sozialität ermöglicht. Im Geist der Cultural Theory rekonstruieren wir gemeinschaftliches Wohnen also strukturtheoretisch. Die strukturellen Gegebenheiten bedingen bestimmte gemeinschaftliche Verhaltensweisen, nicht umgekehrt. Es sind die Kombinationen der Dimensionen Funktion und Gemeinschaft, die jeweils die Präferenzen und das gemeinschaftsbezogene Verhalten der BewohnerInnen determinieren.

In der Anwendung erhalten wir als grobe Typengliederung vier Varianten des gemeinschaftlichen Wohnens (Tabelle 1): traditionelles, unkonventionelles, individualistisches und isoliertes Wohnen\*. An dieser aus dem Grid-group-Paradigma abgeleiteten Systematik (Wegener 2018a, 2018b) orientieren sich die Operationalisierungen für die Untersuchung des gemeinschaftlichen Wohnens in unserem Projekt. Als Beispiele erwähnt das abgebildete Schema die Wohngemeinschaft für den traditionellen Fall; Cluster-Wohnung (shared space) mit großen öffentlichen und minimalen privaten Bereichen als unkonventionelle Wohnform; Flurgemeinschaften für das individualistische Wohnen; und kleine Apartments (Mikroapartments) als Ausdruck des isolierten Wohnens.

Tabelle 1:  
Funktions-  
Gemeinschaftsschema

	<b>schwache Gemein- schaft</b> (privat)	<b>starke Gemeinschaft</b> (öffentlich)
<b>starke Funktion</b> (starr)	Isolierte <b>Isoliert</b> (Mikroapartments)	Hierarchisten <b>Traditionell</b> (Wohngemeinschaft)
<b>schwache Funktion</b> (flexibel)	Individualisten <b>Individualistisch</b> (Flurgemeinschaft)	Enklavisten <b>Unkonventionell</b> (Cluster-Wohnung)

**Personen-Gebäude-Interaktion**

Ob sich diese Zuordnung, die sich zunächst an der äußeren Gebäudetypologie orientiert, auf das tatsächliche Gemeinschaftsleben übertragen lässt, ist die empirisch zu überprüfende Frage. Ist es unbedingt so, dass die äußere Einrichtung als Flurgemeinschaft zum Beispiel bestimmte „individualistische“ Verhaltensweisen der BewohnerInnen evoziert und eine schwache Gemeinschaftsbindung hervorruft? Oder dass die Struktur von Cluster-Wohnungen

\* Für den Anwendungsbereich, der hier intendiert ist, ist das die Übersetzung von hierarchistischer, egalitärer, individualistischer und fatalistischer Organisationsform des ursprünglichen Grid-group-Paradigmas der Cultural Theory. Die beiden entsprechenden Strukturdimensionen des Ursprungsschemas werden als grid und group bezeichnet (Douglas 1982, 1986). Mit grid ist das Raster der Regeln gemeint, denen ich als Inhaber einer bestimmten sozialen Position unterworfen bin. Die Umwelt des Menschen ist aber auch durch das Ausmaß gekennzeichnet, in dem er Teil abgegrenzter sozialer Gruppen ist (group). Je stärker das Individuum in eine Gruppe „inkorporiert“ ist, um so mehr werden seine Entscheidungen von Gruppennormen determiniert. Damit knüpft die Theorie an die Unterscheidung Émile Durkheims von sozialer Regulation und Integration in Institutionen an (Durkheim 1912). Wir übertragen das hier auf gemeinschaftliches Wohnen und seine Architekturen.

notwendig ein „unkonventionelles“ Miteinander im Rahmen eines starken Gemeinschaftsgefühls bedingt? Ob es also eine klare Determination der gemeinschaftlichen Wohnweise durch das Gebäude tatsächlich gibt, ist das zu untersuchende Problem. Wir müssen dabei in Rechnung stellen, dass es eine Interaktion zwischen den GemeinschaftsbewohnerInnen und den Gebäuden gibt, was zur Folge hätte, dass die Anlage des Gebäudes und die damit verbundenen planerischen Absichten sich in der Nutzung anders als vorgesehen darstellen.

Analytisch wird man deswegen das Funktions-Gemeinschaftsschema von Tabelle 1 in zwei Interpretationen parat halten müssen: als mögliche Typologie von Gebäuden und als mögliche Typologie von Gemeinschaftsformen beim Wohnen in diesen Gebäuden. Wie beide Sichtweisen zur Deckung zu bringen sind, ist die klassifikatorische Herausforderung des Projekts.

### **Nachbarschaft**

Zur Taxonomie gehört auch eine Differenzierung unterschiedlicher Ebenen, auf denen Vergemeinschaftung stattfinden kann: die Ebene des Haushalts, des Gebäudes, der Nachbarschaft. (Canter und Rees 1982). Gemeinschaftliches Wohnen muss auf allen drei Ebenen und in der Wechselwirkung zwischen diesen Ebenen analysiert werden. Man kann vermuten, dass Wohlbefinden und Wohnzufriedenheit in dem Maße wachsen, in dem der Grad und der Typus der Vergemeinschaftung sowie die geteilten Wohnfunktionen den baulichen Strukturen auf allen drei Ebenen entsprechen. Insofern ist die Empirie unseres Projekts nicht auf die interne Abmessung einer Wohnung begrenzt, sondern untersucht auch den Einfluss der Umgebung, insbesondere den der Nachbarschaft.

Allerdings steht die Mikroperspektive im Vordergrund, d. h. die Konzentration auf die Wohnung. Die Umgebungsvariablen werden nur berücksichtigt, insofern sie sich auf die Wahrnehmung und das Verhalten der BewohnerInnen in Gemeinschaftswohnungen auswirken.

### WOHNGESCHICHTLICHE AUSGANGSLAGE

Menschliches Wohnen ist historisch immer Gemeinschaftswohnen gewesen\*—sowohl in der Steinzeit als auch im sog. „ganzen Haus“ des Mittelalters, das keineswegs nur die unmittelbaren Familienangehörigen, sondern alle, die an einer Arbeits-, Familien- und Wohngemeinschaft beteiligt waren, umfasste. Erst die Industrialisierung führte zur Ausgrenzung der Nicht-Verwandten aus dem „ganzen Haus“. Das gilt sowohl bezogen auf ländliche Regionen, wo die Nachbarschaft als Strukturelement in den Hintergrund trat (Laslett 1991), als auch vor allem in den Städten mit der Folge von Verinselung und Anonymisierung (Simmel 1903). Erst seitdem Gemeinschaft als strukturelles Element durch die Industrialisierung verlorengegangen ist (Tönnies 1935), macht es also Sinn, von gemeinschaftlichem Wohnen als Gegenform zu sprechen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es genossenschaftliche Siedlungsbewegungen als Modell für gemeinschaftliche Praxis und das Wirtschaften (Frühsozialisten wie Charles Fourier und Robert Owens). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehen einerseits die Gartencity-Bewegung, andererseits große genossenschaftliche Projekte, z. B. in Wien (Werkwohnungsbau) mit umfangreichen Gemeinschaftseinrichtungen bis hin zu gemeinschaftlichen Badehäusern. Diese frühen Modelle wurden aber allesamt nicht fortgesetzt. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts dominiert die Familienbezogenheit des Wohnens und manifestiert sich in engen Vorschriften über Wohnungsaufteilung, Funktionsdefinitionen und Normierung des Platzbedarfs. Das ändert sich in Deutschland erst in den späten 60er und den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zunächst handelte es sich um eine bottom-up-Bewegung (WGs, Hausbesetzungen), wurde dann aber auch vereinzelt staatlich initiiert (Wohnmodell Steilshoop in Hamburg). Inzwischen gibt es eine erkennbare Tendenz hin zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten, obwohl sie quantitativ noch nicht wirklich dominant sind und die rein familiären Wohnformen nicht etwa verdrängt haben. Häussermann und Siebel (2004) sprechen lediglich von „neuen Haushaltsformen“. Die statistischen Zahlen dazu belegen, dass die bürgerliche Kleinfamilie ein Haushaltstyp neben anderen geworden ist.

Erklärungen für die Zunahme gemeinschaftlicher Wohnformen sind soziologisch-demographisch. Als Stichworte dazu sind zu nennen (Häussermann und Siebel 2004; Flade 2006): Pluralisierung der Lebensformen, hohes Wohlstandsniveau, Ausweitung der schulischen und beruflichen Bildung, ver-

---

\* Man kann so weit gehen und den Standpunkt vertreten, dass der Begriff des Wohnens Gemeinschaftlichkeit analytisch impliziert. Eremiten oder Henry Thoreau in seinen Aufzeichnungen *Walden or Life in the Woods* (Thoreau 1854) beziehen sich in ihrer Lebensform ja gerade auf die Absetzung zu diesem Konzept.

änderte Rolle der Frau, steigende Arbeitsmarktmobilität, wohlfahrtsstaatliche Absicherung, die unabhängig von der Familie geworden ist, Verlängerung der Lebensphase und die schwindende Bedeutung der Familie als Altersversorgung. Als Reaktion entsteht das Bedürfnis nach Gemeinschaft als Lebensstil (Hradil 2018).

Hinzu kommt der ökologische Aspekt (wenn nicht als Erklärung, so doch als Folge). Das bezieht sich einmal auf den reinen Verbrauch von Fläche, aber zum anderen auch auf die ökologisch bewusste Lebensform, die sich in Gemeinschaft eher als im Einzelhaushalt verwirklichen lässt. Schließlich realisiert sich in Gemeinschafts-Wohnprojekten auch ein Partizipationsanspruch, dem politisch zunehmend Rechnung getragen wird.

### INTERDISZIPLINÄRE WOHNFORSCHUNG

Um die Bedingungen des gemeinschaftlichen Wohnens zu untersuchen, bedarf es der Expertise aus Architektur und Sozialwissenschaften. Mit dem Ziel einer Gemeinschaftstypologie muss das gemeinschaftliche Zusammenleben analysiert und kategorisiert und in seinen Abstufungen gemessen werden—hier ist die sozialwissenschaftliche Perspektive gefragt. Zweitens müssen die Funktionen, die die jeweiligen Gebäude zur Verfügung stellen und die von den BewohnerInnen in Anspruch genommen werden, gebäudekundlich erfasst, protokolliert und abgebildet werden—eine genuin architektonische und architekturtheoretische Aufgabe. Im Resultat haben wir es mit interdisziplinärer Wohnforschung zu tun.

Interdisziplinarität heißt aber nicht nur, dass man aus unterschiedlichen Perspektiven auf einen Forschungsgegenstand blickt, sondern auch dass die Wechselwirkungen zwischen den Betrachtungsweisen exploriert werden (Wegener 2006). Im vorliegenden Fall bezieht sich das auf die unterschiedlichen Dimensionen der Datenerhebung: die Erfassung der Gemeinschaftstypologie einerseits und die gebäudekundliche Dokumentation mit den Funktionsbeschreibungen der Räume andererseits. Diese Ausrichtung spiegelt sich in den Methoden wider, die in diesem Projekt zur Anwendung kommen und explizit für das Projekt entwickelt wurden. In ihrer Summe erfüllen die Methoden das wissenschaftstheoretische Kriterium der Triangulation, d. h. es handelt sich um eine Strategie, bei der ganz verschiedene Ansätze berücksichtigt werden und einen unterschiedlichen Zugang zu den zu untersuchenden Phänomenen ermöglichen—vor allem in der Kombination aus quantitativer und qualitativer Datenerfassung und Interpretation (Denzin 1978; Flick 2008). Unser interdisziplinärer triangulatorischer Ansatz basiert entsprechend auf einer Reihe heterogener Datenerfassungs-, Auswertungs- und Visualisierungsverfahren. Sie werden in Kapitel 5 vorgestellt.

## SUFFIZIENZ UND HOUSING WELLBEING ALS KRITERIEN FÜR GUTES GEMEINSCHAFTLICHES WOHNEN

In der Diskussion um nachhaltiges Bauen nehmen Suffizienz und Flächenverbrauch eine immer wichtigere Position ein. Jedoch ist die Frage, wie viel Wohnfläche eine Person benötigt und wie sich mit Hilfe innovativer gemeinschaftlicher Wohnformen der Flächenverbrauch optimieren lässt, bisher noch zu wenig behandelt worden. In unserem Projekt wird daher an Hand von Gemeinschaftswohnungen geprüft, ob die klassische funktionale Aufteilung von Wohnraum noch zeitgemäß ist und wie sich durch deren Neudefinition der Flächenanspruch reduzieren lässt.

Im Sinne des Projektauftrags haben wir damit ein erstes, architekturtheoretisches Kriterium für die Beurteilung guten gemeinschaftlichen Wohnens. Anhand der Planunterlagen der zu untersuchenden Gebäude wird zunächst zeichnerisch ermittelt, in welchen Verhältnissen die Gemeinschaftsflächen zu privat genutzten Flächen stehen (Flächen- und Raumanalyse), um dann auf der Basis von Beobachtungen und Interviews die tatsächliche Nutzung kleinteilig und im Tagesablauf zu erfassen (Aneignungs- und Raumnutzungsanalyse). Letzteres vollzieht sich sowohl grafisch als auch mit Hilfe eines inhaltsanalytisch entwickelten Kategoriensystems für die Klassifikation von Aktivitäten und der Gemeinschaftstypen.

Ein weiteres Kriterium ist das Housing Wellbeing, d. h. die Wohlfahrt im Haus. Hier knüpfen wir an die Forschungen zur Psychophysik des Wohnens der Projektverantwortlichen an (Wegener 1982, 2013). Ausgehend zunächst von Fallstudien in Modellhäusern wurde in dieser Forschung ein Instrument zur Erfassung des Wohn-Wohlbefindens entwickelt und in Bevölkerungsbefragungen eingesetzt (Wegener und Fedkenheuer 2014, 2018; Fedkenheuer und Wegener 2015). Kennzeichnend für den Ansatz ist, dass Housing Wellbeing nicht etwa als Summe einzelner Komfortmessungen erfasst wird, sondern als ein eigenständiges Konstrukt, das Ausdruck unmittelbar erlebter Wohlfahrt beim Wohnen ist (Wegener und Schmidt 2019). Ihm zur Seite steht die Wohnzufriedenheit, die reflektierender vorgeht und sich an Standards und Vergleichen orientiert (Kahneman, Diener und Schwarz 1999; Kahneman 2013). Housing Wellbeing und Wohnzufriedenheit stellen mithin den doppelten Maßstab für erlebtes gutes Wohnen dar, den wir—zusätzlich zum Gesichtspunkt der Suffizienz—bei der Bewertung von Gemeinschaftsbauten zur Anwendung bringen.



## 03 LITERATURÜBERBLICK

Bereits vor dem eigentlichen Projektstart wurde mit einer intensiven Literaturaufarbeitung begonnen. Da es sich um ein heterogenes interdisziplinäres Bezugsfeld handelt und die Texte zum Teil schwer zugänglich sind, wurden auch kostenpflichtige Literaturdienste in Anspruch genommen.

Einen besonderen Schwerpunkt der Literaturarbeit bildete die begrifflich-theoretische und empirische Auseinandersetzung mit dem Begriffspaar Öffentlichkeit und Privatheit. Während es zum Thema öffentlich/privat bezogen auf den Stadtraum unübersehbare viele Veröffentlichungen und planerischen Stellungnahmen gibt, werden die entsprechenden Abgrenzungsfragen in Bezug auf Wohnungen nur selten diskutiert. Darüber hinaus bildeten die folgenden Themen die Schwerpunkte für die Recherche: Gemeinschaftliches Wohnen; Psychologie der Gruppe; Wohnzufriedenheit; environmental satisfaction; Wellbeing (happiness research); Psychophysik des Wohnens; place satisfaction und sense of belonging (Umweltpsychologie); Komfortmessung; flexible housing; Kausalitätsmodelle für Wohnzufriedenheit; Landnutzung (Suffizienz).

Für jedes dieser Themenfelder findet sich im Folgenden eine kleine Anzahl von wesentlichen Beispielarbeiten. Verwiesen sei auch auf das Literaturverzeichnis im Anhang als weitere Auswahl. Aufbauend auf dem Themenschema und den Beispielen ließe sich ein ausführliches Literatur-Review zum gemeinschaftlichen Wohnen erstellen, eine Aufgabe, zu der wir als ein zukünftiges Projekt ausdrücklich anregen möchten.

Themenbereiche	Wesentliche Arbeiten
Öffentlichkeit/ Privatheit	<p>Rössler, B. 2001. <i>Der Wert des Privaten</i>. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.</p> <p>Geuss, R. 2013. <i>Privatheit. Eine Genealogie</i>. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.</p> <p>Douglas M. 1982. Cultural bias. Pp. 183-254 in M. Douglas, <i>In the Active Voice</i>. London: Routledge and Kegan Paul.</p> <p>Douglas M. 1986, <i>How Institutions Think</i>. London: Routledge and Kegan Paul.</p>
Gemeinschaftliches Wohnen	<p>Balmer, I. &amp; Gerber, J.-D. 2018. Why are housing cooperatives successful? Insights from Swiss Affordable Housing Policy. <i>Housing Studies</i> 33: 361-385.</p> <p>Becker, A., L. Kienbaum, K. Ring &amp; P. C. Schmal 2015. <i>Bauen und Wohnen in Gemeinschaft—Building and Living in Communities</i>. Basel: Birkhäuser.</p> <p>Bresson, S. &amp; S. Deneffe 2015. Diversity of selfmanagement co-housing initiatives in France. <i>Urban Research &amp; Practice</i> 8: 5-16.</p> <p>Henseling, C., N. Krauß, A. Specht, S. Behrendt, S. Wieland, C. Jänicke &amp; A. v. Bodelschwingh 2018. <i>Soziale, ökologische und ökonomische Effekte und Potenziale gemeinschaftlicher Wohnformen</i>. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.</p> <p>Rudhof, B. 2013. <i>Gemeinschaftlich wohnen</i>. Berlin: Jovis.</p>
Psychologie der Gruppe	<p>Sader, M. 2008. <i>Psychologie der Gruppe</i>. 9. Auflage. Juventa, Weinheim/München 2008.</p> <p>Schäfers B. (Hrsg.) 1999. <i>Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte—Theorien—Analysen</i>. 3. Auflage, Wiesbaden: Quelle u. Meyer.</p>
Wohnzufriedenheit; environmental satisfaction	<p>Jansen, S. J. T. (2012). Why is housing always satisfactory? A study into the Impact of preference and experience on housing appreciation. <i>Social Indicators Research</i>, 113(3), 785-805.</p> <p>Jansen, S. J. T. 2014. The impact of the have-want discrepancy on residential satisfaction. <i>Journal of Environmental Psychology</i>, 40, 26-38.</p> <p>Clapham, D., C. Foye &amp; J. Christian 2018. The concept of subjective well-being in housing research. <i>Housing, Theory and Society</i> 35: 261-280.</p> <p>Healthy Home Barometer (HHB) 2016. Healthy Homes Barometer 2016. European Survey by the VELUX Group. M. K. Rasmussen, publisher.</p>

Tabelle 2:  
Thematischer  
Literaturüberblick

Themenbereiche	Wesentliche Arbeiten
Wellbeing (happiness research)	<p>Diener, E. (1994). Assessing subjective well-being: Progress and opportunities. <i>Soc Indic Res</i> 31: 103–157.</p> <p>Kahneman, D. 2013. <i>Thinking, fast and slow</i>. New York: Farrar, Straus and Giroux.</p> <p>Kahneman, D., E. Diener &amp; N. Schwarz (eds.) 1999. <i>Well-being: The foundations of hedonic psychology</i>. New York: Russell Sage Foundation.</p> <p>Ryan, R. M. and E. L. Deci (2001). On happiness and human potentials: A review of research on hedonic and Eudaimonic Well-Being. <i>Annu. Rev. Psychol.</i> 52: 141–166.</p>
Psychophysik des Wohnens	<p>Fedkenheuer, M. &amp; B. Wegener 2015. The housing well-being inventory. Understanding how people interact with their homes. <i>Daylight &amp; Architecture</i> 23: 3-15.</p> <p>Schreiner, K. 2016. <i>Zur Bedeutung von Umweltmerkmalen und -aneignungen im Wohnen. Konstruktion eines Fragebogens zum Wohlfühlen/Zuhausefühlen in Wohnungen</i>. Hamburg: disserta verlag.</p> <p>Wegener, B. 1982. Outline of a structural taxonomy of sensory and social psycho-physics. Pp. 1-40 in B. Wegener (ed.), <i>Social attitudes and psychophysical measurement</i>. Hillsdale, NJ: Erlbaum.</p> <p>Wegener, B. 2013. Die Psychophysik des Wohnens. Pp. 43-46 in M. Hegger, C. Fafflok, J. Hegger &amp; I. Passing (Hrsg.), <i>Aktivhaus. Das Grundlagenwerk: Vom Passivhaus zu Energieplushaus</i>. München: Callwey.</p>
place satisfaction, sense of belonging	<p>Bugden, D. &amp; Stedman, R. 2019. Place and behavior: The role of accessibility. <i>Journal of Environmental Psychology</i>, 63: 109-117.</p> <p>Canter, D. 1977. <i>The psychology of place</i>. London: Architectural Press.</p> <p>Canter, D. 1991. Understanding, assessing, and acting in place: Is an integrative framework possible? Pp. 191-209 in G. W. E. T. Garling (ed.), <i>Environment, cognition, and action: An integrated approach</i>. New York: Oxford Univ. Press.</p> <p>Canter, D. 1997. The facets of place. Pp. 109-147 in G. T. Moore &amp; R. W. Marans (eds.), <i>Advances in environment, behaviour, and design</i>. New York: Plenum Press.</p>

Themenbereiche	Wesentliche Arbeiten
Komfortmessung	<p>Chappells, H. &amp; Shove, E. 2005. Debating the future of comfort: Environmental sustainability, energy consumption and the indoor environment. <i>Building Research &amp; Information</i> 33: 32-40.</p> <p>Hasselaar, E. 2006. <i>Health Performance of Housing. Indicators and Tools</i>. Amsterdam: IOS Press Delft University.</p> <p>Shin, J. 2016. Toward a theory of environmental satisfaction and human comfort: A processoriented and contextually sensitive theoretical framework. <i>Journal of Environmental Psychology</i> 45: 11-21.</p> <p>Shove, E. 2003. <i>Comfort, cleanliness and convenience. The social organization of normality</i>. Oxford: Berg.</p>
flexible housing	<p>Schneider, T. &amp; Till, J. 2007. <i>Flexible housing</i>. London: Architectural Press.</p> <p>Awan, N., Schneider, T. &amp; Till, J. 2011. <i>Spatial agency: Other ways of doing architecture</i>. New York: Routledge.</p> <p>Cowee, N. P. &amp; Schwer, P. 2008. <i>Die Typologie der Flexibilität im Hochbau</i>. Hochschule Luzern: ainteract Luzern.</p>
Kausalitätsmodelle für Wohnzufriedenheit	<p>Aragonés, J. I., Amérigo, M. &amp; Pérez-López, R. 2017. Residential satisfaction and quality of life. Pp. 311-328 in Fleury-Bahi, G., E. Pol &amp; O. Navarro (eds.), <i>Handbook of Environmental Psychology and Quality of Life Research</i>. Heidelberg: Springer.</p> <p>Canter, D. &amp; Rees, K. 1982. A multivariate model of housing satisfaction. <i>International Review of Applied Psychology</i> 31: 185-208.</p> <p>Galster, G. C. &amp; Hesser, G. W. 1981. Residential Satisfaction: Compositional and Contextual Correlates. <i>Environment and Behaviour</i> 13: 735-758</p> <p>Wegener, B. &amp; Schmidt, P. 2019. Happiness in the home: Residential satisfaction, comfort, and the wellbeing of place (submitted manuscript)</p>
Landnutzung (Suffizienz)	<p>Goodbun, J., Till, J. &amp; Iossifova, D. (eds.) 2012. Scarcity: Architecture in an age of depleting resources. <i>Architectural Design</i> 218.</p> <p>Walto, G. 2017. Suffizienzstrategien für das Wohnen. Mögliche Auswirkungen der Suffizienzdiskussion auf den Wohnungsmarkt der Schweiz. Univ. Zürich: Abschlussarbeit</p>





## 04 UNTERSUCHUNGSANLAGE

### DREI MODULE

Es wurden neun Objekte für gemeinschaftliches Wohnen untersucht. Die Objekte bilden ein breites Spektrum von Gebäudetypen ab, wobei die Erarbeitung einer entsprechenden Typologie selbst Gegenstand des Projekts ist. Es wurden zeitgenössische, aber auch ältere, historische Bauten ausgewählt. Bei acht der Gebäude handelt es sich um studentische Wohngemeinschaften bzw. -heime. Zum Vergleich wurde ein Seniorenheim in die Stichprobe aufgenommen.

Die Arbeit war in drei grundsätzliche Module gegliedert:

Das erste war der Analyse des physischen Wohnumfelds der neun Wohngemeinschaften gewidmet. Dabei beschränkte sich die Analyse nicht auf die Gebäudesubstanz, sondern erfasste auch Möblierung, Ausstattung und andere Modifikationen durch die NutzerInnen. Die übliche funktionale Beschreibung von Räumen berücksichtigt nur oberflächlich biologische und soziale Grundbedürfnisse: Schlafen, Kochen und Essen, Bad, Wohnen. Im Rahmen unseres Ansatzes hingegen wird eine detaillierte Darstellung der tatsächlichen Nutzung der Räume erarbeitet, analysiert und in grafische Notationen umgesetzt.

Aufbauend auf den eigenen Arbeiten zum Housing Wellbeing und zur Wohnzufriedenheit befasste sich das zweite Modul des Projekts mit den Einstellungen und dem Verhalten der NutzerInnen. Mit Befragungen und Interviews (sowohl strukturiert als auch qualitativ) wurden die Motivationen und Wirkungen der gemeinschaftlichen Wohnfunktionen und ihre Veränderung erfasst und mit den gebäudekundlichen Daten in Beziehung gesetzt. Dies geschah auch vor dem Hintergrund der jeweiligen Betreiberkonzepte, die aus Planungsunterlagen und Experteninterviews mit Vertretern der Träger erfasst wurden (Studierendenwerke in Berlin und Frankfurt, Collegium Academicum in Heidelberg und die GEWO BAG in Berlin).

Als drittes Modul wird schließlich versucht, die Ergebnisse der vergleichenden Fallstudien zu verallgemeinern, um einen Leitfaden für das Bauen von Gemeinschaftswohnungen zu erstellen. Es werden Parameter definiert, anhand derer die geeignete Wohnform für eine bestimmte Nutzung gefunden und der entsprechende Entscheidungsprozess nachgezeichnet werden kann. Dabei wird explizit auch auf interaktive Formen der interdisziplinären Problemlösung eingegangen—z. B. auf das populäre Verfahren des Design Thinking mit dem nutzerorientierte Lösungen für komplexe Problemstellungen in Teams aus Vertretern unterschiedlicher Disziplinen erarbeitet werden können. Die Anwendung auf die Planung von Gemeinschaftswohnungen stellt eine mögliche Perspektive dar.

### FORTGESCHRIEBENE INSTRUMENTENENTWICKLUNG

Ein wesentliches Kennzeichen des Projekts ist die Entwicklung von speziellen wohnwissenschaftlichen Methoden. Einige der entsprechenden Instrumente entstanden ursprünglich im Rahmen mehrerer eigener Projekte zur interdisziplinären Wohnforschung. Das bezieht sich auf die Housing Wellbeing-Messung und die Operationalisierung von Wohnzufriedenheit (Wegener und Fedkenheuer 2014, 2018) sowie auf strukturierte Befragungen von BewohnerInnen von Studierendenwohnheimen (Fedkenheuer 2018). Diese sozialwissenschaftlichen Instrumente wurden an die Bedingungen des laufenden Projekts angepasst, bevor sie zum Einsatz kamen.

Gemeinschaftliches Wohnen wurde von den Autoren zunächst im Rahmen der Begleitforschung des Studierendenwohnheims CUBITY in Frankfurt in den Jahren 2016-2018 untersucht (Joppien et al. 2019). Dabei haben wir verschiedene Feldinstrumente eingesetzt und erprobt (Interviewleitfäden, Gruppendiskussionen, Online-Befragungen der NutzerInnen, teilnehmende Beobachtung). Auch diese Methoden wurden für das Projekt „Wohnformen“ weiterentwickelt und angepasst.

Gestützt auf frühere Versuche wurden speziell für das Projekt gebäudekundliche Erfassungsmethoden neu entwickelt. Hierbei geht es um die topologische Gliederung von Architekturen in Bezug auf die Wohnfunktionen und ihre grafische Umsetzung sowie die Entwicklung von Notationen. Mit diesem Instrumentarium können quantitative Zusammenhänge zwischen den räumlichen und den nutzerspezifischen Variablen anschaulich dargestellt werden.

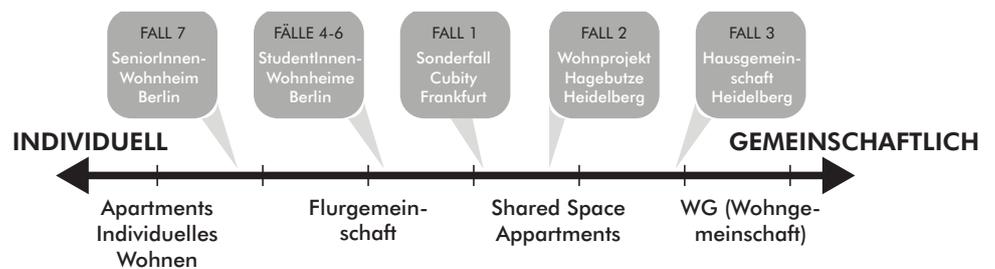
**PRINZIPIEN DER GEBÄUDEAUSWAHL**

Die Gliederung der Wohnformtypen, die wir untersuchen, orientiert sich an der im Bereich der studentischen Wohnheime gängigen Differenzierung und an der theoretischen Rekonstruktion durch das Funktions-Gemeinschafts-schema von Tabelle 1. Wir unterscheiden zwischen:

- A. Wohngemeinschaft (WG) mit Gemeinschaftsflächen
- B. Cluster-Wohnungen mit großen Gemeinschaftsflächen (shared space)
- C. Flurgemeinschaft mit gemeinschaftlich genutzten Funktionsräumen
- D. Mikroapartments (individualisiertes Wohnen) mit externen Gemeinschaftsflächen

Die Wohnformen sind eindimensional auf einem Kontinuum von „individuell“ zu „gemeinschaftlich geteilt“ anzuordnen (Abbildung 1). Sie wurden in den neun Fallstudien komparativ in den Standorten Berlin, Frankfurt und Heidelberg untersucht, um mit Hilfe der sozialwissenschaftlichen und gebäudekundlichen Methoden die Formen des gemeinschaftlichen Wohnens zu analysieren.

Abbildung 1:  
Untersuchte Objekte



## REKRUTIERUNG DER BEFRAGUNGSPERSONEN

Pro Gebäude wurden fünf bis zehn Personen befragt. Eine Vollerhebung aller BewohnerInnen in einem Gebäude oder Gebäudekomplex hätte sehr wahrscheinlich nur zu redundanten Informationen und Wiederholungen geführt. Die Rekrutierung der Teilnehmenden verlief dabei auf unterschiedliche Weise. In Heidelberg ergab sich der Zugang über die ArchitektInnen im Projekt, die mit dem Förderverein Collegium Academicum, dem Träger des untersuchten Studierendenwohnheims in Heidelberg, bereits im Austausch standen. Daraus ergab sich in einer Art Schneeballverfahren der Kontakt zu einem weiteren Wohnprojekt in Heidelberg, der Hagebutze. Bei dem Studierendenwohnheim in Frankfurt (CUBITY) ließen sich die Kontakte ebenfalls zwanglos herstellen, da das Team bereits die sozialwissenschaftliche Begleitforschung zum Projekt durchgeführt hatte.

Die Teilnehmenden im Seniorenwohnhaus in Berlin-Reinickendorf wurden vor Ort gewonnen. Das Forschungsteam bekam, vermittelt über die Gemeinschaftskoordinatorin des Hauses, die Gelegenheit, das Projekt der interessierten Bewohnerschaft vorzustellen und Termine für die Interviews und Begehungen zu vereinbaren.

Die Rekrutierung der BewohnerInnen in den vier Berliner Studierendenwohnheimen erwies sich im Vergleich als komplizierter, obwohl das Studierendenwerk sehr kooperativ und unterstützend zur Seite stand. Die Vermittlung erfolgte hier durch die Wohnheimtutoren, die für die Betreuung internationaler Studierender verantwortlich sind und den Aufruf zur Teilnahme über Aushänge und soziale Medien in ihren Wohnheimen verteilten. Parallel wurden vom Studierendenwerk E-Mails an alle BewohnerInnen versendet, um auf das Projekt aufmerksam zu machen und das persönliche Erscheinen der Team-Mitglieder an den jeweiligen Standorten anzukündigen. Außerdem wurde ein Portal zur Onlineanmeldung geschaltet. Den letzten Erfolg bei der Rekrutierung brachte schließlich die Zusicherung einer symbolischen Aufwandsentschädigung von 10 Euro, so dass die gewünschte Anzahl potentieller Teilnehmer schließlich erreicht werden konnte.

**INTERVIEWS UND ONLINE-BEFRAGUNGEN**

Im Zentrum der Datenerhebung stand die wohnsoziologische Gebäudebegehung mit Einzelinterviews und anschließenden Gruppendiskussionen. Als followup und um quantifizierbare Aussagen zu erhalten, wurden mit den Interviewpartnern drei Monate später standardisierte Online-Befragungen durchgeführt. Es fanden 52 Begehungen mit Einzel- und Gruppeninterviews statt. Bei der Online-Befragung haben 44 Befragte vollständig ausgefüllte Fragebögen abgeliefert, was einem Rücklauf von 85 Prozent entspricht.

In der ursprünglichen Planung und Beantragung des Projekts lag das Schwergewicht der Datenerhebung auf Gruppendiskussionen (Fokusgruppen) mit den BewohnerInnen. Es hat sich aber schnell herausgestellt, dass es in Gruppengesprächen schwierig war, die unterschiedlichen Sichtweisen, Bevorzugungen und das Verhalten der einzelnen BewohnerInnen zu erfassen und darauf detailliert einzugehen. Wir sind deswegen bereits während der Untersuchung der ersten Wohngemeinschaft dazu übergegangen, ausschließlich Einzelinterviews durchzuführen. Das hat zwar zu einer wesentlichen Erhöhung des Arbeitsaufwands in Bezug auf Erhebung und Auswertung geführt—statt der ursprünglich vorgesehenen 20-25 Interviews wurden jetzt 52 durchgeführt. Der Informationsgewinn war aber beträchtlich und rechtfertigte den Mehraufwand.

Tabelle 3:  
Durchgeführte Begehungen  
und Befragungen

<b>Gebäude/Gemeinschaftswohnung</b>	<b>Begehungen, Interviews</b>	<b>Online- Befragungen</b>
Studentisches Wohnprojekt Heidelberg (Hausgemeinschaft Heidelberg)	11	9
Wohnprojekt Heidelberg (Hagebutze)	7	7
Studierendenwohnheim Berlin (Salvador Allende)	6	6
Studierendenwohnheim Berlin (Eichkamp)	8	5
Studierendenwohnheim Berlin (Dauerwaldweg)	8	5
Studierendenwohnheim Berlin (Wohn!Aktiv)	7	7
Studierendenwohnheim Frankfurt a.M. (CUBITY)	5	5
	52	44

## KURZBESCHREIBUNG DER BEFRAGTEN

Tabelle 4:  
Kurzbeschreibung der  
Befragten

	Gesamt	CUBITY	Hausgemeinschaft	Hagebutze (DG)	Hagebutze (3.OG)	Dauerwaldweg	Eichkamp	Salvador-Allende	Wohn!Aktiv
<b>Geschlecht</b>									
männlich	11 25%	2 40%	2 22%	1 25%	1 33%	3 60%	1 20%	0 0%	1 14%
weiblich	33 75%	3 60%	7 78%	3 75%	2 67%	2 40%	4 80%	6 100%	6 86%
<b>Alter in Jahren (Durchschnitt)</b>	23,5	22,0	25,2	25,3	29,0	21,0	22,2	21,7	(67,6)
<b>Wohndauer in Monaten (Durchschnitt)</b>	22,1	15,0	29,3	13,0	18,7	19,2	22,2	27,7	22,0
<b>vorherige Wohnform</b>									
bei den Eltern	14 32%	3 60%	1 11%	0 0%	0 0%	3 60%	3 60%	4 67%	0 0%
in einer eigenen Wohnung	10 23%	1 20%	0 0%	0 0%	1 33%	1 20%	0 0%	0 0%	7 100%
in einer Wohngemeinschaft	19 43%	1 20%	8 89%	4 100%	2 67%	1 20%	1 20%	2 33%	0 0%
in einem anderen Wohn- heim	1 2%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%	1 20%	0 0%	0 0%
<b>gewünschte Wohnform</b>									
alleine	4 9%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%	1 20%	0 0%	1 17%	4 57%
mit Partner*in oder Familie	7 16%	2 40%	1 11%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%	3 50%	1 14%
2er WG mit Freund*in	6 14%	0 0%	0 0%	0 0%	1 33%	0 0%	2 40%	2 33%	1 14%
kleine WG (3-4 Personen)	14 32%	2 40%	4 44%	0 0%	2 67%	3 60%	2 40%	0 0%	1 14%
große WG (mind. 5 Personen)	13 30%	1 20%	4 44%	4 100%	0 0%	1 20%	1 20%	0 0%	0 0%

Die BewohnerInnen in den untersuchten Objekten unterscheiden sich teilweise deutlich. In Tabelle 4 sind die Verteilung der wichtigsten Merkmale dargestellt. Sie beziehen sich auf die Daten der Online-Befragung.

In Bezug auf das Geschlecht haben deutlich mehr weibliche (75%) als männliche (25%) Personen an der Untersuchung teilgenommen. In dem Salvador Allende Wohnheim waren es sogar ausschließlich Frauen und auch in anderen Gebäuden überwog der Frauenanteil deutlich. Nur im Dauerwaldweg gab es mehr männliche als weibliche Interviewpartner. Während diese Verteilung zum Teil dadurch zu erklären ist, dass es auch in der Grundgesamtheit der Gebäude, also deren gesamten Bewohnerschaft mehr Frauen als Männer gibt (CUBITY, Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze, Wohn!Aktiv), ist der hohe Anteil in den anderen Untersuchungsobjekten auch durch eine höhere Bereitschaft der weiblichen Studierenden zur Teilnahme zu erklären, die sich im Rahmen der Rekrutierung zeigte.

Beim Alter sind ebenfalls Unterschiede zwischen den Gebäuden zu erkennen. Das Durchschnittsalter in den Studierendenunterkünften beträgt 23,5 Jahre (im Seniorenheim Wohn!Aktiv sind es 67,6 Jahre), wovon sich die Wohnheime des Studierendenwerks (CUBITY, Dauerwaldweg, Eichkamp, Salvador Allende) dadurch unterscheiden, dass die Teilnehmer eher jünger (21,0—22,2 Jahre), in den selbstorganisierten Unterkünften (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze) dadurch, dass sie eher älter sind (25,2—29,0 Jahre).

Bei der Wohndauer, die die Interviewpartner bereits in den untersuchten Objekten aufweisen, ist die Varianz hauptsächlich strukturell zu erklären. Sie reicht von durchschnittlich etwas mehr als einem Jahr in der Hagebutze DG (13,0 Monate) bis hin zu beinahe 2,5 Jahren in der Hausgemeinschaft Heidelberg (29,3 Monate) und beträgt im Durchschnitt 22,1 Monate. Ursächlich für die kurzen Wohndauern sind die noch nicht lange zurückliegenden Fertigstellungstermine einzelner Wohneinheiten (CUBITY, Hagebutze, Wohn!Aktiv) und die Tatsache, dass Studierende insbesondere die Wohnheime des Studierendenwerks oft als Notlösung für fehlende Alternativen wählen und entsprechend häufig nach relativ kurzer Wohndauer in eine andere selbstorganisierte Wohnform umziehen.

Passend zu den Altersunterschieden variiert auch die vorherige Wohnsituation, aus der die Teilnehmenden in die Untersuchungsobjekte umzogen. Bei den Wohnheimen des Studierendenwerks (CUBITY, Dauerwaldweg, Eichkamp, Salvador Allende) lebten vorher mindestens 60% im Elternhaus und weisen entsprechend keine Erfahrung mit Wohngemeinschaften auf. In den selbstorganisierten Unterkünften (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze) ist hingegen die deutliche Mehrheit erfahren mit dem Leben in Gemeinschaft. Hier gaben 67—100% an, vor dem Einzug in das Untersuchungsobjekt in einer Wohngemeinschaft gewohnt

zu haben. Die Senioren aus dem Wohn!Aktiv-Gebäude wohnten alle vorher in eigenen Wohnungen.

Als letztes Unterscheidungsmerkmal wurde auch noch nach der gewünschten Wohnform gefragt, also wie die BewohnerInnen am liebsten wohnen würden, wenn es keine äußeren Restriktionen gäbe, wie zum Beispiel fehlende finanzielle Mittel. Hier zeigt sich, dass die gemeinschaftlichen Wohnformen bei den BewohnerInnen fast aller Objekte auf große Zustimmung stoßen. Eine Ausnahme bilden hier das Salvador Allende Wohnheim und das Wohn!Aktiv-Seniorenheim, wo in beiden Objekten die BewohnerInnen in Einzelapartments wohnen und die Mehrheit von ihnen sich wünscht, auch in Zukunft alleine oder mit dem Partner/der Familie zu wohnen.

#### **INTERVIEWS MIT DEN BETREIBERN**

In den Interviews mit den Trägern der Einrichtungen wurden die veraltungstechnischen und kommerziellen Randbedingungen und Restriktionen für den Bau und das Betreiben von Gemeinschaftsunterkünften erfasst. Die Ausrichtung unseres Projekts zielt zwar auf die Mikroperspektive, auf das Wohnen aus der Sicht der Betroffenen, aber inwiefern die Betreiber von Gemeinschaftswohnungen die äußeren Möglichkeiten für das Wohnen beeinflussen, gehört mit zur Erfassung des Wohnalltags des gemeinsamen Wohnens. Es wurden entsprechend Anfangsgespräche mit den Studierendenwerken in Berlin und Frankfurt sowie mit den Trägern der Wohnheime in Heidelberg und Berlin geführt (Collegium Academicum und GEWO BAG), um die jeweiligen Konzepte kennenzulernen. Am Ende des Beobachtungszeitraums fanden dann Leitfadengespräche mit den zuständigen Organisatoren statt, um Feedback zu geben und die Reaktionen der Betreiber zu erfassen.





## 05 GEBÄUDEKUNDLICHE UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE ANALYSESTRATEGIEN

Ein zentrales und für die Wohnforschung gewinnbringendes Ergebnis des Projekts „Wohnformen“ stellt die Methodik zur Untersuchung der Zusammenhänge zwischen räumlichen und nutzungsspezifischen Variablen in Gemeinschaftsunterkünften dar. Der von uns entwickelte triangulatorische Ansatz basiert auf einer Reihe sehr unterschiedlicher Datenerfassungs-, Auswertungs- und Visualisierungsverfahren, die in diesem Kapitel kurz vorgestellt werden.

### BEWERTUNG DER WOHNQUALITÄT MIT DEM WOHNWERTBAROMETER

Die ausgewählten Gebäude wurden zunächst mit Hilfe des Wohnwertbarometers (WWB) bewertet.\* Das WWB ist ein Bewertungssystem, um die nachhaltige Wohnqualität eines Gebäudes feststellen zu können. Das Instrument eignet sich besonders für den Einsatz bei unserem Vorhaben, weil es als Bewertungssystem für den Wohnungsbestand entwickelt wurde. Neben dem Gebäude selbst und den Wohnungen, wird auch das Wohnumfeld, die Qualität des Standorts, in die Bewertung einbezogen. Die Bestimmung der Wohnqualität erfolgt in vier verschiedenen Aktionsradien: Standort, Haus/Umfeld, Wohnung und Prozess.

Das WWB bewertet Wohngebäude mit Hilfe einer qualitativen Skala von 1 (unterer Grenzwert) bis 5 (Optimum) an Hand von 43 Kriterien, die sich auf 11 Themenbereiche verteilen. Das Endergebnis der Bewertung setzt sich aus der Gewichtung und Benotung der einzelnen Kriterien zusammen. Zugleich ist jeder der zu bewertenden Aspekte einem der vier Aktionsradien zugeordnet. Dies erlaubt über die thematische Analyse und Darstellung der Wohnqualität hinaus eine räumliche Differenzierung in Bezug auf die privaten, gemeinschaftlichen und öffentlichen Bereiche des Wohnumfelds. Auch die für unser Thema relevanten Aspekte des Angebots an gemeinschaftlichen Räumen und die Qualität der Außenflächen lassen sich damit gut abbilden.

---

\* <http://www.wohnwert-barometer.de/informationen-wwb/vorteile-des-wwb/> (19.02.2019)

Der Einsatz des Wohnwertbarometers kann die Vor- und die Nachteile der untersuchten Fälle im Vergleich aufzeigen und in einer leicht verständlichen Form aufbereiten. Grafisch lässt sich der Wohnwert als ein Diagramm, dem Wohnwert-Radar, darstellen. In dem Diagramm sind die Ausprägungen der einzelnen Themenbereiche markiert. In den Radardiagrammen, mit denen wir den Wohnwert der einzelnen Objekte beschreiben, werden die folgende Dimensionen abgebildet:

- Standortqualität und Versorgung
- Zugänglichkeit
- Gesamtauswirkungen auf das Gebäude
- Behaglichkeit
- Flexibilität und Durchmischung
- Räumliche und gestalterische Qualität
- Funktionale Qualität
- Ressourcenbedarf Gebäude
- Nutzerkosten
- Betreiberkosten und -erträge

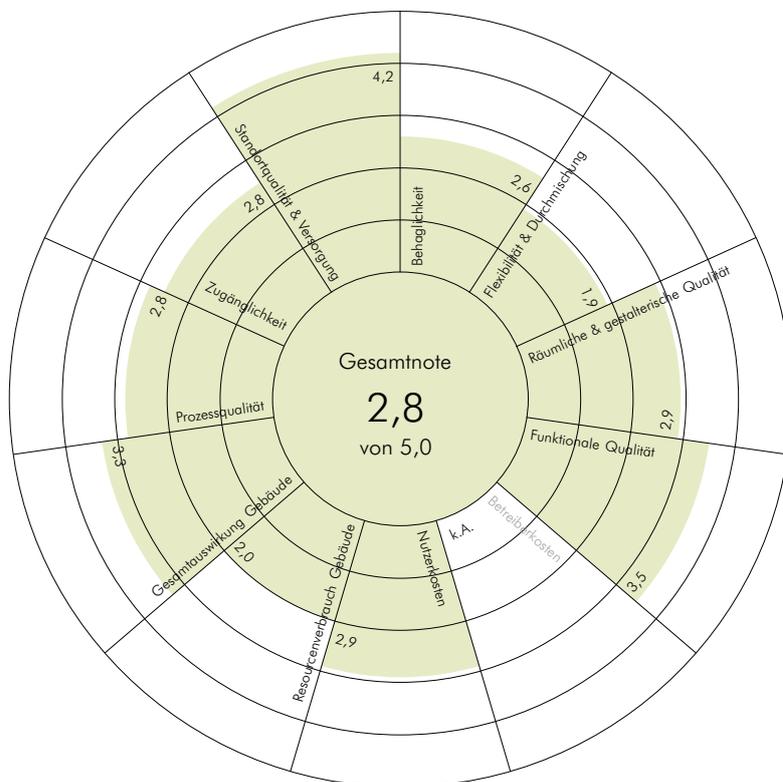


Abbildung 2:  
Exemplarisches Radardiagramm Wohnwert

**FLÄCHEN- & RAUMANALYSE**

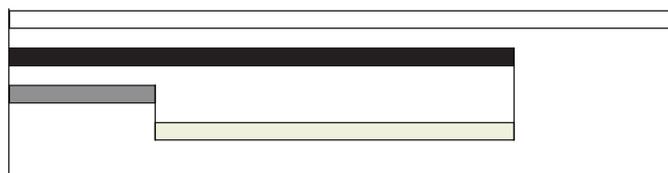
Ein wichtiger Ansatz für unsere Forschung ist der Suffizienz-Gedanke und die Forderung, Wohnwert auf kleineren Flächen zu ermöglichen. Vor diesem Hintergrund wurde anhand der Planunterlagen der zu untersuchenden Gebäude zeichnerisch ermittelt, in welchen Verhältnissen die Flächen zu einander stehen. Für die Thematik des gemeinschaftlichen Wohnens waren folgende Flächenzusammenhänge besonders interessant:

- Wohnfläche pro Person
- gemeinschaftliche Fläche pro Person
- Verhältnis von gemeinschaftlich genutzter Fläche zu den Individualflächen
- die Außenflächen und Außenräume.

Genaugenommen kann zwischen individuellem, gemeinschaftlichem und (halb-)öffentlichem Wohnen unterschieden werden (Rössler 2001; Geuss 2013). Als individuell zählen die privaten Räume, welche eindeutig Einzelpersonen zugeschrieben werden können. Als gemeinschaftlich genutzte Räume können je nach Wohnkonzept Bäder, Wohnzimmer und Küche bezeichnet werden. Als dritte Kategorie lassen sich öffentlich zugängliche Räume verstehen, welche sowohl von Bewohnerseite als auch von externen Personen genutzt werden. Neben der quantitativen Flächenermittlung war eine entsprechende qualitative Einordnung der Flächen notwendig, um in der Auswertung Rückschlüsse auf die Auswirkung auf das gemeinschaftliche Wohnen zu ziehen. Dazu wurden die Flächenverhältnisse grafisch im Grundriss dargestellt, um den Verlauf von Grenzen zwischen interner bzw. externer und individueller bzw. gemeinschaftlicher Nutzung darstellen zu können. Im Abgleich mit den Ergebnissen der Begehungen und Bewohnerinterviews kann dann eine Bewertung erfolgen, inwieweit sich die architektonischen Vorgaben in die Wohnpraxis umgesetzt haben.

Abbildung 3:  
Exemplarisches Darstellung  
der quantitativen Flächen-  
aufteilung

BGF  
Wohnfläche  
Individuelle Fläche  
wohngemeinschaftlich  
hausgemeinschaftlich



### GRAFISCHE ERFASSUNG DER ANEIGNUNG (RAUMNUTZUNG)

Die Begehungen der Gebäude führten zu einer Bestandsaufnahme des physischen Zustands der Räumlichkeiten. Er bildet die Basis für die Wohnpraxis. Zur Erfassung des physischen Zustands wurden neben Fotografien vor allem Skizzen und Zeichnungen eingesetzt, die teils vor Ort, teils basierend auf den Fotografien erarbeitet wurden.

In Grundrissen und Innenansichten wurden sämtliche Gegenstände innerhalb des Raums beschrieben—angefangen von der Struktur (Wände, Fenster, Türen), den eingebauten Möbeln (Küchen, Bäder, Einbauschränke), der beweglichen Möblierung (Sessel, Stühle, Betten, Tische) bis hin zu den persönlichen Utensilien in einem Raum (Unterlagen, Bücher, Dekoration). In der Beschreibung wurde auch versucht, die jeweiligen mit den Gegenständen verbundene Nutzung zu erfassen, wobei auch die zeitlichen Aspekte des Gebrauchs Berücksichtigung fanden.

Wir orientieren uns bei der Einordnung der Objekte an dem Modell unterschiedlicher Zeitlichkeiten von Schichten, das Brand (1994, 1999) als Weiterentwicklung des ursprünglich von Duffy (1990) eingeführten Vier-Schichten-Modells vorgeschlagen hat. Brand unterscheidet sechs Raumkomponenten oder shearing layers: den Standort, die bauliche Struktur, die Hülle des Gebäudes, Dienste, den Raumplan und Möbel und Kleinteile.

Weiterhin erbringt die Raumanalyse Einsichten über die Konventionalität der Nutzung, ob es sich um die standardmäßig vorgesehene Nutzung handelt oder um atypische Nutzungen. Neben der Eignung der Räume für die geplanten und üblichen Wohnnutzungen haben die BewohnerInnen eigene Anforderungen und Bedürfnisse. Es wird untersucht, wie sich die Wohnanforderungen und die Wohnpraxis von den Betreiber Vorstellungen unterscheiden und ob die BewohnerInnen die Räume und Möblierung jeweils anpassen können.



Abbildung 4:  
Shearing Layers (Brand  
1994)

### KATEGORIENBASIERTE GEMEINSCHAFTSKLASSIFIZIERUNG

Der Leitfaden für die Interviews bei den Begehungen orientierte sich an den Aktivitäten und der Aneignung der NutzerInnen im Gebäude sowie der Organisation und Ausgestaltung der Gemeinschaft. Auf Basis der aufgezeichneten Interviews wurde eine Systematik für die Aktivitäten- und Gemeinschaftsklassifizierung entwickelt. Hier kam ein inhaltsanalytisches Schlüssel-system für die Vercodung der Interviews zum Einsatz (Neuendorf 2002; Früh 2004).

Das Schlüsselsystem unterscheidet acht grobe Aktivitätsgruppen mit jeweils mehreren Einzelaktivitäten (Regeneration, Körperpflege, Verpflegung, Sozialinteraktion, Hausarbeit, Lernen/ Büroarbeit, Mediennutzung, Hobbies/ Sport). Quer zu den Aktivitäten bestimmen wir bestimmte Bewertungsdimensionen (Vergemeinschaftung, Verräumlichung, Organisation, Bewertung/ Wünsche und Handlungsbedarf), auf denen die Beschreibungen der Einzelaktivitäten lokalisiert werden. Das kategorienbasierte Schlüsselsystem erlaubt es, die große Menge an nicht-standardisierten Daten zeiteffizient und zielgerichtet auszuwerten. Anschließend werden die evaluierten Gebäude entlang der relevanten Dimensionen des gemeinschaftlichen Wohnens miteinander verglichen.

Praktisch erfolgt die Vercodung nach einer Trainingsphase in Gruppensitzungen anhand der gesamten Tonbandaufzeichnungen der Interviews. Dieses Verfahren ist eine Alternative zur computerunterstützten Inhaltsanalyse, wenn wegen der Fülle des Textmaterials aus den mehrstündigen Einzel- und Gruppeninterviews auf Verschriftlichung verzichtet werden muss (Hoffmeyer-Zlotnik 1992; Mayring 2000).

Aktivitätengruppen	Aktivitäten	Analysedimensionen					
		Vergemeinschaftung	Verräumlichung	Organisation	Ideologie	Bewertung/Wünsche	Handlungsbedarf
Regeneration	Schlafen Ausruhen						
Körperpflege	Reinigen An-/Aufkleiden						
Verpflegung	Essen zubereiten Frühstücken Mittagessen Abendessen Rauchen						
Sozialinteraktion	Gespräch führen Abhängen/gemütlich Beisammensein Besuch empfangen Telefonieren/Chatten (auch Soziale Medien) Intim sein (mit PartnerIn) Tür offen lassen						
Hausarbeit	Zusammenleben organisieren (Plenum etc.) Putzen Geschirrspülen Wäsche waschen/trocknen Lebensmittel einkaufen						
Lernen/Büroarbeit	Lernen Arbeiten (Homeoffice) Administrieren (Buchhaltung, Steuer, etc.)						
Mediennutzung	Fernsehen (auch DVD, Streaming etc.) Lesen Radio/Musik/Podcasts hören						
Hobbies/Sport	Musizieren/Musik produzieren Basteln Spielen (Gesellschaftsspiele) Computerspielen (auch Konsole) Heimwerken/Renovieren Sport/Gymnastik treiben						

Tabelle 5:  
Schlüsselsystem zur  
Gemeinschaftsklassifikation

### AKTIVITÄTEN-MAPPING

Eine weitere grafische Auswertungsvariante ist das Aktivitäten-Mapping, mit dem die sozialen mit den räumlichen Charakteristiken einer Gemeinschaftswohnung bildlich in Zusammenhang gebracht werden. Im Grundriss der Flächen- und Raumanalyse, in dem die Privat- und Gemeinschaftsflächen eingetragen sind, ergänzt das Aktivitäten-Mapping die tatsächliche Nutzung durch spezifische Aktivitäten und deren relative Häufigkeit. Auf diese Weise erhält man ein anschauliches Bild der Beziehung zwischen den Aktivitäten der BewohnerInnen und der jeweiligen Platzierung auf der Wohnfläche.

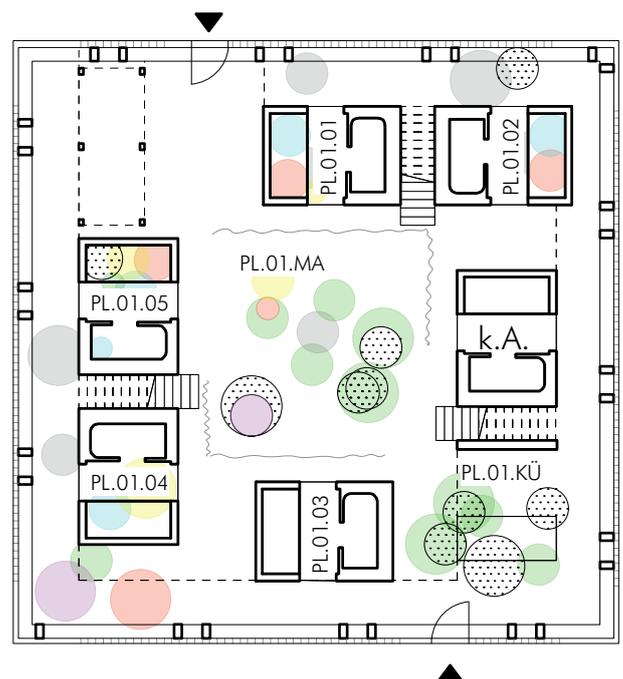
Für die häufigsten genannten Wohnaktivitäten wurden Kategorien gebildet, mit denen sich die Aktivitäten unterscheiden lassen. Wir benutzen acht Aktivitätsgruppen, die wir farblich kennzeichnen: haushalten und organisieren, schlafen und ausruhen, Körper & Pflege, essen & kochen, lernen & arbeiten, Medien & Freizeit, Hobbies & Sport, Soziales & Interaktion.

Im Grundriss der Wohnungen wurden die Aktivitäten grafisch verortet. Die Größe der Kreise in den Graphiken zeigt dabei die relative Häufigkeit an (größere Kreise bedeuten häufigere Aktivitäten). Auf diese Weise erhält man ein anschauliches Bild der Beziehung zwischen den Aktivitäten der BewohnerInnen und der jeweiligen Platzierung auf der Wohnfläche entweder im privat/öffentlichen, individuell/gemeinschaftlichen oder dem internen/externen Bereich. Insbesondere im Vergleich bietet diese Auswertungsform ein geeignetes Instrument, um unterschiedliche Raumanordnungen bezüglich ihrer Wirkung auf die gemeinschaftlichen Nutzungsaktivitäten hin zu untersuchen.

Tabelle 6:  
Farbschema der  
Wohnaktivitäten

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion

Abbildung 5:  
Beispiel für das  
Aktivitäten-Mapping im  
Grundriss



## RÄUMLICH-SOZIALE AKTIVITÄTEN-KLASSIFIZIERUNG

In Weiterbestimmung des Aktivitäten-Mapping lassen sich die Wohnaktivitäten farblich kodieren und in einem Diagramm darstellen: Auf der X-Achse ordnen sich die Aktivitäten räumlich-organisatorisch nach individuell, geteilten und gemeinschaftlichen Flächen. Auf der Y-Achse wird dargestellt, ob die Aktivitäten alleine, zu zweit oder in Gemeinschaft ausgeübt werden. Auf diese Weise erhält man ein Abbild der „Gemeinschaftsintensität“ pro Wohnaktivität in einer Wohnung oder Wohneinheit. Der Zusammenhang zwischen den beiden Dimensionen ist je nach Architektur und Wohnkultur unterschiedlich. Summarisch kann dies auch für ganze Gebäude bzw. Wohnheime auf der Grundlage der Daten der Online-Befragungen erfolgen und bietet damit die Möglichkeit, verschiedene Raumkonzepte zu vergleichen.

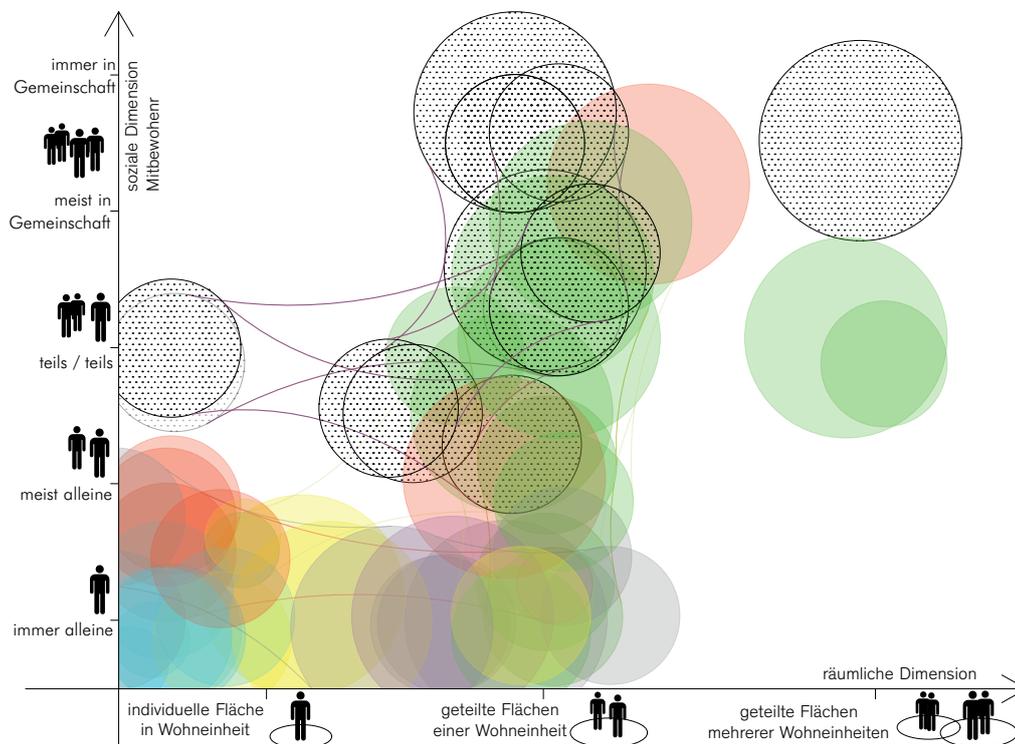


Abbildung 6:  
Beispiel für die räumlich-  
soziale Aktivitätenklassifi-  
zierung

### **BESTIMMUNG DER WOHNKULTUR, WOHNZUFRIEDENHEIT UND DES HOUSING WELLBEING**

Ein zentraler Aspekt, der die Wohnqualität in besonderer Weise prägt und dabei die rein architektonische Sichtweise überlagert, lässt sich mit dem Begriff der Wohnkultur beschreiben. Wohnkultur soll dabei zusammenfassen, vor welchem zeitlichen und ideologischen Hintergrund ein gemeinsames Wohnen entstanden ist und „funktioniert“. Dies kann je nach Wohngemeinschaft oder Wohnheim in bezeichnender Weise variieren. Je ausgeprägter sich eine Wohnkultur darstellt, desto mehr Verbundenheit besteht zwischen den BewohnerInnen.

Das Gemeinschaftliche an einer zusammenwohnenden Gruppe wird deswegen nur äußerlich durch das architektonisch fassbare Verhältnis von privaten und gemeinschaftlichen Bereichen und Funktionszusammenhängen bestimmt. Die gemeinschaftlich genutzten Flächen ermöglichen zwar den Austausch und die zwischenmenschliche Kommunikation, aber sie bilden nur die hinreichende, nicht die notwendige Bedingung für eine gemeinschaftliche Praxis. Vorgängig muss eine wertmäßige Gemeinsamkeit unter den Teilnehmern etabliert sein, eben die Wohnkultur. In einigen untersuchten Gemeinschaftsprojekten ist tatsächlich auffällig, dass die Gemeinschaftsflächen im Haus vergleichsweise klein gehalten sind und es dennoch zu einer hohen Identifikation und Gemeinschaftlichkeit der BewohnerInnen kommt, weil sie eine gemeinsame Wohnkultur teilen.

Zur Operationalisierung der Wohnkultur in einer Gemeinschaft muss man deren Entstehungsgeschichte nachzeichnen und die Einstellungen zum Gemeinschaftsprojekt erfassen. Dies geschieht nicht nur explorativ in den Leitfaden-Interviews mit den NutzerInnen, sondern auch in Form strukturierter Einstellungsmessungen in den Online-Befragungen.

Als abhängige Variable hat das Wohlbefinden der BewohnerInnen besondere zusätzliche Relevanz. Wie einleitend ausgeführt unterscheiden wir hier zwischen Wohnzufriedenheit und Wohn-Wellbeing (Wohn-Wohlbefinden). Wohn-Wellbeing ist ein mehrdimensionales Konzept, das sich ableitet aus den vielfältigen Wohnbedürfnissen der NutzerInnen. Entsprechend zur Zielsetzung des gegenwärtigen Forschungsprojekts wurden die folgenden Dimensionen des Wohn-Wohlbefindens vor allem untersucht: 1. soziale Aspekte/ Teilhabe, 2. Raumkonzept und Flächenproportion, 3. Aneignungspotential, 4. Grad der Privatsphäre, 5. Schallschutz, 6. Identifikation (Wegener und Fedkenheuer 2014; Fedkenheuer und Wegener 2015).

Diese Gesichtspunkte spiegeln sich in der kategorienbasierten Gemeinschaftsklassifizierung am Material der offenen Interviews wider und sie werden auch in den standardisierten Online-Befragungen zur Überprüfung und Quantifizierung der Konzepte erfasst. Wegen der geringen Fallzahl

muss auf eine statistische Auswertung der Online-Befragungen allerdings weitgehend verzichtet werden, obwohl die Befragungen eine Fülle von Variablen zum konkreten gemeinschaftlichen Wohnen, zur Wohnkultur, zur Privatheit und funktionalen Ausstattung bereit halten, die zur Erklärung von Wohn-Wohlbefinden und Wohnzufriedenheit dienen könnten.

Wir begnügen uns deswegen mit den detailreichen Schilderungen der qualitativen Interviews und deren inhaltsanalytischen Klassifizierung und Visualisierung. Die deskriptiven Ergebnisse der Online-Befragungen gehen in die Beschreibungen der einzelnen Wohnheime mit ein. Zur Orientierung berichten wir lediglich die Mittelwerte der Wohnzufriedenheits- und Wohn-Wohlbefindens-Messungen für jedes untersuchte Objekt.\* Eine belastbare statistische Aussage ist für die einzelnen Fallstudien damit freilich nicht gegeben.

---

\* Wohnzufriedenheit: „Alle Aspekte berücksichtigend: Wie zufrieden bzw. unzufrieden bist du insgesamt mit deiner Wohnsituation? (sehr unzufrieden, unzufrieden, eher unzufrieden, teil/teils, eher zufrieden, zufrieden, sehr zufrieden); Wohn-Wohlbefinden: „Wie wohl bzw. unwohl fühlst du dich in deinem Zuhause?“ (sehr unwohl, unwohl, eher unwohl, teils/teils, eher wohl, wohl, sehr wohl). Mit einer Determination von  $r^2 = .733$  erfassen beide Messungen tatsächlich unterschiedliche Konzepte (N = 44).





## 06 FALLSTUDIEN: BESCHREIBUNG DER OBJEKTE NACH DEN ANALYSESTRATEGIEN

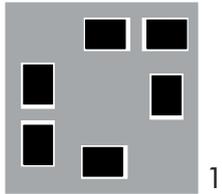
### ÜBERBLICK

Gegliedert nach den eingesetzten Analysestrategien werden im Folgenden die untersuchten Fälle ausführlich beschrieben. Das darauffolgende Kapitel 7 nimmt einen zusammenfassenden Vergleich der Objekte vor. Wir halten die Dokumentation der Fallanalysen für unverzichtbar, um die Komplexität und Genauigkeit des methodischen Vorgehens deutlich zu machen. Es ist allerdings auch möglich, zur schnelleren Erfassung direkt zum Kapitel 7 überzugehen und die Fallbeschreibungen im vorliegenden Kapitel nur als Referenz zu benutzen, um Details nachzulesen.

Tabelle 7:  
Untersuchte  
Wohngemeinschaften

Typ	Eigenschaften	Objekte
<b>Cluster-Wohnung (shared space)</b>	Wohneinheit für eine größere Gruppe gemeinschaftliche Küche, individuelle Bäder, keine Fluchtwege innerhalb der Wohneinheit	1 CUBITY
<b>Wohngemeinschaften</b>	Wohneinheit für eine kleinere Gruppe geteilte Funktionsräume (Bad, Küche), wohnungsinterne Flure, die keine Fluchtwege sind	2 Hausgemeinschaft Heidelberg 3 Hagebutze (Dachgeschoss und 3. OG) 4 Eichkamp 15
<b>Flurgemeinschaften</b>	eine Wohneinheit für mehrere Menschen geteilte Funktionsräume (Bad, Küche), Flure, die Fluchtwege sind	5 Dauerwaldweg 6 Eichkamp 3 & 9 7 Eichkamp 7
<b>Mikroapartments</b>	mehrere Wohneinheiten für jeweils einzelne Personen geteilte Funktionsräume (Bad, Küche), Flure, die Fluchtwege sind	8 Salvador Allende 9 Wohn!Aktiv

Tabelle 8:  
Merkmale der untersuchten  
Wohngemeinschaften  
(folgende Doppelseite)



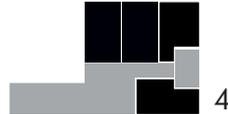
1



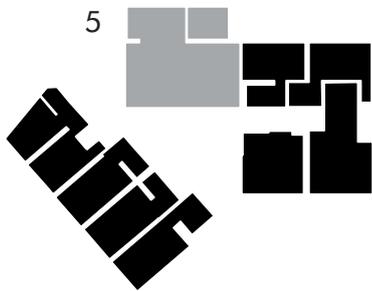
2



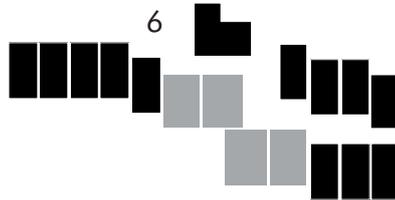
3



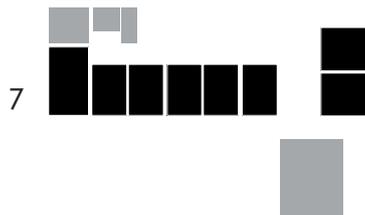
4



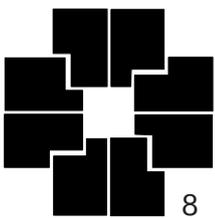
5



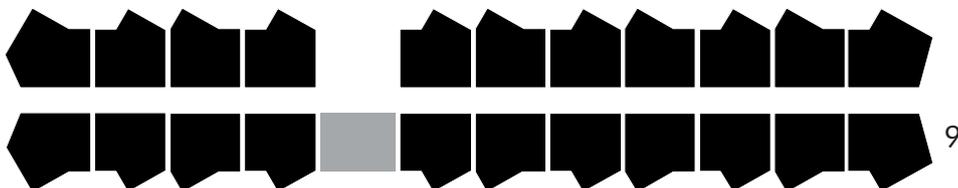
6



7

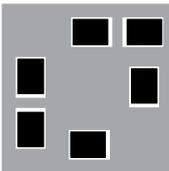
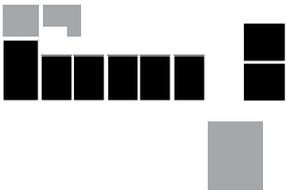
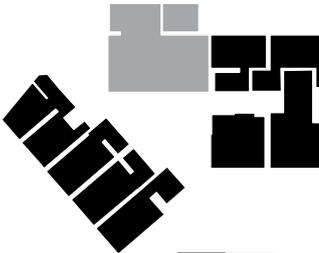
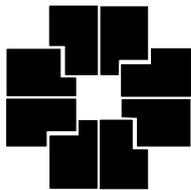
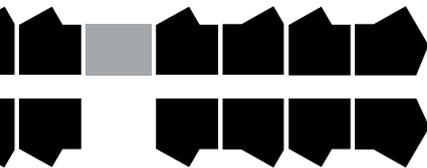


8



9

Abbildung 7:  
Schematische Grundrisse  
der untersuchten Wohnge-  
meinschaften

	Projekte		Typologie
	<b>Cubity</b> Anzahl BewohnerInnen Individualflächen Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Frankfurt 12 84 m <sup>2</sup> 225 m <sup>2</sup> 25,7 m <sup>2</sup>	Studierendenwohnheim Gemeinschaftliches Wohnen Shared Space Apartment
	<b>Hausgemeinschaft</b> Anzahl BewohnerInnen Individualflächen Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Heidelberg 11 176 m <sup>2</sup> 115 m <sup>2</sup> 26,6 m <sup>2</sup>	Studentisches Wohnen Gemeinschaftliches Wohnen Wohngemeinschaften
	<b>Hagebutze</b> Anzahl BewohnerInnen Individualflächen Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Heidelberg 70 1.094 m <sup>2</sup> 725 m <sup>2</sup> 26 m <sup>2</sup>	generationsübergreifend Gemeinschaftliches Wohnen Wohngemeinschaften
	<b>Dauerwaldweg</b> Anzahl BewohnerInnen Individualflächen Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Berlin 70 875 m <sup>2</sup> 261,5 m <sup>2</sup> 15,9 m <sup>2</sup>	Studentenwohnheim Gemeinschaftliches Wohnen Flurgemeinschaft
	<b>Eichkamp</b> Anzahl BewohnerInnen Individualfläche Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Berlin 475 10.691 m <sup>2</sup> - -	Studentenwohnheim Gemeinschaftliches & Abgeschlossenes Wohnen Flurgemeinschaften Wohngemeinschaften
	<b>Salvador Allende</b> Anzahl BewohnerInnen Individualfläche Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Berlin 102 2.101 m <sup>2</sup> 61,8 m <sup>2</sup> 21,5 m <sup>2</sup>	Studentenwohnheim Abgeschlossenes Wohnen Einzelappartements
	<b>Wohn!Aktiv</b> Anzahl BewohnerInnen Individualfläche Gemeinschaftsflächen WFL p.P. (Ind. + Gem.)	Einzelapartment 156 4.677 m <sup>2</sup> 227 m <sup>2</sup> 31,4 m <sup>2</sup>	Wohnen im Alter Abgeschlossenes Wohnen Einzelappartements

<b>Stadt</b>	<b>Begegnungsräume</b>	<b>Gemeinschaftsräume</b>	<b>Organisation</b>
Wohngebiet dezentral Parkanlage Solitär zwischen Zeilen offener Grünraum	zentraler Raum	Küche „Marktplatz“ Wohnbereich Terrasse	Mittelbare Beteiligung
Zentrum Altstadt Nutzungsgefüge Blockrand	Innenhof Zentrale Räume Individual Räume	Küchen	Selbstverwaltung Mittelbare Beteiligung
Konversionsfläche ehemalige Kaserne Entwicklungsgebiet	Innenhof Garten Veranstaltungsraum	Wohnküchen Arbeitszimmer Veranstaltungsraum	Selbstverwaltung Mietshaussyndikat Unmittelbare Beteiligung
Wohngebiet Randlage Wald Hofsiedlung	Innenhof Zentrale Räume	Küchen Terrassen Clubraum (extern) Waschküche	Mittelbare Beteiligung Studentische Selbstverwaltung
Wohngebiet Randlage Wald Studentensiedlung	Plätze Durchwegungen Zentrale Räume Innere Erschließungen	Küchen Partyraum I Bar Fitnessraum Werkstatt	Mittelbare Beteiligung Studentische Selbstverwaltung
Wohngebiet dezentral offene Bebauung	Platz Zentrale Durchwegung Zentrale Räume	Gemeinschaftsküche Gästewohnung Fitnessraum	Studentische Selbstverwaltung
Wohngebiet Zeilenbebauung Parkanlage	Zentrale Räume	Gemeinschaftsküche Gemeinschaftsterrasse Bibliothek Gemeinschaftsräume	Gemeinschaftskoordination Haussprecher

## FALLSTUDIE 01 CUBITY

Abbildung 8:  
Wiederaufgebautes Cubity  
in Frankfurt-Niederrad



### **Ort**

Frankfurt am Main

### **Baujahr**

2017

### **Eigentümer**

TU Darmstadt

### **Betreiber**

Nassauische Heimstätte

### **Verwaltung**

Studentenwerk Frankfurt

### **Mitsprache der**

### **BewohnerInnen**

Auswahl neuer  
MitbewohnerInnen

### **Projektbeschreibung und Bauliche Umsetzung**

Das Projekt Cubity ist entstanden im Zuge eines internationalen Wettbewerbs zum energieautarken Bauen zwischen Universitäten: dem ‚Solar Decathlon‘. Das Gebäude wurde zuerst als Unterkunft für die TeilnehmerInnen des Wettbewerbs in Versailles errichtet. Danach wurde das Gebäude abgebaut und an seinem zweiten Standort, in einem stadtnahen Wohnquartier im Süden Frankfurts (Niederrad), wieder aufgebaut. Hier wurde das Gebäude in Zusammenarbeit mit der Nassauischen Heimstätte und dem Studentenwerk als Betreiberin aufgebaut. An dem jetzigen Standort soll das Gebäude für einen begrenzten Zeitraum von wenigen Jahren genutzt werden. Die vorliegende Untersuchung bezieht sich auf diesen zweiten Aufbau und die BewohnerInnen im Zeitraum 2018-2019.

Der begrenzte Nutzungshorizont und die Kurzfristigkeit des Aufenthalts erklären den experimentelle Charakter des Gebäudes. Ein wesentlicher Anreiz für die befragten BewohnerInnen, sich auf dieses Experiment für einen begrenzten Zeitraum einzulassen, war neben der allgemeinen Wohnungsnot die niedrigen Mieten. So belief sich in 2018 die Miete auf 250,00 € Miete mit Betriebskosten exklusive jährliche Nebenkosten.

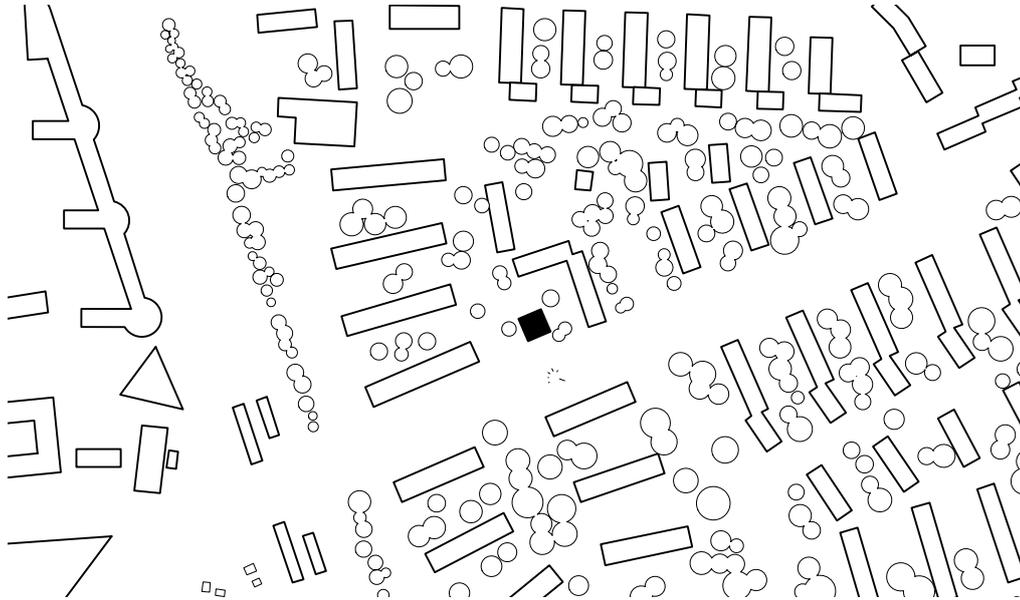


Abbildung 9:  
Lageplan CUBITY

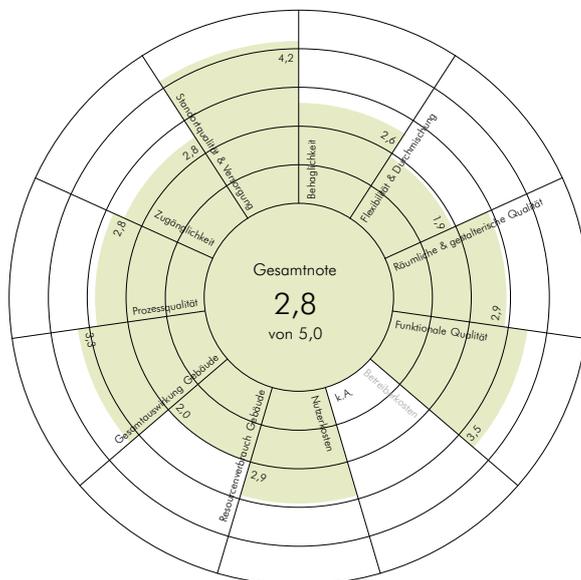
Das Gebäude ist als ein großer Raum konzipiert, in den sich entlang der Außenfassade kleine Wohneinheiten, sogenannte Cubes, stellen. Diese sind mit einem eigenen Bad versehen und stellen das individuelle Zimmer der jeweiligen BewohnerInnen dar. Die Fassade des würfelförmigen CUBITYs besteht aus transluzentem, aber undurchsichtigen Polycarbonat. Nur an den Hausecken wurden schmale vertikale Fensterelemente eingesetzt. Die Cubes haben keinen direkten Blickbezug nach außen und nur ein Fenster in den Innenraum. Auch die Gemeinschaftsbereiche haben nur in direkter Nähe zu den Fenstern in den Ecken einen Außenbezug. Dies führt dazu, dass der gesamte Raum sich stark nach innen orientiert. Im Entwurf wurde dieses experimentelle Konzept gewählt, um eine stärkere Fokussierung der BewohnerInnen auf den Innenraum und das Zusammenleben zu befördern.

Nicht nur das Wohnkonzept des CUBITYs ist experimentell. Es wurde auch versucht, ein neuartiges Energie- und Behaglichkeitskonzept umzusetzen: Die beiden räumlichen Bereiche oder Zonen—die Cubes und der Gemeinschaftsbereich—werden unterschiedlich temperiert. Die Cubes werden belüftet und beheizt und sollen ganzjährig die Norm-Temperaturen bieten. Die Halle mit den Gemeinschaftsbereich ist als eine Zwischenzone zum Außenklima gedacht: Ein großer Vorhang um den zentralen „Marktplatz“ des Gemeinschaftsbereichs soll eine weitere Differenzierung der Klimazonen im Gebäude ermöglichen.

### Wohnwertbarometer

Das Grundstück ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln vom Hauptbahnhof innerhalb von 20 Minuten erreichbar. Zu den Innenstadtbereichen dauert die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln etwa 30 Minuten. Verschiedene Bildungseinrichtungen liegen im Viertel und sind zu Fuß in 20 Minuten erreichbar. Der nächstgelegene Supermarkt ist etwa 10 Gehminuten entfernt.

Abbildung 10:  
Radardiagramm  
Wohnwert CUBITY



### Flächen- und Raumanalyse

Anzahl Gebäude	1
Wohneinheiten	1
Anzahl BewohnerInnen	12
davon befragt	7
BGF	403 m <sup>2</sup>
Wohnfläche gesamt	313 m <sup>2</sup>
Private Flächen	86 m <sup>2</sup>
Durchschnitt	7,2 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	227 m <sup>2</sup>
Außenfläche	- m <sup>2</sup>

Im Cubity wurde versucht, die Individualräume zu Gunsten der gemeinsam genutzten Flächen zu reduzieren, um insgesamt eine möglichst suffiziente Wohnform zu entwickeln. Die elf Wohnheimplätze sind als eingestellte Raumzellen, sog. ‚Cubes‘ umgesetzt als Haus im Haus: Ein möbliertes Micro-Zimmer mit 7,2qm inklusive Bad. In den Cubes findet sich ein Bett mit Stauraum, eine kleine Bewegungsfläche und eine Nasszelle mit Dusche, WC und Waschtisch. Die Cubes sind zweigeschossig gestapelt und in einer großen Halle angeordnet und von den gemeinschaftlich zugänglichen und genutzten Flächen umgeben und erschlossen. Die Gemeinschaftsbereiche umfassen eine zentrale Gemeinschaftsfläche (genannt Marktplatz), eine Küche, eine Wohnzimmer mit Sofa-Ecke und Fernseher (genannt Lounge) auf einer Galerie und eine Terrasse.

Der Grenzverlauf zwischen individuell und gemeinschaftlich genutzter Fläche war in der Planungsphase klar getrennt durch die platzierte Boxen, mit introvertiertem Charakter. Innerhalb der Cubes können aufgrund der geringen Fläche keine individuellen Möbel gestellt werden. Auch der Stauraum

ist begrenzt. Deswegen nutzten die BewohnerInnen die Bereiche zwischen der Fassade und den Cubes um weitere Stauräume zu schaffen und persönliche Gegenstände zu lagern. Diese Zonen der Aneignung sind je nach den persönlichen Präferenzen der BewohnerInnen unterschiedlich deutlich und raumgreifend. Sie hängen auch davon ab, ob die Zone ein Durchgangsbereich für dahinter liegende Cubes darstellt oder nur von den jeweiligen BewohnerInnen genutzt wird. Insgesamt entsteht aber ein differenziertes Zusammenspiel von individuell und gemeinschaftlich genutzten Räumen. Auch werden die Nutzungen im Betrieb stetig neu ausgehandelt, indem die Räume neu belegt werden und die BewohnerInnen wechseln.

Abbildung 11: Flächenaufteilung CUBITY

Abbildung 12: Räumliche Typologie CUBITY

Abbildung 13: Grundrisse CUBITY

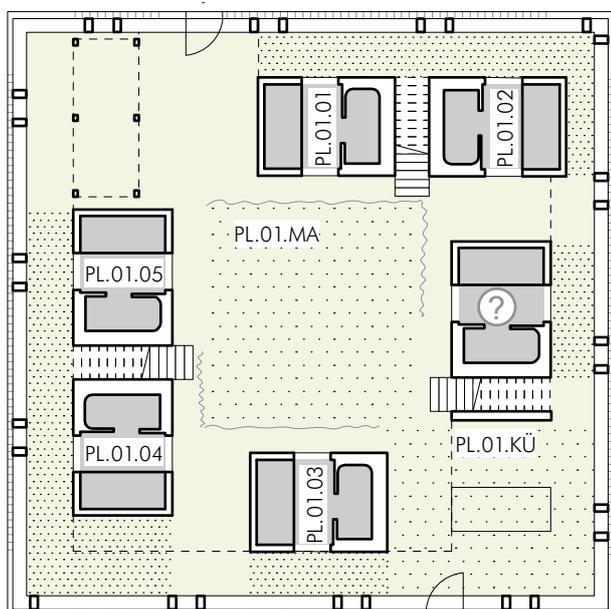
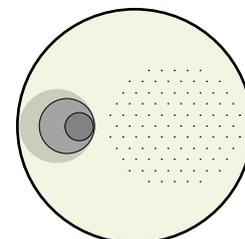
**Flächenanalyse**

BGF	129 %		33,6 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		26,1 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	28 %		7,2 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	72 %		18,9 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	0 %		- m <sup>2</sup>

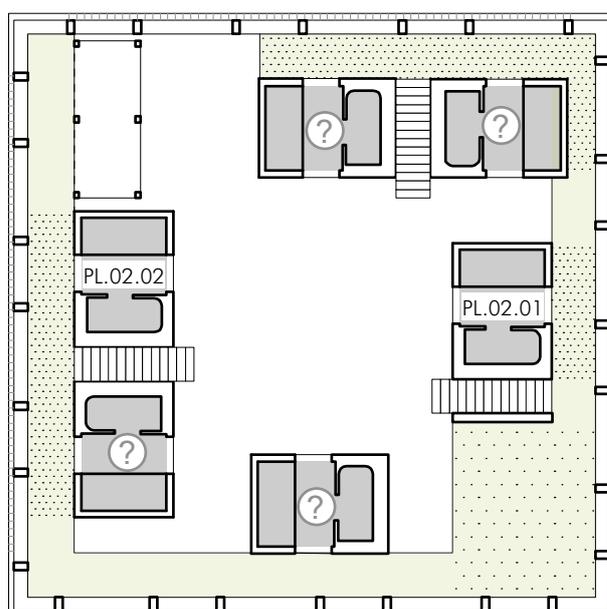
**Raumanalyse**

Grundriss Maßstab 1:200

- Hausgemeinschaftlich
- Wohngemeinschaftlich
- Privat
- Gemeinschaftliche Nutzung



Erdgeschoss



Obergeschoss

**Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)**

Bedingt durch das experimentelle Konzept sind die Individualräume auf ein Minimum reduziert. Damit auf 7,2 qm überhaupt eine sinnvolle Raumnutzung möglich ist, wurden die Einbauten bereits im Entwurfsprozess mit geplant.

Einige BewohnerInnen personalisieren ihre Cubes über zahlreiche Poster, Plakate und Fotos, eignen sich die Zwischenzonen durch eigene Möblierungen an, die für verschiedene Aktivitäten genutzt werden, und nehmen aktiv am gemeinschaftlichen Wohnen innerhalb des Gebäudes teil. Es besteht eine erkennbare Abhängigkeit zwischen dem Grad der Aneignung und der Nutzungsintensität der Gemeinschaftsflächen.

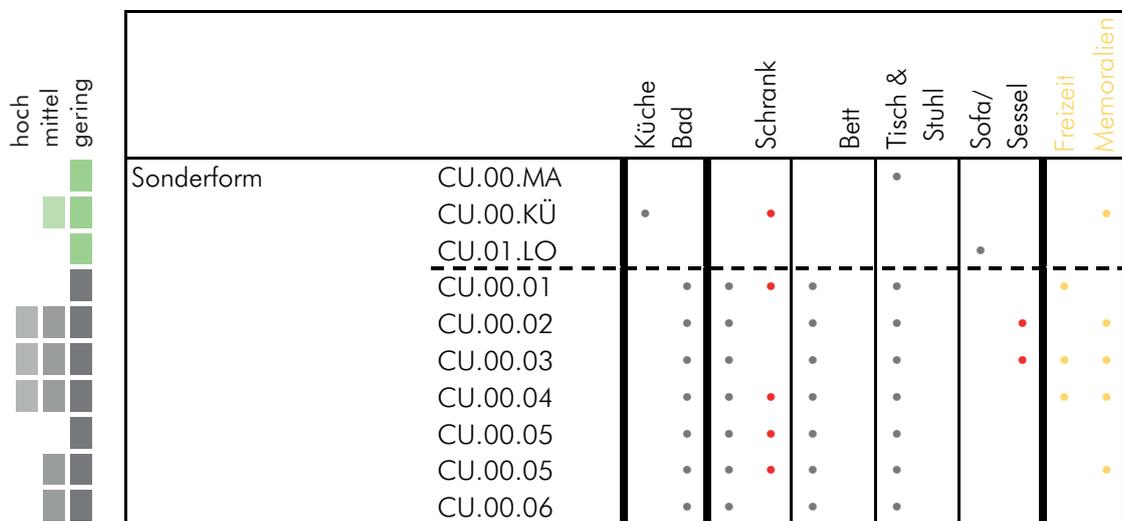


Abbildung 14: Inventaranalyse CUBITY

- Vorhandenes Inventar. Möblierung oder Einbauten die bereits beim Einzug der BewohnerInnen\*in vorhanden waren.
- Persönliches Inventar. Möblierung oder Einbauten das von den BewohnerInnen mitgebracht wurde.
- Persönliche Gegenstände. Gegenstände die zur Freizeitgestaltung dienen oder als Memorialien begriffen werden

Abbildung 15:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse CUBITY



## Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung

### Sozialinteraktionen

Interaktionen finden hauptsächlich zufällig statt; geplante Begegnungen sind eher selten. Die zufälligen Interaktionen sind aber sehr häufig und ergeben sich aus der offenen Architektur und dem geteilten Wohnraum. Geplante Begegnungen gibt es ausschließlich in Form von Einzelverabredungen zwischen einzelnen befreundeten Personen. Diese haben für das Gemeinschaftsleben und insbesondere für einzelne BewohnerInnen eine relativ große Bedeutung. Geplante Gemeinschaftsaktivitäten kommen hingegen nicht vor.

Zimmerbesuche sind relativ häufig, sind jedoch meistens von kurzer Dauer und beschränken sich auf einige BewohnerInnen. Die Türen zum Privatraum bleiben meistens geschlossen.

Trotz der großzügigen Gemeinschaftsfläche existiert ein relativ großes Bedürfnis nach abgetrennten Gemeinschaftsräumen. Durch die offene Architektur und den reduzierten Privatraum beklagen die BewohnerInnen den Mangel an Gemeinschaftsräumen, die sich für den Rückzug eignen.

### Lernen und Arbeiten

Etwa die Hälfte der BewohnerInnen nutzt den Privatraum als Arbeitsraum, während die andere Hälfte die Bibliothek, also externe Räumlichkeiten, bevorzugt. Hierbei spielen neben individuellen Präferenzen auch das Studienfach und die damit verbundenen Anforderungen an das Lernumfeld eine Rolle. Der Gemeinschaftsraum wird nicht zum Lernen oder Arbeiten genutzt.

Der Privatraum eignet sich trotz seiner geringen Größe für einige BewohnerInnen gut zum Arbeiten, ist jedoch bei platzintensiverem Lernverhalten zu klein. Der Wunsch nach einem Arbeitsraum ist ausgeprägt. Sowohl BewohnerInnen, die zuhause lernen, als auch solche, die externe Lernorte bevorzugen, sprechen sich für einen solchen Funktionsraum aus. Dieser würde auch das Co-Working ermöglichen, zu dem es bisher nicht kommt.

### Gästeempfang

Die BewohnerInnen empfangen eher selten Gäste im Haus. Hierfür verantwortlich sind auch die fehlenden Rückzugsmöglichkeiten. Der Privatraum fällt dafür aus Platzgründen weitgehend aus und wird kaum für den Aufenthalt mit Gästen genutzt. Häufiger halten sich die BewohnerInnen mit ihren Gästen in der Küche auf.

Der Gemeinschaftsraum ist trotz seiner Geräumigkeit nur teilweise für den Gästeempfang geeignet. Die Offenheit der Architektur in Kombination mit der großen BewohnerInnenzahl verhindert eine Privatsphäre. Der mangelnde Schallschutz führt zudem zu Schwierigkeiten bei der parallelen Nutzung und

einer Beeinträchtigung anderer BewohnerInnen. Aber trotz geringer Überschneidung der Interessen und Freundeskreise innerhalb der Bewohnerschaft ist die Durchmischung von BewohnerInnen und Externen auf Grund der Offenheit der Architektur relativ groß.

### **Medienkonsum**

Der gemeinsame Medienkonsum spielt kaum eine Rolle. Zwar kommt es gelegentlich vor, dass mehrere BewohnerInnen zusammen eine Serie oder einen Film gucken, jedoch sind diese Aktivitäten weder ritualisiert noch besitzen sie eine Bedeutung für den Gruppenzusammenhalt.

Die Möglichkeiten zum gemeinsamen Filmeabend werden durch die Architektur des Gebäudes, d. h. durch seine Offenheit, eingeschränkt. Die für das Fernsehen eingerichtete Lounge im Obergeschoss kann die ihr zugeordnete Funktion kaum erfüllen, da dadurch eine akustische Belastung der restlichen Räume einhergeht.

### **Verpflegung**

Das gemeinsame Essen hat im Haus nur eine geringe Bedeutung. Es findet zwar insbesondere am Abend relativ häufig statt, hat jedoch nur mäßige Auswirkungen auf die Gemeinschaftsentwicklung. Es ergibt sich zufällig aufgrund der gemeinschaftlich genutzten Küche und des gemeinschaftlichen Essbereichs. Von größerer Bedeutung ist hingegen die Zubereitung der Speisen für die Gemeinschaftsentwicklung. Die Einsehbarkeit der Küche aus dem gesamten Gebäude hat zur Folge, dass BewohnerInnen bei Anwesenheit anderer Personen im Küchenbereich diesen bewusst aufsuchen, um Interaktionen zu beginnen. Es kommt allerdings häufig zu Konflikten bezüglich der Ordnung und Sauberkeit in der Küche. Lebensmittel werden nicht geteilt.

In der Gemeinschaftsküche kommt es sehr häufig zu einer parallelen Nutzung, indem die NutzerInnen—entweder zufällig oder auch bewusst—die Möglichkeit wahrnehmen, in Gemeinschaft zu kochen. Das Essen im Privatraum stellt eher die Ausnahme dar und beschränkt sich auf wenige BewohnerInnen.

### **Küche**

Die Bedeutung der Küche als Treffpunkt ist ausgesprochen groß. Sie ist das Zentrum der Gemeinschaft und bildet den Ausgangspunkt der meisten Interaktionen. Dabei ist die Essenszubereitung keine notwendige Voraussetzung für die BewohnerInnen, um die Küche aufzusuchen. Sie wird auch bewusst besucht, um Interaktionen zu beginnen.

Dementsprechend groß ist die Nutzungsintensität. Ausgangspunkt der Interaktionen ist dabei fast immer die Essenszubereitung und Nahrungsaufnahme. Beides kann sich im Zuge der gemeinschaftlichen Aktivitäten dann zeitlich auch

deutlich ausdehnen. Die Nutzung des Küchenbereichs für gänzlich andere Dinge ist jedoch eher selten.

Die Aufenthaltsqualität in der Wohnküche ist allerdings nicht sehr groß. Ihre räumliche Großzügigkeit führt zu einem Mangel an Atmosphäre, ihre Offenheit verhindert den Rückzug oder die Geborgenheit. Vor allem ist es aber der mangelnde Schallschutz, der die Nutzbarkeit einschränkt.

### **Badezimmer**

Aufgrund des individualisierten Badezimmers kommt es zu keinen Belegungskonflikten. Die Bereitschaft zur Teilung des Badezimmers ist ausgesprochen niedrig.

### **Privatraum**

Trotz der regelmäßigen Besuche der BewohnerInnen untereinander ist die Intensität der Nutzung des Privatraums durch andere MitbewohnerInnen eher gering. Das liegt daran, dass die Besuche sich meistens auf kurze Gespräche in der Tür beschränken. Längere gemeinsame Aufenthalte im Privatraum sind selten.

Privatsphäre im Privatraum ist gegeben, wird jedoch durch die Einsehbarkeit und den mangelnden Schallschutz etwas reduziert. Der mangelnde Schallschutz bzw. die Hellhörigkeit ist ein erhebliches Problem in dem Gebäude und beeinträchtigt die Wohnqualität und das Gemeinschaftsleben maßgeblich.

Die geringe Größe der Privaträume stellt für viele der BewohnerInnen eine Einschränkung dar, da sie die möglichen Aktivitäten begrenzt und ein Gefühl der Beengtheit produziert.

### **Externe Gemeinschaftsräume**

Das CUBITY verfügt über keine externen Gemeinschaftsräume.

### **Außenbereich**

In der warmen Jahreszeit kommt dem Außenbereich als Treffpunkt und gemeinschaftlicher Aufenthaltsort eine wichtige Funktion zu.

Der Außenbereich eignet sich im Gegensatz zu den internen Gemeinschaftsbereichen auch für das Zusammensitzen größerer Gruppen und am Abend, da es hier zu keiner akustischen Beeinträchtigung anderer BewohnerInnen kommt.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung ist nicht sehr ausgeprägt. Zwar kommt es zu vielen Interaktionen zwischen den BewohnerInnen und vereinzelt existieren auch enge persönliche Beziehungen, jedoch führen die Heterogenität der Bewohnerschaft und die Vielzahl an Konflikten dazu, dass die Herausbildung einer engen Wohngemeinschaft aller BewohnerInnen ausbleibt. Die BewohnerInnen teilen nur wenige gemeinsame Interessen und haben zum Teil ein funktionales Gemeinschaftsverständnis. Entsprechend geringes Engagement zeigen sie bezüglich gemeinschaftlicher Aktivitäten.

### **Organisation**

Durch den Erstbezug des Gebäudes konnten die BewohnerInnen nicht auf bestehende Regeln oder Rituale aufbauen und mussten sich erst selber organisieren. Inzwischen gibt es einige Regelungen zum Zusammenleben, die insbesondere die Reinigung und die Nachtruhe betreffen. Diese Regeln wurden ausgehandelt und explizit formuliert.

Zum Teil funktionieren die Verabredungen gut (Nachtruhe), zum Teil aber auch schlecht (Sauberkeit). Die Sauberkeit der Wohngemeinschaft ist ein häufiger Konfliktpunkt.

### **Konflikte**

Innerhalb der Hausgemeinschaft kommt es sehr häufig zu Konflikten. Diese beeinträchtigen das Gemeinschaftsleben und Wohlbefinden einzelner BewohnerInnen stark. Gründe für Konflikte sind neben der Sauberkeit und der Lautstärke auch persönliche Diskrepanzen zwischen den Lebensweisen und Einstellungen der BewohnerInnen.

Eine Klärung der Konflikte findet entweder gar nicht oder separat zwischen den beteiligten Personen statt. Grundsätzlich scheinen sich bestimmte Konfliktbereiche aber verfestigt zu haben.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Die Offenheit des Raumkonzepts ermöglicht viele Interaktionen, stellt aber gleichzeitig auch eine große Herausforderung für das Gemeinschaftsleben dar, da der Rückzug einzelner Personen oder auch kleinerer Gruppen erschwert wird. Es fehlen die Möglichkeiten zur sozialen Regulation, was insbesondere aufgrund der BewohnerInnenzahl zu Problemen führt.

Die Tatsache des Erstbezugs des Gebäudes muss als zusätzliche Herausforderung für die Gemeinschaftsentwicklung angesehen werden. Die BewohnerInnen konnten auf keine etablierten und erprobten Regelungen und Konfliktlösungsstrategien zurückgreifen und mussten viele relevante Abmachungen erst mühsam aushandeln.

Die BewohnerInnenauswahl erfolgte zunächst extern woraus eine starke Heterogenität innerhalb der Bewohnerschaft zustande kam. Diese umfasste neben den verschiedenen Lebensweisen und Gemeinschaftsansprüchen auch unterschiedliche politische Ausrichtungen. Die daraus resultierenden Spannungen wären in anderen Wohnformen vermutlich deutlich weniger problematisch, wo sich die beteiligten Personen leichter aus dem Weg gehen können. Zudem sind Konflikte durch die offene Raumstruktur im Gebäude auch für andere BewohnerInnen leicht wahrnehmbar, was die Grundstimmung innerhalb der Gemeinschaft beeinträchtigt. Konflikte, die in anderen Wohnformen auch existieren, bekommen hier eine andere Brisanz und Tragweite.

In der standardisierten Erfassung des Wohn-Wellbeing und der Wohnzufriedenheit in den Online-Befragungen rangieren die BewohnerInnen des CUBITY nur im mittleren Bereich. Auf einer Bewertungsskala von 1 bis 7 in Bezug auf Wohnzufriedenheit (sehr unzufrieden/sehr zufrieden) erzielten die Studierenden einen Mittelwert von 6.20. Auf die Frage, wie wohl sie sich im CUBITY als ihr „zu Hause“ fühlen (sehr unwohl/sehr wohl) geben sie im Mittel ebenfalls den Wert 6.20 an.\* Der Mittelwert für Wohnzufriedenheit aller untersuchten Objekte ist 5.95, für Wohlbefinden 5.66.

---

\* Die Standardabweichung (S. D.) für Wohnzufriedenheit im CUBITY beträgt .447, für Wohlbefinden .837; N = 5.

### Aktivitäten-Mapping

Die Aktivitäten der BewohnerInnen teilen klar sich zwischen den Individuellen Flächen und den gemeinschaftlichen Flächen auf. Die Zwischenzone vor den Cubes wird primär als Lagerfläche und Stauraum genutzt. Von den BewohnerInnen die in den Cubes in den Ecken des Gebäudes wohnen werden die freien Flächen als Erweiterung der Individuellen Wohnfläche bespielt. Innerhalb der Cubes finden vor allem Aktivitäten wie schlafen und Körperpflege statt, dies ist mit den räumlichen Voraussetzungen zu begründen. Von den gemeinschaftlichen Flächen wird vor allem die Küche zum Zubereitung von Speisen, sowie der Tisch und die Terrasse zum Essen intensiv genutzt. Der Wohnbereich auf der Galerie wird selten frequentiert. Einige BewohnerInnen verlegen Freizeitaktivitäten aufgrund des großen Platzangebotes auf die gemeinschaftliche Fläche.

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion

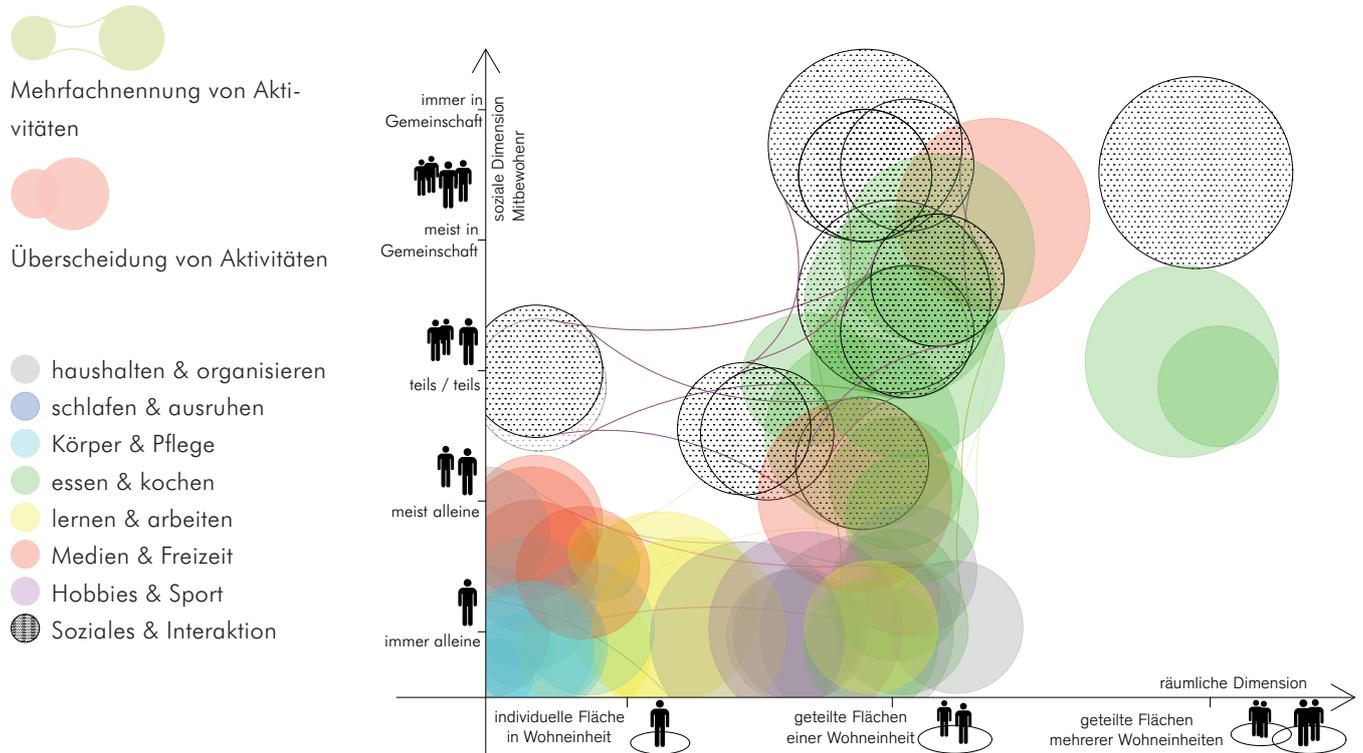
Abbildung 16:  
Aktivitätenmapping  
CUBITY



### Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung

Die soziale-räumliche Einordnung der Aktivitäten in das Diagramm zeigt eine klare Aufteilung. Die BewohnerInnen nutzten die introvertierten Cubes, um individualisierten Aktivitäten nachzugehen, dazu zählen beispielsweise auch intime Gespräche mit Freunden oder Partnern. Der höhlenartige Raum wird genutzt, um konzentriert einer Aktivität nachgehen zu können. Dabei wird die Blickbeziehung zum gemeinschaftlichen Bereich als positiv empfunden, gleichzeitig jedoch durch den mangelhaften Schallschutz eingeschränkt. Das ist ein Grund dafür, dass einige BewohnerInnen in Prüfungszeiten das Lernen lieber an Orte außerhalb des Wohnheims verlegen.

Abbildung 17:  
Aktivitätenklassifizierung  
CUBITY





## FALLSTUDIE 02

### HAUSGEMEINSCHAFT ALTSTADT HEIDELBERG

Abbildung 18:  
Hausgemeinschaft, Heidel-  
berg



#### Ort

Heidelberg

#### Baujahr

k.A.

#### Eigentümer

privat

#### Betreiber

Collegium Accademicum

#### Verwaltung

Selbstverwaltung

#### Mitsprache der

#### BewohnerInnen

Unmittelbar

#### Projektbeschreibung und bauliche Umsetzung

Die Hausgemeinschaft geht auf eine studentische Organisation in Heidelberg - das ‚Collegium Academicum‘ (CA) - zurück, die 1945 nach dem Krieg gegründet wurde, um nach der NS-Zeit demokratische Grundwerte und Prozesse an der Universität zu stärken. Aus dieser Gründung sind eine Reihe von studentischen Bildungs- und Kultur-Initiativen und Wohnprojekten entstanden. Bis zu der Räumung 1978 betrieb das ‚Collegium Academicum‘ ein großes Studentenwohnheim in der heutigen Seminarstraße, das nach amerikanischen Vorbild als Kolleg (Wohn- und Studienhaus oder College) konzipiert war. Dennoch besteht das ‚Collegium Academicum‘ in Form eines Fördervereins bis heute als Kultur- und Bildungsprojekt, das auch das Wohnkonzept des CAs fortzusetzen sucht. Die Mitgliederversammlung des CAs beschloss 1985 zunächst zwei, später drei Geschosse des Wohnhauses anzumieten, das zentral in der Heidelberger Altstadt liegt. Diese wurde im Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) und dem Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688 bis 1697) schwer beschädigt und im frühen 18. Jahrhundert wieder aufgebaut. Das Gebäude stammt vermutlich aus dieser Zeit.



Abbildung 19:  
Lageplan Hausgemein-  
schaft Heidelberg

Die viergeschossige Blockrandbebauung mit einer Durchfahrt zum Hof fügt sich in die Umgebung ein. Im Erdgeschoss ist ein Café. Die oberen drei Stockwerke werden vom CA als WGs genutzt. Auch die Durchfahrt und der kleine Innenhof werden als Erweiterung des Wohnraums genutzt. Es gibt einen begrenzten Stauraum im Keller und einem Dachboden. Das Gebäude hat auf jedem Geschoss ein Bad und eine Küche, der Flächenanteil ist jedoch gering.

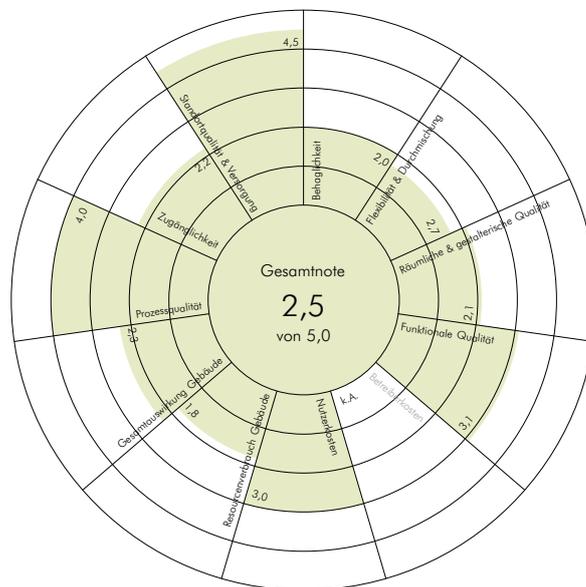
Die sanitären Einrichtungen und Küchen auf allen Geschossen zeigen, dass das Gebäude schon länger als Wohngebäude genutzt wurde. So sind die drei Wohnungen typische Altbauwohnungen in einem unsanierten Bestand. Das Gebäude ist nicht für eine Nutzung geplant und wurde auch nur im geringen Maße an die jetzige Nutzung angepasst. So fehlen Räume, die explizit der Gemeinschaft gewidmet sind. Auch die Küchen, die gemeinschaftlich genutzt werden, sind verhältnismäßig klein und bieten wenig Raum zum Aufenthalt. Die Zimmer sind in Größe und Wohnkomfort unterschiedlich: Das größte Zimmer hat 19qm und einen Balkon, das kleinste Zimmer hat nur 13qm und wird durch ein schmales Berliner Fenster zum Hinterhof belichtet.

### Wohnwertbarometer

Das Gebäude befindet sich in zentraler Lage innerhalb der Altstadt. Umgebungslärm ist lediglich in den der einfach befahrenen Straße zugewandten Zimmern merklich. Supermärkte und Versorgungsmöglichkeiten sind umfangreich gewährleistet. Die Universität ist fußläufig oder mit dem Rad zu erreichen. Ein regelmäßiger Anschluss zum Hauptbahnhof ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln gewährleistet, die nächste Haltestelle ist binnen weniger Minuten erreichbar. Die Parkmöglichkeiten sind begrenzt und kostenpflichtig. Die BewohnerInnen verzichten auf Autos.

Der Ausbaustandard ist jedoch gering und die Bausubstanz weist deutliche Gebrauchsspuren und viele Umbauten auf. Die Wohnungen sind vergleichsweise ungünstig geschnitten, weil sie einen hohen Anteil an Verkehrsfläche (Flur) aufweisen, der aufgrund der geringen Breite kaum anderweitig genutzt werden kann. An einigen Stellen werden Dinge oder Kleidung gelagert, gelegentlich werden Wäscheständer aufgebaut.

Abbildung 20:  
Radardiagramm Wohnwert  
Hausgemeinschaft Heidel-  
berg



### Flächen- und Raumanalyse

Die Nutzung des Raums überschreibt die bauliche Struktur, indem die BewohnerInnen sich das gesamte Gebäude im Sinne ihrer Idee des gemeinschaftlichen Wohnens angeeignet haben. Dies geschieht auf allen Ebenen: Die drei Wohnungen stehen durchgehend offen, werden von allen BewohnerInnen betreten und genutzt. Bäder und Küchen im ganzen Gebäude werden von allen geteilt und zum Kochen, Essen und Beisammensein in wechselnden Konstellationen genutzt. Das Treppenhaus hat zusätzliche Funktionen als Abstellbereich und Garderobe und ist ein Ort für die interne Kommunikation über Pinnwände und Poster. Auch die Außenbereiche im Hof und die Durchfahrt, sowie der Bereich vor dem Gebäude auf der Straße werden sowohl im Sommer als auch im Winter zum Aufenthalt (u.a. Rauchen, im Sommer zusätzlich schlafen, arbeiten, Feste feiern) genutzt. Hier entstehen viele zufällige Kontakte und Begegnungen innerhalb der Hausgemeinschaft und zu Bekannten und Freunden, die auf den verschiedenen Wegen durch die Altstadt vorbeikommen. Der zentrale Standort ist für die Wohnkultur insofern prägend, weil das Gebäude in einer Straße liegt, die in direkter Nähe zur Universität verläuft, so dass häufig Externe auf ihrem Heimweg BewohnerInnen in der Wohngemeinschaft besuchen.

Die Küchen als die einzigen explizit als Gemeinschaftsflächen ausgewiesenen Räume werden intensiv von internen BewohnerInnen und Besuchern genutzt. Das Fehlen von Gemeinschaftsflächen wird teilweise durch gegenseitige Besuche in den Individualzimmern kompensiert. Auch das größere Bad im 3. OG, das über eine gute Belichtung und Besonnung verfügt, wird oft als Aufenthaltsraum benutzt.

Anzahl Gebäude	1
Wohneinheiten	3
Anzahl BewohnerInnen	11
davon befragt	11

BGF (ohne EG)	381 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	344 m <sup>2</sup>

#### 1. Obergeschoss

Private Flächen	63,1 m <sup>2</sup>
Durchschnitt	15,8 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	34,2 m <sup>2</sup>

#### 2. Obergeschoss

Private Flächen	63,1 m <sup>2</sup>
Durchschnitt	15,8 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	34,2 m <sup>2</sup>

#### 3. Obergeschoss

Private Flächen	50,0 m <sup>2</sup>
Durchschnitt	16,6 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	47,3 m <sup>2</sup>

Hausgemeinschaft	53 m <sup>2</sup>
------------------	-------------------

Abbildung 21:  
Flächenaufteilung Hausgemeinschaft Heidelberg

### Flächenanalyse

BGF	131 %		34,6 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		31,1 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	51 %		16,0 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	33 %		10,5 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	15 %		4,8 m <sup>2</sup>

Abbildung 22:  
Räumliche Typologie  
Hausgemeinschaft Heidelberg

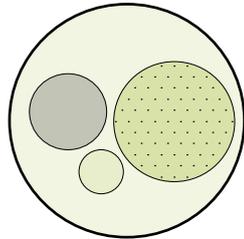
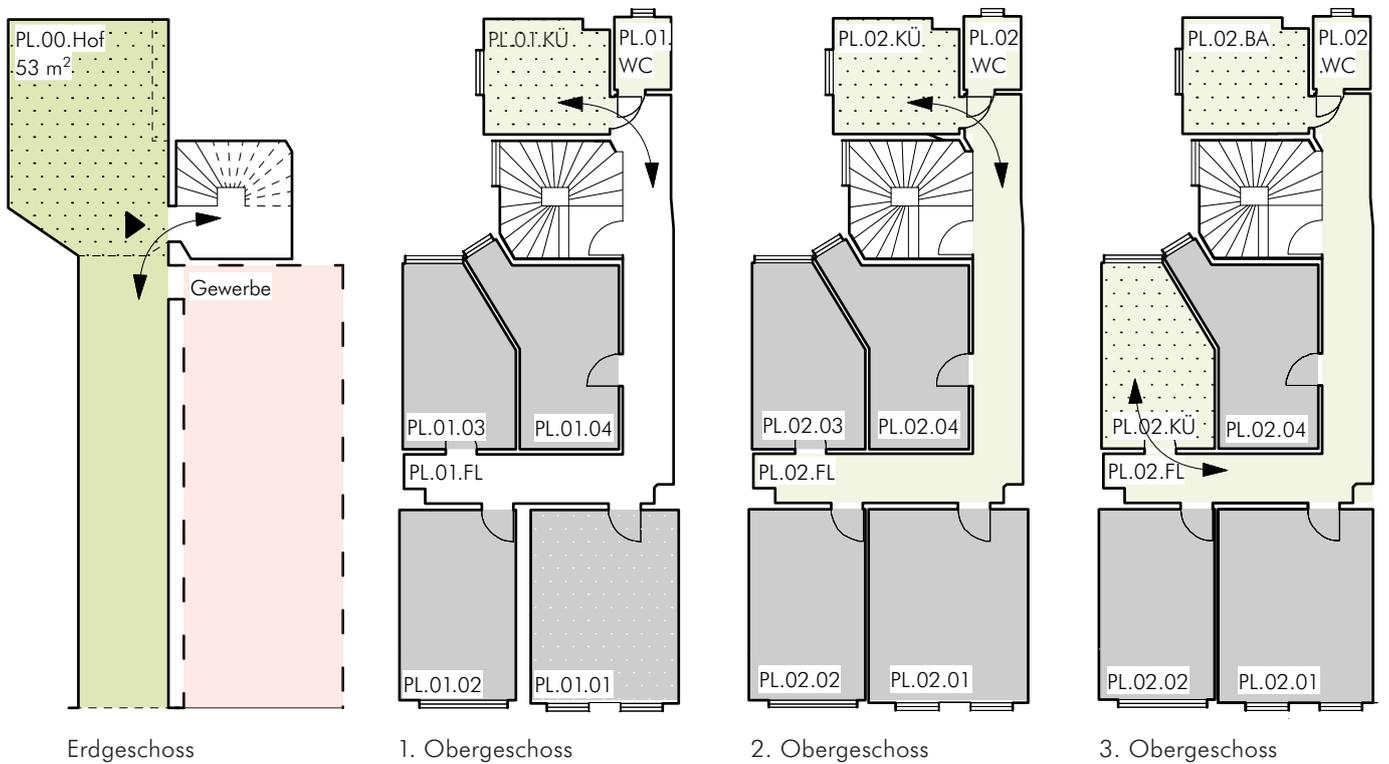


Abbildung 23:  
Grundrisse Hausgemein-  
schaft Heidelberg



**Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)**

Die lange Wohnungsgeschichte offenbart sich auch in der Raumanneignung und dem Inventar. Die Gemeinschaftsbereiche sind mit einer hohen Dichte an zusammengesuchtem oder selbstgebaute Mobilien ausgestattet. Zahlreiche Memorabilien zeugen von einer hohen Identifikation der BewohnerInnen mit dem Wohnumfeld. Das Badezimmer im 3. Obergeschoss stellt eine Besonderheit dar: neben der Ausstattung mit Sanitärobjekten finden sich hier Sitzgelegenheiten, um den großen Raum in eine Gemeinschaftsfläche zu transformieren. Auch die Badezimmer auf den anderen Etagen sind mit Memorabilien gestaltet worden. Die privaten Zimmer sind mit einer Vielzahl an Möbeln ausgestattet, die verschiedensten Wohnaktivitäten dienen. Die Aneignung der wohnungs- und auch der hausgemeinschaftlichen Räume zum Teil bis in den Stadtraum hinaus, zeigt den hohen Identifikationsgrad der BewohnerInnen mit Haus und der Gemeinschaft.

Abbildung 24:  
Inventaranalyse Hausge-  
meinschaft Heidelberg

		Küche/ Bad	Schrank	Bett	Tisch & Stuhl	Sofa/ Sessel	Freizeit Memorallen	
hoch mittel gering	EG	PL.00.IH				•	•	
	WG 1.OG	PL.01.KÜ	•					•
		PL.01.FL		•				•
		PL.01.WC	•	•				
		PL.01.01			•	•	•	•
		PL.01.02		•	•	•	•	•
		PL.01.03		•	•	•	•	•
		PL.01.04		•	•	•	•	•
	WG 2.OG	PL.02.KÜ	•	•				•
		PL.02.FL		•				•
		PL.02.WC	•	•				
		PL.02.03		•	•	•	•	•
		PL.02.02		•	•	•	•	•
PL.02.01			•	•	•	•	•	
PL.02.04			•	•	•	•	•	
WG 3.OG	PL.03.FL	•	•				•	
	PL.03.FL		•				•	
	PL.03.BA	•	•				•	
	PL.03.WC	•	•				•	
	PL.03.01		•	•	•	•	•	
	PL.03.03		•	•	•	•	•	
	PL.03.02		•	•	•	•	•	



Vorhandenes Inventar. Möblierung oder Einbauten die bereits beim Einzug der BewohnerInnen\*in vorhanden waren.



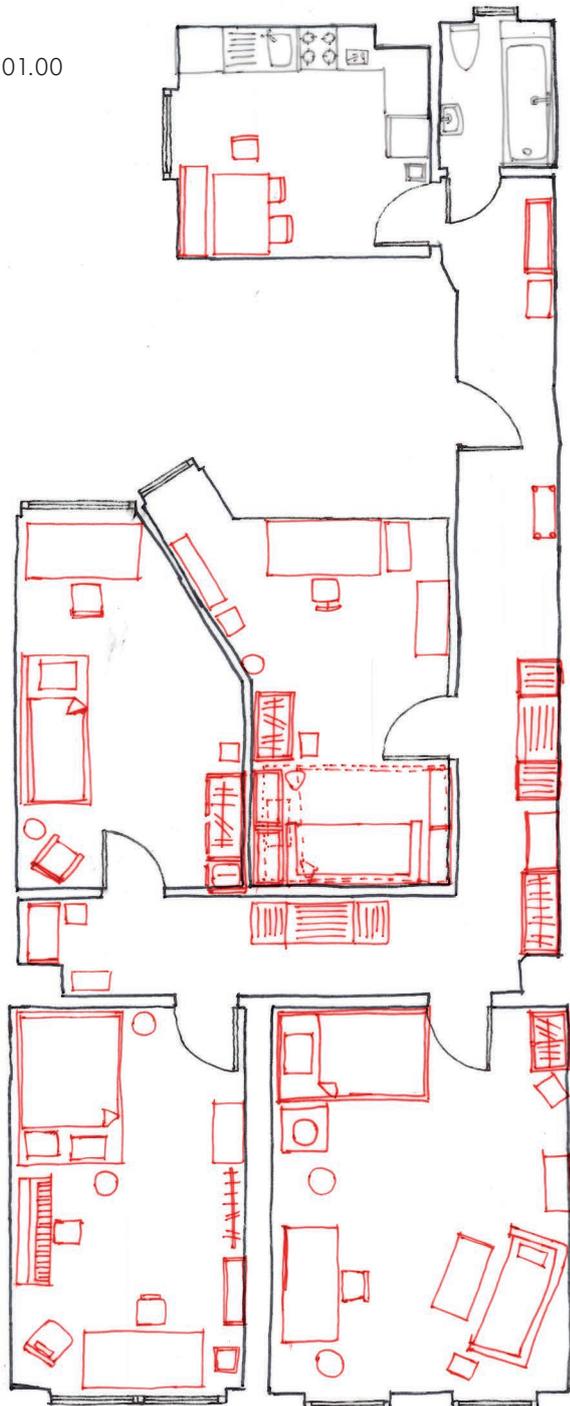
Persönliches Inventar. Möblierung oder Einbauten das von den BewohnerInnen mitgebracht wurde.



Persönliche Gegenstände. Gegenstände die zur Freizeitgestaltung dienen oder als Memorallen begriffen werden

Abbildung 25:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse Hausge-  
meinschaft Heidelberg

PL.01.00



PL.01.KÜ



PL.01.02



## Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung

### Sozialinteraktionen

Das Sozialleben ist geprägt durch einen intensiven und häufigen Austausch, wobei die zufälligen Begegnungen und spontanen gemeinsamen Aktivitäten überwiegen. Täglich kommt es mehrfach zu zufälligen Interaktionen zwischen den MitbewohnerInnen. Es finden aber auch häufig geplante Gemeinschaftsaktivitäten statt (verabredete Filmabende, Spielabende, Diskussionsrunden), die für die Gemeinschaftsentwicklung von großer Bedeutung sind. Die vielen gemeinsamen Interessen und ähnlichen Ansprüche an das Gemeinschaftsleben ermöglichen diese thematischen Gemeinschaftsaktivitäten, mit denen sich die BewohnerInnen identifizieren können.

Aufgrund des hohen Grads an sozialer Inklusion in Kombination mit der Wohnraumarchitektur kommt es zu vielen Interaktionen in den Zwischenräumen. Die Türen zu den Privaträumen sind meistens geöffnet, und die BewohnerInnen besuchen sich regelmäßig in ihren Privaträumen. Bedeutsame Zweierbeziehungen existieren zwar, jedoch haben geplante Einzelverabredungen vor dem Hintergrund der ausgeprägten Gemeinschaftsstruktur eher geringe Relevanz für die Gemeinschaftsentwicklung.

Die vorhandenen Räumlichkeiten bieten insbesondere auch durch die Nutzung der Privaträume gewisse Kapazitäten für gemeinschaftliche Aktivitäten. Angesichts der großen gemeinschaftlichen Aktionsdichte wird allerdings einhellig der Wunsch nach zusätzlichen Gemeinschaftsräumen laut. Das Bedürfnis resultiert zum einen aus dem Fehlen eines Raums für die gesamte Hausgemeinschaft, zum anderen aus der geringen Größe der Küchen.

### Lernen und Arbeiten

Die Mehrheit der BewohnerInnen arbeitet und lernt in der Wohngemeinschaft. Die Privaträume eignen sich dafür sehr gut. Lediglich der fehlende Schallschutz ist für einige der BewohnerInnen ein Problem. Vor allem unter dem Gesichtspunkt räumlicher Abwechslung wählen einige der BewohnerInnen jedoch oft auch die nahe gelegene Bibliothek als Arbeitsort. Auch in der Gemeinschaftsküche wird teilweise gearbeitet, mitunter auch in Gemeinschaft. Beide Möglichkeiten stellen aber die Ausnahmen dar.

In Abhängigkeit von den individuellen Präferenzen und der Eignung des Privatraums ist der Wunsch nach einem gemeinschaftlichen Arbeitsraum unterschiedlich stark ausgeprägt. Vor allem BewohnerInnen, denen die räumliche Trennung unterschiedlicher Wohnfunktionen wichtig ist, würden einen solchen Raum bevorzugen.

### **Medienkonsum**

Gemeinsamer Medienkonsum findet häufig statt und hat für die Gemeinschaftspflege eine große Bedeutung. Mehrmals im Monat werden relativ spontan in kleineren oder größeren Gruppen Dokumentationen geschaut. Einzelne BewohnerInnen hören auch zusammen Musik. Als Ort für den gemeinsamen Medienkonsum dienen vorrangig die größeren Privaträume einzelner BewohnerInnen. Teilweise werden aber auch die Küchen oder der Dachboden genutzt. Selten finden auch Leseabende auf dem Dachboden statt.

### **Gästeempfang**

Die BewohnerInnen empfangen häufig Gäste. Ursächlich hierfür sind neben der zentralen Lage des Gebäudes auch die soziale Offenheit und Eingebundenheit der Bewohnerschaft. Die Gäste werden sowohl im Privatraum als auch in der Küche empfangen. Aus diesem Grund kommt es auch häufig zu Begegnungen zwischen Gästen und MitbewohnerInnen und der Grad der Durchmischung ist hoch. Mitunter haben die BewohnerInnen auch gemeinsame Freundeskreise.

Die Funktionalität der Privaträume für den Gästeempfang ist sehr unterschiedlich und insbesondere abhängig von der jeweiligen Zimmergröße. Dementsprechend ist auch die Bedeutung der Gemeinschaftsräume, insbesondere der Küche, für den Gästeempfang unterschiedlich. Einige BewohnerInnen bevorzugen die Privatsphäre ihrer Zimmer, um sich mit externen Personen auszutauschen, andere bevorzugen es, auf die Küche auszuweichen. Die Gemeinschaftsküchen der Wohnungen sind zwar nicht sehr geräumig, sie sind aufgrund ihrer Atmosphäre und Möblierung für den Gästeempfang bis zu einer gewissen Personenzahl aber gut geeignet.

### **Verpflegung**

Das gemeinsame Essen hat innerhalb der Wohn- und Hausgemeinschaft eine herausragende Bedeutung. Die Mehrheit der Mahlzeiten und insbesondere der Abendessen wird nicht alleine zu sich genommen, sondern in Anwesenheit anderer BewohnerInnen. Dementsprechend wird auch nur selten im Privatraum gegessen, in der Regel auch nur dann, wenn keine anderen BewohnerInnen in der Wohnung anwesend sind.

Eng verknüpft mit dem gemeinsamen Essen ist die auf die Gemeinschaft ausgerichtete Essenszubereitung. Paralleles Kochen kommt gar nicht vor, sondern es wird entweder gemeinsam gekocht oder spontan für die MitbewohnerInnen mitgekocht. Die Zubereitung warmer Speisen erfolgt also nach einem sehr sozialen Prinzip. Teilweise werden auch BewohnerInnen anderer Wohngemeinschaften zum Essen eingeladen.

Lebensmittel werden weitgehend geteilt und mitunter auch gemeinsam organisiert (manchmal aus Containern von Supermärkten).

### **Küche**

Die Küche bildet das soziale Zentrum der Wohngemeinschaften. Selbst wenn das Gemeinschaftsleben zu einem relativ großen Anteil auch in den Privaträumen stattfindet, ist die Küche häufig der Ausgangspunkt gemeinschaftlicher Aktivitäten. Hier kommt es mehrmals täglich zu zufälligen Begegnungen und sozialem Austausch. Die BewohnerInnen nutzen die Küche viel und essen trotz der zentralen Lage des Gebäudes eher wenig auswärts. Die Küche wird darüber hinaus auch für andere Aktivitäten des Alltags genutzt, z.B. zum Lesen, Nachrichten gucken/hören oder für soziale Interaktionen. Insbesondere BewohnerInnen mit eher kleinen Privaträumen weichen häufig auf die Küche aus.

Die Küche stellt für viele BewohnerInnen nicht nur die Möglichkeit dar, einen Ortswechsel innerhalb der Wohnung zu vollziehen, sondern auch um gezielt mit anderen BewohnerInnen in Kontakt zu treten. Sämtliche BewohnerInnen sehen die geteilte Küche als positiv an und schätzen ihre gemeinschaftsstiftende Funktion. Keiner wünscht sich eine individualisierte Küche.

Die Aufenthaltsqualität der Küche ist trotz der begrenzten Größe hoch. Das liegt vor allem an der individuellen Gestaltung und damit einhergehenden Atmosphäre. Durch den fehlenden externen Gemeinschaftsraum könnte die Küche nach Meinung einiger BewohnerInnen jedoch größer sein.

### **Badezimmer**

Erstaunlicherweise kommt es im Haus kaum zu Belegungskonflikten im Badezimmer. Das liegt zum einen an sehr unterschiedlichen Tagesrhythmen, zum anderen daran, dass sich die BewohnerInnen in ihren Zimmern anziehen und fertig machen und das Badezimmer lediglich zum Waschen und für die Toilette nutzen. Die BewohnerInnen sind auch gerne bereit, die Benutzung des Badezimmers zu teilen.

### **Privatraum**

Die Nutzungsintensität der Privaträume durch andere BewohnerInnen ist vergleichsweise groß, unterscheidet sich jedoch stark innerhalb der Wohnerschaft. Die Zimmer einiger BewohnerInnen dienen quasi als Wohnzimmer der Wohngemeinschaft und werden von den jeweiligen BesitzerInnen auch als solches deklariert. Andere Privaträume werden auf Grund ihrer geringen Größe oder auch durch eine geringere Offenheit ihrer BesitzerInnen gar nicht in den Wohnalltag der MitbewohnerInnen integriert. Die Privaträume sind sehr unterschiedlich groß und werden dementsprechend auch sehr unterschiedlich von ihren BesitzerInnen beurteilt.

Trotz der Intimität des Wohnumfeldes in den Wohngemeinschaften wird der Grad der Privatsphäre von den BewohnerInnen als ausreichend wahrgenommen. Einschränkungen ergeben sich weniger aus der Architektur, als aus dem Verhalten und Präferenzen einzelner BewohnerInnen. Hellhörigkeit spielt innerhalb der Wohngemeinschaften eine große Rolle und führt mitunter auch zu kleineren Konflikten zwischen den BewohnerInnen.

#### **Externe Gemeinschaftsräume**

Abgesehen von dem Außenbereich besitzt das Haus keinen offiziellen externen Gemeinschaftsraum. Die BewohnerInnen behelfen sich dadurch, dass sie den Dachboden gemeinschaftlich nutzen. Hier finden insbesondere kulturelle (organisierte) Veranstaltungen wie Leseabende, Diskussionsrunden oder Filmabende statt.

#### **Außenbereich**

Der Außenbereich und der Hof werden vor allem im Sommer in den Wohnalltag und das Gemeinschaftsleben einbezogen. Sie dienen mitunter auch als Ort für Veranstaltungen mit externen Besuchern. Da es aber innerhalb der Wohnräume bereits zu vielen Begegnungen zwischen den BewohnerInnen kommt, ist die Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt nachgeordnet.

#### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung in der Wohngemeinschaft ist sehr hoch. Sie durchzieht und bestimmt maßgeblich den Wohnalltag der Mehrheit der BewohnerInnen. Das gemeinschaftliche Wohnen wird von den BewohnerInnen nicht funktional betrachtet, z. B. als Möglichkeit günstiger zu Wohnen, sondern idealistisch. Neben den sozialen Aspekten verbinden die BewohnerInnen mit der Wohnform ein gesellschaftliches Ideal, wodurch sich viele der Verhaltensweisen und die erfolgreiche Gemeinschaftsentwicklung erklären lassen.

Die BewohnerInnen teilen viele gemeinsame Interessen, wodurch sich auch die Möglichkeiten gemeinsamer Freizeitaktivitäten erhöhen. Die Vergemeinschaftung erfolgt nicht nur auf der Ebene einer Wohnung, sondern umfasst das gesamte Haus. Der Austausch zwischen den Wohngemeinschaften ist ausgeprägt.

#### **Organisation**

Das Zusammenleben kommt ohne vorgegebene Regeln aus. Die Organisation erfolgt vor allem durch implizite Regeln, die historisch gewachsen sind und mitunter gemeinschaftlich neu verhandelt werden. Ein gemeinsamer Wertekonsens erleichtert das Zusammenleben und die Organisation.

### **Konflikte**

Innerhalb der Hausgemeinschaft kommt es nur selten zu Konflikten zwischen den BewohnerInnen. Die Konflikte beziehen sich meistens auf das Thema Lautstärke oder mitunter auch auf die Sauberkeit in der Küche. Durch den engen Kontakt aller BewohnerInnen untereinander, werden Konflikte in der Regel persönlich und bilateral gelöst. Eine Diskussion im Plenum findet eher selten statt.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Der gemeinsamen Medienkonsum vor allem in Form von Dokumentationen hat für die Gemeinschaft eine wichtige Bedeutung. Dadurch werden gemeinsame Interesse und Ansichten gefestigt. Er dient damit in gewisser Weise der Selbstvergewisserung der Gemeinschaft und ihrer gemeinsamen ideellen Basis.

Für die Organisation der Gemeinschaft ist neben einem gemeinsamen Gemeinschaftsverständnis und Wertekonsens auch die Hierarchie innerhalb der Bewohnerschaft entscheidend. Das Gemeinschaftsleben wird durch bestimmte Vorstellungen und Ansprüche getragen, die sich über Jahre hinweg entwickelt haben und von den BewohnerInnen mit der längsten Wohndauer durchgesetzt werden.

Die Homogenität der Bewohnerschaft bezüglich ihrer Vorstellungen vom Gemeinschaftsleben ist auch das Resultat eines BewohnerInnenauswahlverfahrens, bei dem die verbliebenen BewohnerInnen einen passenden Neuzugang auswählen können.

Nicht zu unterschätzen in der Bedeutung für den Zusammenhalt und das aktive Gemeinschaftsleben ist die Projektarbeit der BewohnerInnen. Indem die BewohnerInnen aktiv an der Entwicklung des Projekts CA mitwirken, wird kontinuierlich eine gemeinsame Basis geschaffen und ein gemeinsames Ziel verfolgt. Etwas unerwartet ist angesichts dieser ausgeprägten Wohnkultur, dass bei der formalen Einschätzung der Wohnzufriedenheit in den drei Wohngemeinschaften des Gebäudes nur eine mittlere Zufriedenheit von 4.81 resultiert. Das Wohn-Wohlbefinden wird im Mittel mit 5.00 eingeschätzt.\* Allerdings haben sich nur neun BewohnerInnen an diesen Einschätzungen beteiligt.

---

\* Jeweils auf Skalen von 1 bis 7. S.D. Zufriedenheit 1.26 bis 4.24; S.D. Wohlbefinden 1.00 bis 4.24.

### Aktivitäten-Mapping

Es ist eine starke Vergemeinschaftung aller Wohnaktivitäten zu erkennen: Fast alles findet im Haus in Gemeinschaft in unterschiedlichen Konstellationen statt. Auch verteilen sich die meisten Wohnaktivitäten wie Essen, Lernen und Arbeiten, Lesen, Hobbies und Sport auf viele der Räume im ganzen Haus. Diese hohe Dichte von verschiedenen Aktivitäten ist damit zu erklären, dass die BewohnerInnen viel Zeit im Haus und in der Wohngemeinschaft verbringen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf Aktivitäten der Freizeitgestaltung und dem gemeinsame essen und kochen. Es lässt sich feststellen, dass die Küchen die Räume der größte Nutzungsintensität darstellen. Zum einen dienen sie den Funktionalen Wohnaktivitäten des Kochens, zum anderen wird hier auch häufig in Gemeinschaft gegessen der individuellen Aktivitäten nachgegangen.

Abbildung 26:  
Aktivitäten-Mapping Haus-  
gemeinschaft Heidelberg

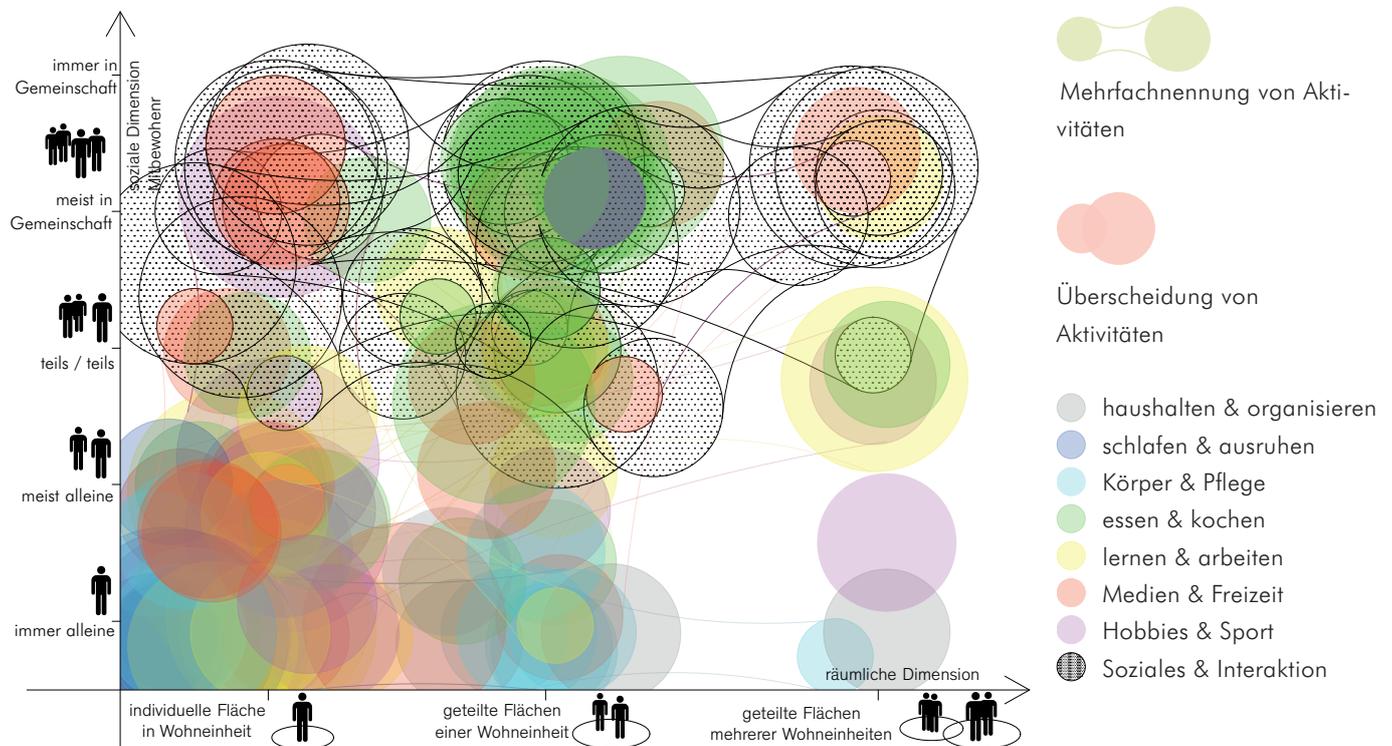
- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion



### Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung

Besonders aufschlussreich ist, dass in der Hausgemeinschaft die Trennung zwischen den individuellen oder privaten Bereichen und den gemeinschaftlich genutzten Zonen weitgehend aufgehoben ist. So sind fast alle Zimmer allen BewohnerInnen dem Grunde nach durchgehend zugänglich. Über weite Strecken stehen tatsächlich die Türen zu Fluren offen. Aber auch eine geschlossene Tür bedeutet nur bedingt eine Beschränkung des Zugangs, der in den meisten Fällen weder Anklopfen noch die explizite Zustimmung der BewohnerInnen erfordert. Die BewohnerInnen und Gäste bewegen sich frei im gesamten Haus und die individuellen Bedürfnisse nach Privatheit werden punktuell verkündet und verhandelt.

Abbildung 27:  
Aktivitätenklassifizierung  
Hausgemeinschaft Heidel-  
berg



## FALLSTUDIE 03 HAGEBUTZE

Abbildung 28:  
Wohngemeinschaft  
Hagebutze, Heidelberg



### Ort

Heidelberg

### Baujahr

k.A.

### Eigentümer

Gemeinsam Wohnen e.V.  
Mietshäuser Syndikat GmbH  
Betreiber

Hagebutze GmbH

### Verwaltung

Selbstverwaltung

### Mitsprache der

### BewohnerInnen

Unmittelbar

### Projektbeschreibung und bauliche Umsetzung

Die Hagebutze ist eine Initiative in Heidelberg, die drei Gebäude, die zuvor als Kasernen der amerikanischen Streitkräfte genutzt wurden, zu einem selbstverwalteten, gemeinschaftlichen Wohnprojekt umgenutzt und umgebaut haben. Die Gruppe besteht aus ca. 70 Personen unterschiedlicher Altersstufen. Die Finanzierung nutzt das Konzept des Mietshäuser Syndikats entstand, weswegen sich die Finanzierung in Teilen durch Direktkredite von Privatpersonen stützt, die nicht notwendig in der 'Hagebutze' wohnen. Die 'Hagebutze' ist als GmbH mit drei GeschäftsführerInnen organisiert. Die Bindung an das Mietshäusersyndikat schließt eine Veräußerung und Kommerzialisierung der Immobilien aus.

Ziel der Hagebutze ist es dauerhaft bezahlbaren Wohnraum zu schaffen und verschiedene Formen des Wohnens generationenübergreifend, familienfreundlich, ökologisch und sozial verträglich zu vereinen. Zudem möchten sie einen Raum in der Nachbarschaft für Begegnungen und kulturelle Vielfalt schaffen. Das übergeordnete wohnpolitische Ziel der Projektgruppe war die Schaffung von erschwinglichen Wohnraum, der auf Dauer vor Mietsteigerungen geschützt ist. So zahlen die BewohnerInnen in der Hagebutze in 2018 eine durchschnittliche Kaltmiete von 5,72 €/m<sup>2</sup>. In Hinblick auf die geringen Wohnkosten wurden die Gebäude in einem niedrigen Standard renoviert und die Baukosten durch einen hohen Anteil an Eigenleistungen weiter gesenkt.

Die Hagebutze ist nicht explizit als studentisches Wohnen geplant, sondern versucht, ein möglichst breites und vielfältiges Spektrum von NutzerInnen zu integrieren. Die untersuchten Wohnungen sind aber mehrheitlich von Studierenden bewohnt, denen die geringen Mieten und die vergleichsweise kleinen

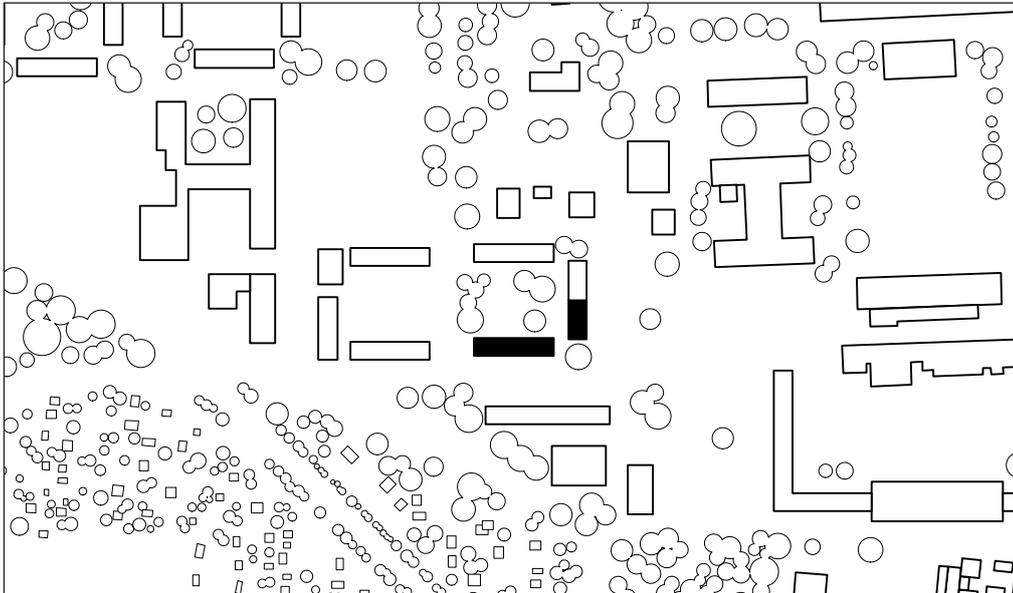


Abbildung 29:  
Lageplan Hagebutze

Zimmer, die sich für Studierende mit wenig Hausrat eignen, entgegen kommen. Die meisten BewohnerInnen begreifen das Wohnen in der Hagebutze nicht als zeitlich begrenzte Unterbringung, sondern verbinden mit dem Wohnprojekt eine langfristige Perspektive. Die Wahrnehmung der Langfristigkeit sowie die generelle wohnpolitische Überzeugung, die die meisten BewohnerInnen teilen, erklären ihr hohes Engagement. Gleichzeitig sind die Eigenleistungen für Studierende leichter mit dem Alltagsleben übereinzubringen.

Insgesamt unterscheiden sich die Wohnungen in ihrer Größe und Anzahl der Zimmer. Die größeren WGs haben bis zu 10 BewohnerInnen, es gibt aber auch kleinere Wohnungen, die für Familien, Paare und Singles geeignet sind. In diesem Forschungsprojekt wurden insgesamt vier Wohngemeinschaften untersucht—zwei 5er, eine 8er sowie eine 10er WG. Die Mitglieder der 8er WG sind zusätzlich auch in dem Projekt Collegium Academicum involviert und engagieren sich bei dessen Planung und Umsetzung.

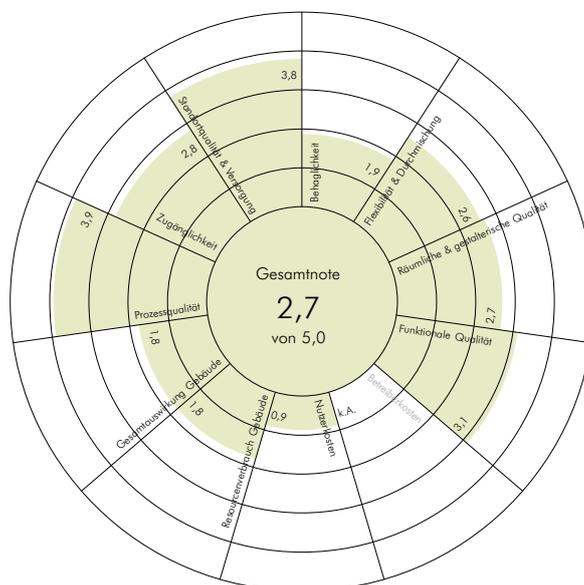
Die Wohnungen entsprechen in der Grundsubstanz den typischen Zeilenbauten der Nachkriegszeit. Die vermutlich als Familienwohnungen geplanten 6-1/2-Zimmer-Wohnungen finden sich insgesamt zehn mal und die größeren Dachgeschosswohnungen mit 10 Zimmern drei mal. Vor allem in den neu ausgebauten Dachgeschoss-Wohnungen sind die Zimmer verhältnismäßig klein (durchschnittlich ca. 12 qm). Eine Zusammenlegung der Zimmer wurde bewusst vermieden, um die Wohnfläche pro Kopf gering zu halten. Dadurch sollen zum einen die Wohnkosten weiter reduziert werden. Zum anderen soll im Sinne der Suffizienz und Konsumverzicht der Ressourcenverbrauch bei der Wohnraumnachfrage verringert werden. Ein Vorteil der alten Kasernen ist, dass die Gebäude voll unterkellert sind, sodass für die Wohnungen ausreichend Stauraum zur Verfügung steht.

### Wohnwertbarometer

Das Grundstück ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln und einem kurzen Fußweg binnen 20 Minuten vom Hauptbahnhof erreichbar. Innenstadt und Universität sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln in etwa 30 Minuten zu erreichen. Die Hagebutze liegt im südlichen Heidelberg in einem großen Konversionsgebiet, in dem die Kasernen aufgegeben wurden nun zu Wohngebieten mit ergänzenden Nutzungen umgebaut. Das Gelände ist derzeit kein typisches Wohnviertel, weil die Kasernen der amerikanischen Streitkräfte autark, umzäunt und abgesichert waren, bildeten sie eine Insel oder Fehlstelle im Stadtgefüge, um die herum wohnbegleitende Nutzungen nur unzureichend entwickelt sind. der nächstgelegenen Supermarkt ist etwa 20 Gehminuten entfernt. Das Gebiet ist aber derzeit in einer dynamischen Umstrukturierung, in der viele Gebäude ersetzt oder ergänzt werden und die alten Kasernen wie bei der Hagebutze wiederbelebt werden. Es ist zu erwarten, dass in wenigen Jahren eine gute lokale Infrastruktur gewachsen sein wird.

Die Gebäude aus den 1960er Jahren sind um einen großzügigen Gartenhof angeordnet und profitieren von dem Außenraumbezug. Der Hof wird von den BewohnerInnen der Hagebutze und des benachbarten Wohnprojekt gemeinsam bewirtschaftet. Er ist zum kleinen Teil bepflanzt mit Zierpflanzen und Gemüse, zum größten Teil aber dient er den BewohnerInnen als Freizeitfläche mit Spielplätzen, Grillplatz, diversen Sitzecken und Wiese. Die Gebäude waren ohne barrierefreien Zugang errichtet, sind aber im Zuge der Renovierung im EG mit Rampen ausgestattet worden. Die Wohnungen im EG sind barrierefrei und rollstuhlgerecht.

Abbildung 30:  
Radardiagramm Wohnwert  
Hagebutze



Außerhalb der Wohnungen wurden ein Projektcafé, eine Werkstatt und ein Veranstaltungsraum eingerichtet. Der Hof mit Garten, wird gemeinschaftlich genutzt. Es gibt diverse Veranstaltungen und Gruppen, an denen die BewohnerInnen und teilweise auch Externe teilnehmen können.

### Flächen- und Raumanalyse

Die Wohnungen sind in Hinblick auf die Größe und das Raumangebot unterschiedlich. Gemeinsam ist allen das große Angebot an gemeinschaftlich nutzbaren Räumen in den Wohnungen, die ergänzt werden durch die zusätzlichen Flächen außerhalb der Wohnungen, die von allen BewohnerInnen in den drei Gebäuden und externen genutzt werden. Die BewohnerInnen der Hagebutze haben sich bewusst für ein Wohnen in Gemeinschaft entschieden und nehmen auch eine geringere Individualfläche zu Gunsten der größeren Gemeinschaftsflächen in Kauf.

Die Gemeinschaftsflächen werden intensiv genutzt. Diese werden über die dort untergebrachten Wohnfunktionen wie Kochen und Essen hinaus, zu einem informellen Treffpunkt innerhalb der Wohnungen. Auch viele Einzelaktivitäten wie Lernen, Arbeiten oder Lesen werden teilweise in die Gemeinschaftsflächen verlagert, damit die BewohnerInnen am Gemeinschaftsleben teilnehmen können.

Durch die Hagebutze sind innerhalb der drei ehemaligen Kasernengebäude 26 Wohneinheiten und Flächen entstanden, die gemeinschaftlich genutzt werden. Die Gebäude aus den 1960er Jahren wurden renoviert oder werden noch ein Jahr nach dem Einzug weiter ausgebaut. Die Fenster wurden teilweise ausgetauscht, Bäder und Küchen saniert. In vielen Wohnungen wurden auch die Grundrisse verändert, was wiederum eine Erneuerung der Oberflächen von Wänden und Böden erforderlich macht. In einem partizipatorischen Bau- und Planungsprozess wurde versucht, die Wohnungen hinsichtlich der unterschiedlichen Ansprüche der zukünftigen BewohnerInnen zu planen und umzusetzen.

Anzahl Gebäude	3
Wohneinheiten	19
Anzahl BewohnerInnen	ca. 70
Innen	7
davon befragt	3.330 m <sup>2</sup>
BGF (ohne Keller)	2.564 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	250 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	
CAtzen	246 m <sup>2</sup>
BGF	188 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	89 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	99 m <sup>2</sup>
Gem. Fläche	
OMANO	162 m <sup>2</sup>
BGF	125 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	80 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	45 m <sup>2</sup>
Gem. Fläche	

Abbildung 31:  
Flächenaufteilung  
Hagebutze

### Flächenaufteilung

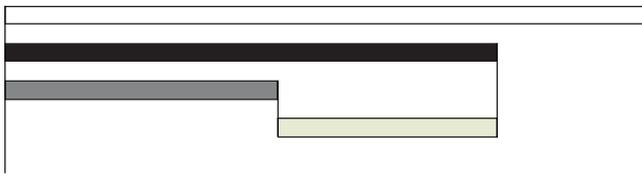
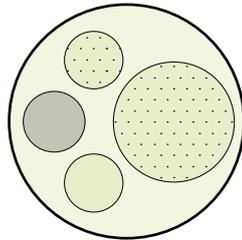
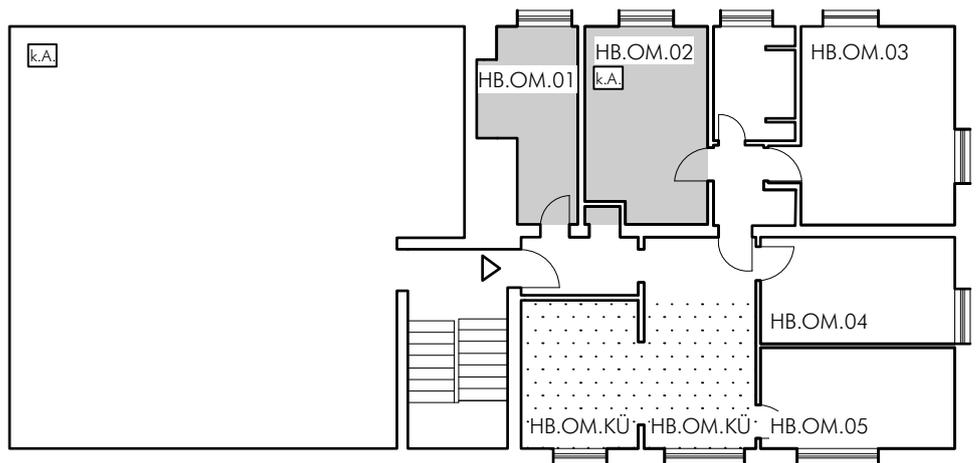
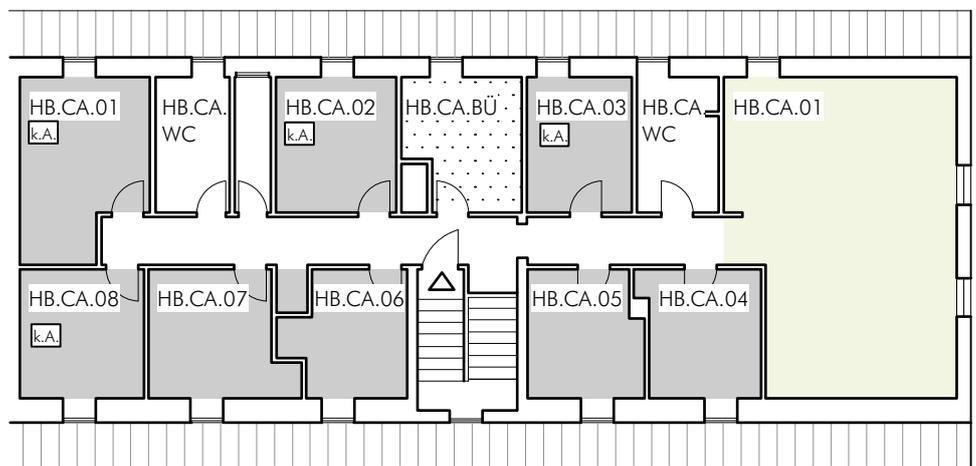
BGF	130 %		33,7 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		25,9 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	55 %		14,4 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	45 %		11,6 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	k.A.		3,5 m <sup>2</sup>

Abbildung 32:  
Räumliche Typologie  
Hagebutze



- Hausgemeinschaftlich
- Wohngemeinschaftlich
- Privat
- Gemeinschaftliche Nutzung

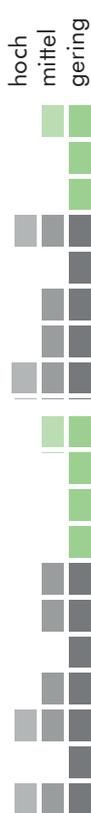
Abbildung 33:  
Grundrisse Hagebutze



**Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)**

Die Gebäude und die Wohnungen weisen einen hohen Anteil an gemeinschaftlichen Flächen aus. Auch hier wurde bei der Konzeption bewusst die individuellen Flächen zugunsten der gemeinschaftlichen Flächen reduziert. Durch die großzügige Auslegung der gemeinschaftlichen Flächen wird das Zusammenleben in den Wohnungen befördert. Ein Beispiel dafür sind reguläre Wohnzimmer, die sich in Gemeinschaftswohnungen nur selten finden.

Abbildung 34:  
Inventaranalyse  
Hagebutze

hoch mittel gering			Küche/ Bad	Schrank	Bett	Tisch & Stuhl	Sofa/ Sessel	Freizeit Memorallen
		Omano	HB.OM.KÜ HB.OM.BA HB.OM.FL	• • •	• • •		• • •	• • •
		HB.OM.01 HB.OM.02 HB.OM.03 HB.OM.04 HB.OM.05		• • • • •	• • • • •	• • • • •	• • • • •	• • • • •
	Katzen	HB.CA.KÜ HB.CA.FL HB.CA.BÜ HB.CA.WC	• • • •	• • • •		• • • •	• • • •	• • • •
		HB.CA.01 HB.CA.02 HB.CA.03 HB.CA.04 HB.CA.05 HB.CA.06 HB.CA.07	• • • • • • •	• • • • • • •	• • • • • • •	• • • • • • •	• • • • • • •	• • • • • • •

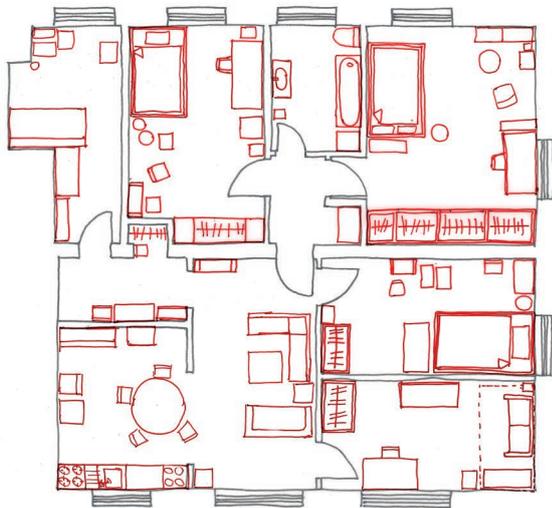
● Vorhandenes Inventar. Möblierung oder Einbauten die bereits beim Einzug der BewohnerInnen\*in vorhanden waren.

● Persönliches Inventar. Möblierung oder Einbauten das von den BewohnerInnen mitgebracht wurde.

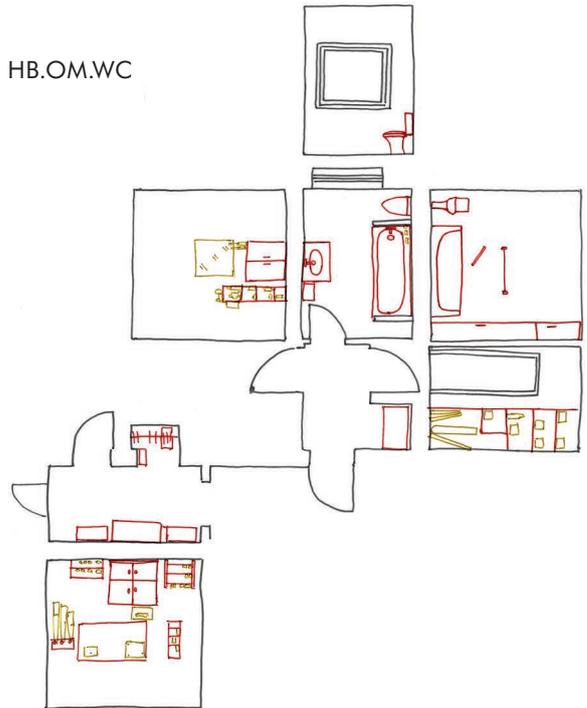
● Persönliche Gegenstände. Gegenstände die zur Freizeitgestaltung dienen oder als Memorallen begriffen werden

Abbildung 35:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse Hagebutze

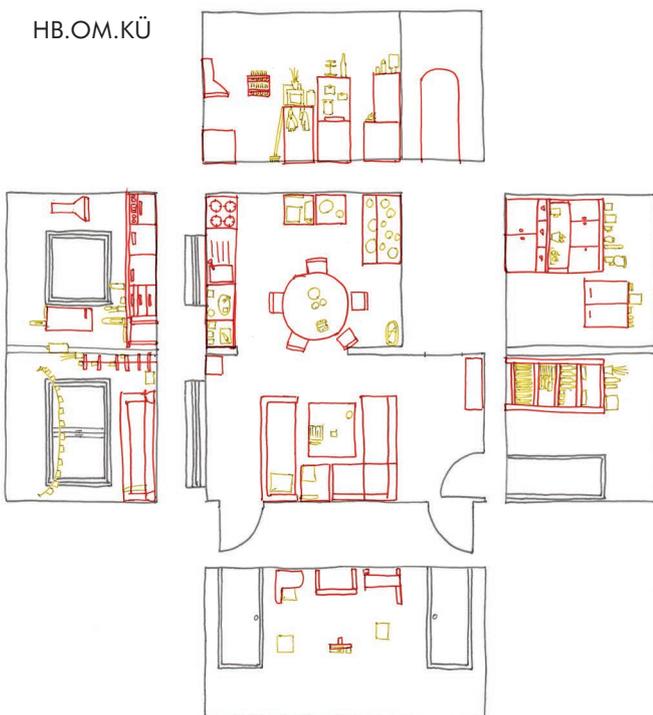
HB.OM.GR



HB.OM.WC



HB.OM.KÜ



HB.OM.01



## Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung (Dachgeschoss)

### Sozialinteraktionen

Das Sozialleben ist geprägt durch einen häufigen spontanen Austausch unter den BewohnerInnen. Interaktionen finden hauptsächlich zufällig statt und seltener geplant. Es kommt regelmäßig zu geplanten Gemeinschaftsaktivitäten, z. B. Projekttreffen, die dann häufig in externen Gemeinschaftsräumen stattfinden. Ihre Bedeutung für das alltägliche Miteinander ist jedoch begrenzt. Sozialer Austausch zwischen den BewohnerInnen findet vorrangig nebenbei und häufig im Zusammenhang mit der Küchennutzung statt.

Außerhalb der Küche finden kaum Interaktionen statt, so dass auch Begegnungen im Zwischenraum sehr selten sind. Die Türen zu den Privaträumen bleiben geschlossen und auch gegenseitige Besuche unter den BewohnerInnen kommen kaum vor.

Intensive Zweierbeziehungen sind kaum vorhanden, die BewohnerInnen definieren sich hauptsächlich als Wohngemeinschaft. Geplante Einzelverabredungen zwischen BewohnerInnen haben dementsprechend eine eher geringe Bedeutung.

Die vorhandenen Räumlichkeiten bieten ausreichende Kapazitäten für gemeinschaftliche Aktivitäten. Insbesondere die über zwei Ebenen gestreckte sehr großzügige Wohnküche ist dafür verantwortlich, dass trotz der Größe der Wohngemeinschaft für alle Aktivitäten (individuelle und gemeinschaftliche) genügend Raum vorhanden ist. Die externen Gemeinschaftsräume dienen zusätzlich als Ausgleichsfläche und werden für bestimmte Aktivitäten gezielt genutzt (Handwerken, Feiern usw.)

### Lernen und Arbeiten

Die BewohnerInnen wählen ihren bevorzugten Arbeitsort sehr unterschiedlich. Einige nutzen hauptsächlich ihren Privatraum, andere das gemeinschaftliche Büro und wieder andere vorrangig externe Räumlichkeiten, wie die Universitäts-Bibliothek.

Trotz seiner geringen Größe eignet sich der Privatraum für einige der BewohnerInnen gut als Arbeitsraum. Das hat mit dem relativ guten Schallschutz zu tun und der damit verbundenen Möglichkeit, ungestört zu arbeiten. Die Option in dem Gemeinschaftsbüro zu arbeiten wird nur von wenigen BewohnerInnen genutzt. Die wenigen Arbeitsplätze und eine gewisse Hierarchie bei der Verteilung wirken als Behinderung. Ungeachtet dessen ist der Bedarf nach einem Arbeitsraum in den Augen der BewohnerInnen gedeckt.

Durch die gemeinsame Nutzung des Arbeitsraums kommt es bei einigen der BewohnerInnen häufig zum Co-Working. Auch die Nutzung zusammen mit externen Personen findet statt.

### **Medienkonsum**

Gelegentlich finden Filmeabende statt, jedoch hat der gemeinsame Medienkonsum für die Gemeinschaftspflege keine große Bedeutung. Die Filmeabende ergeben sich meistens spontan und eine thematische Fokussierung hinsichtlich gemeinsamer Interessen besteht nicht.

Bezüglich des Ortes für den gemeinsamen Medienkonsum haben die BewohnerInnen unterschiedliche Präferenzen. Einige bevorzugen die geräumige Wohnküche, andere nutzen lieber ihren Privatraum, weil er ihnen mehr Privatsphäre bietet und andere BewohnerInnen nicht gestört werden. Auch für den individuellen Medienkonsum wird die Küche mitunter von einigen der BewohnerInnen genutzt. Sie bietet diesbezüglich aufgrund ihrer Größe und Mehrgeschossigkeit ausreichend Rückzugsmöglichkeiten, z. B. um ein Buch zu lesen.

### **Gästeempfang**

Die BewohnerInnen empfangen gelegentlich Gäste. Mit den Gästen wird sich vorrangig im Privatraum aufgehalten, da die Frequentierung der Gemeinschaftsküche durch die anderen BewohnerInnen dort wenig Privatsphäre zulässt. Einige BewohnerInnen nutzen aber auch die Gemeinschaftsküche, wodurch es dann leicht zu einer Durchmischung von Gästen und Bewohnerschaft kommt. Die Gemeinschaftsküche ist aufgrund ihrer Größe und Zweigeschossigkeit sehr gut dafür geeignet, Gäste zu empfangen. Sie ermöglicht potentiell auch die parallele Nutzung mehrerer Personen oder Gruppen bzw. den Rückzug mit Gästen. Entsprechend groß ist ihre Bedeutung für den Gästeempfang.

Die Bedeutung des Privatraums für den Gästeempfang ist dementsprechend divers verteilt. Dessen Eignung für den Gästeempfang ist auf Grund seiner geringen Größe mäßig, wird jedoch durch den ausreichenden Schallschutz unterstützt.

### **Verpflegung**

Das gemeinsame Essen hat innerhalb der Wohngemeinschaft eine große Bedeutung, ohne dabei ideologisch aufgeladen zu sein. Es findet täglich spontan statt und sämtliche BewohnerInnen sind regelmäßig involviert.

Aufgrund der BewohnerInnenanzahl und ähnlicher Tagesrhythmen ergeben sich in der geteilten Küche häufig zufällige Begegnungen und gemeinsame Mahlzeiten zu jeder Tageszeit. Insbesondere zum Abendessen finden sich meistens mehrere BewohnerInnen zusammen, aber auch beim Frühstück und etwas seltener zum Mittag.

Essen im Privatraum findet nicht statt. Die großzügige Wohnküche ermöglicht es, sich auch bei paralleler Nutzung vom Gemeinschaftsleben zurückzuziehen.

Die Bedeutung und Regelmäßigkeit des gemeinsamen Essens findet nur bedingt

eine Entsprechung in dem Kochverhalten der BewohnerInnen. Gemeinsames Kochen findet zwar statt, ist jedoch nicht die Regel. Auch das Kochen für andere MitbewohnerInnen ist eher selten. Am häufigsten kommt es vor, dass die BewohnerInnen parallel ihre eigenen Mahlzeiten zubereiten und dann im Anschluss gemeinsam essen.

Abgesehen von einigen Grundnahrungsmitteln werden die Lebensmittel nicht geteilt. Konflikte wegen Sauberkeit oder Ordnung in der Küche sind trotz BewohnerInnenzahl selten.

### **Küche**

Die Küche ist auf allen relevanten Dimensionen sehr gut geeignet für das Gemeinschaftsleben und bildet das soziale Zentrum der Wohngemeinschaft. Als dieses besitzt sie eine herausragende Bedeutung für die Gemeinschaftsentwicklung. Sie ist Ausgangspunkt der meisten Interaktionen und gemeinschaftlichen Aktivitäten innerhalb der Wohngemeinschaft.

Die Küche wird vorrangig zum Kochen und Essen genutzt, von den meisten BewohnerInnen jedoch auch für viele andere Aktivitäten, insbesondere zum Beisammensitzen und Gästeempfang.

Die Nutzungsintensität der Küche ist hoch. Viele der BewohnerInnen verbringen hier einen relevanten Teil ihres Tages und sehen sie als wichtige räumliche Ausgleichsfläche zu dem kleinen Privatraum. Die Küche vergrößert damit für viele BewohnerInnen nicht nur den verfügbaren Wohnraum erheblich, sondern dient auch dazu, gezielt mit anderen BewohnerInnen in Kontakt zu treten.

Die Aufenthaltsqualität in der Küche ist sehr groß. Das liegt neben ihrer Großzügigkeit und Raumaufteilung auch an der Gestaltung durch die BewohnerInnen und damit verbundenen gemeinschaftlichen Atmosphäre. Sämtliche BewohnerInnen sehen die geteilte Küche als positiv an und schätzen ihre gemeinschaftsstiftende Funktion.

### **Badezimmer**

Erstaunlicherweise kommt es trotz der großen BewohnerInnenzahl kaum zu Belegungskonflikten in den beiden Badezimmern. Das liegt vor allem daran, dass sich die BewohnerInnen in ihren Zimmern anziehen und fertig machen und das Badezimmer lediglich zum Waschen und für die Toilette nutzen. Entsprechend sehen die BewohnerInnen die geteilten Badezimmer als unproblematisch an.

### **Privatraum**

Die Privaträume sind relativ klein und werden auch als solches wahrgenommen. Das führt dazu, dass gemeinschaftliche Aktivitäten innerhalb der Bewohnerschaft vorrangig in der Wohnküche oder in den externen Räumlichkeiten stattfinden und die Privaträume kaum von anderen BewohnerInnen genutzt werden.

Der Privatraum dient als Rückzugsort und kann diese Funktion aufgrund des großen Grads an Privatsphäre und geringem Problem mit Hellhörigkeit auch gut erfüllen. Von Vorteil erscheint in diesem Zusammenhang, dass die Küche dezentral gelegen ist und eine ausreichende Distanz besteht zu der Mehrzahl der Privaträume. Lediglich für die der Küche am nächsten gelegenen BewohnerInnen stellen die Geräusche aus der Küche mitunter eine Beeinträchtigung dar.

In Abhängigkeit von der individuellen Alltagsgestaltung werden die Privaträume bezogen auf ihre Größe sehr unterschiedlich von den BewohnerInnen beurteilt. In der Gesamtbilanz sind die meisten BewohnerInnen aber zufrieden.

### **Externe Gemeinschaftsräume**

Die Gebäude verfügen über mehrere externe Gemeinschaftsräume, die für verschiedene Nutzungsformen bestimmt sind und dementsprechend auch genutzt werden. Die Einbindung dieser Räume in den Wohnalltag der BewohnerInnen ist aber eher gering. Die Nutzung beschränkt sich weitgehend auf geplante Gemeinschaftsaktivitäten, wobei die regelmäßigen Organisationstreffen und gelegentlichen Feiern eine zentrale Rolle spielen. Von einigen BewohnerInnen werden die Räume vereinzelt aber auch für die Ausübung spezieller Hobbies (z. B. Handwerken) oder zum Lernen genutzt, das ist jedoch eher die Ausnahme.

### **Außenbereich**

Der Außenbereich und der Hof werden vor allem im Sommer von den BewohnerInnen genutzt. Da es aber die Gebäude bereits viele interne und externe Gemeinschaftsräume bieten, in denen es zu Begegnungen zwischen den BewohnerInnen kommt, ist die Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt eher nachgeordnet. Er spielt jedoch für den Austausch zwischen den BewohnerInnen unterschiedlicher Wohneinheiten und Gebäuden eine größere Rolle. Hier finden im Sommer häufiger Veranstaltungen statt, in die die gesamte Hausgemeinschaft involviert ist.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung ist hoch. Alle BewohnerInnen sind aktiv in die Gemeinschaft eingebunden und es kommt zu viel sozialem Austausch. Gemeinschaftliches Wohnen wird von den BewohnerInnen insbesondere als Möglichkeit gesehen, mit anderen Menschen im Kontakt zu sein und sozial zu interagieren. Funktionale Aspekte wie insbesondere eine günstige Miete sind eher ein

zweitrangiges Motiv. Trotz des hohen Grads an Vergemeinschaftung und der gemeinsamen Projektarbeit ist das Gemeinschaftsverständnis aber wenig idealistisch, sondern eher pragmatisch.

Bis zu einem gewissen Grad ähneln sich die BewohnerInnen, insbesondere im Hinblick auf Wohnansprüche und politische, moralische wie soziale Grundpositionen. Das Maß gemeinsamer Interessen ist jedoch begrenzt, wodurch tiefere Zweierbeziehungen oder gemeinsame Hobbies nur schwach ausgeprägt sind.

Die Vergemeinschaftung erfolgt vorrangig auf der Ebene der Wohnung, wobei jedoch auch in gewisser Regelmäßigkeit und Intensität Kontakt zu den BewohnerInnen anderer Wohneinheiten besteht. Vereinzelt kommt es hierbei auch zu engeren Zweierbeziehungen.

### **Organisation**

Der Umfang der vorhandenen Regeln in der Wohngemeinschaft ist groß. Diese sind weitgehend explizit formuliert und das Ergebnis von Verhandlungen. Die Regeln sind damit potentiell durch die BewohnerInnen veränderbar und können in den regelmäßig stattfindenden Organisationstreffen modifiziert werden.

Die Regeln funktionieren gut, was auch mit einer gewissen Hierarchie innerhalb der Wohngemeinschaft zusammenzuhängen scheint. Bestimmte BewohnerInnen scheinen die Einhaltung der Regeln durchsetzen zu können.

### **Konflikte**

Die gut funktionierenden Regeln, die vorhandene BewohnerInnenhierarchie sowie die konfliktvermeidende Architektur (ausreichender Schallschutz, großer Gemeinschaftsraum, Ausweichflächen) führen dazu, dass es in der Wohngemeinschaft kaum zu Konflikten kommt. Im Fall von Unstimmigkeiten werden die regelmäßigen Plena zur Klärung genutzt.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Für die Organisation der Gemeinschaft ist neben einem gemeinsamen Grundkonsens bezüglich des Zusammenlebens und sozialen Miteinanders auch die Hierarchie innerhalb der Bewohnerschaft entscheidend. Innerhalb der Wohngemeinschaft gibt es einige Personen, die nicht in Bezug auf den Alltag des Wohnens, sondern auch für das gemeinsamen Projekt besondere Verantwortung tragen und dadurch eine herausgehobene Stellung einnehmen. Sie sind die Personen mit der längsten Wohndauer und tendenziell etwas älter als die übrigen BewohnerInnen. Sie besitzen insbesondere aufgrund ihrer Stellung in dem Projekt eine gewisse Autorität gegenüber ihren MitbewohnerInnen.

Die Passung der Bewohnerschaft bezüglich ihrer Vorstellungen vom Gemeinschaftsleben ist auch das Resultat eines BewohnerInnenauswahlverfahrens, bei dem die verbliebenen BewohnerInnen einen passenden Neuzugang auswählen können. Nicht zu unterschätzen in der Bedeutung für den Zusammenhalt und das aktive Gemeinschaftsleben ist die Projektarbeit der BewohnerInnen. Indem ein Großteil von ihnen aktiv an der Entwicklung des Collegium Academicum mitwirkt, wird kontinuierlich eine gemeinsame Basis geschaffen und ein gemeinsames Ziel verfolgt. Entsprechend liegen die formalen Werte für Wohnzufriedenheit und Wohn-Wohlbefinden oberhalb des Durchschnitts. In den Online-Befragungen schneidet die Habebutze-Gemeinschaft (Dachgeschoss) mit 7 für „sehr zufrieden“ bzw. „fühle mich sehr wohl“ ab.\*

---

\* S.D. Zufriedenheit 0.00, S.D. Wohlbefinden 0.00. N = 3.

### **Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung (3. Obergeschoss)**

#### **Sozialinteraktionen**

Das Sozialleben ist geprägt durch einen häufigen spontanen Austausch unter den BewohnerInnen. Interaktionen finden hauptsächlich zufällig statt, seltener auch geplant oder ritualisiert. Letzteres betrifft insbesondere das gemeinsame Essen und Filmegucken bzw. Videospiele. Insgesamt ist die Interaktionshäufigkeit hoch.

Regelmäßig kommt es auch zu geplanten Gemeinschaftsaktivitäten und auch Einzelverabredungen auf Basis der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den meisten der BewohnerInnen. Im Vergleich zu den zufälligen und spontanen Interaktionen ist die Bedeutung der geplanten Aktivitäten aber begrenzt.

Auch Interaktionen im Zwischenraum kommen vor. Die Türen zu den Privaträumen sind häufig geöffnet, und es finden Zimmerbesuche der BewohnerInnen untereinander statt. Durch die angemessene Größe der Privaträume in Kombination mit der wohnlichen Gemeinschaftsküche und den externen Räumlichkeiten ist das Bedürfnis nach Gemeinschaftsräumen vollständig gedeckt.

#### **Lernen und Arbeiten**

Die BewohnerInnen bevorzugen ihren Privatraum als Arbeitsort, obwohl sich dieser aufgrund des mangelnden Schallschutzes nur bedingt als Arbeitsort eignet. Das lässt sich teilweise dadurch erklären, dass die BewohnerInnen bereits erwerbstätig sind und daher einen Großteil ihres Alltags auswärts verbringen und zuhause meistens nur wenig Schreibtischarbeit erbringen müssen.

Je nach Umfang, den die Heimarbeit bei den BewohnerInnen einnimmt und ihren persönlichen Präferenzen, ist der Wunsch nach einem Arbeitsraum unterschiedlich stark ausgeprägt. Gemeinsames Arbeiten kommt trotz der fachlichen Nähe der BewohnerInnen eher selten vor.

#### **Medienkonsum**

Der gemeinsame Medienkonsum, in Form vom Filmeschauen und Videospiele, hat innerhalb der Wohngemeinschaft eine wichtige Bedeutung und kommt mehrmals pro Woche vor. Er stellt neben dem Essen die zweithäufigste gemeinschaftliche Aktivität dar.

Die Filmeabende sind thematisch nicht besonders ausgerichtet und dienen vorrangig der Unterhaltung, ähnlich wie das beim Videospiele der Fall ist. Am häufigsten wird die Wohnküche für das Filmeschauen oder Videospiele genutzt, da sie über einen Projektor und Sitzgelegenheiten für mehrere Personen verfügt. Aber auch der Privatraum wird regelmäßig genutzt, um gemeinsam Filme zu gucken.

### **Gästeempfang**

Die BewohnerInnen empfangen häufig Gäste. Durch die engen freundschaftlichen Beziehungen der BewohnerInnen untereinander, die größtenteils bereits vor Bezug der Wohnung bestanden, überschneiden sich die Freundeskreise bzw. teilen die BewohnerInnen gemeinsame Freundschaften. Dies führt zu einem hohen Grad an Durchmischung und konfliktfreier Nutzung der Gemeinschaftsbereiche mit Gästen.

Entsprechend viel wird die Küche für den Gästeempfang genutzt. Sie eignet sich dafür auch relativ gut und übernimmt in dieser Hinsicht eine wichtige Funktion. Die Bedeutung der Privaträume für den Gästeempfang ist im Vergleich dazu geringer und hängt von der jeweiligen räumlichen Eignung ab.

### **Verpflegung**

Trotz des hohen Maßes an sozialer Inklusion hat das gemeinsame Essen innerhalb der Wohngemeinschaft nur eine mäßige Bedeutung. Insgesamt essen die BewohnerInnen aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit viel auswärts und haben variierende Tagesrhythmen. Die Mehrheit der Mahlzeiten nehmen die BewohnerInnen daher alleine zu sich, lediglich beim Abendessen kommt es etwas regelmäßiger zum gemeinsamen Essen. Die Abwesenheit der anderen BewohnerInnen ist auch einer der Gründe, warum einige der BewohnerInnen mitunter in ihrem Privatraum essen.

Wegen der weitgehend individualisierten Nahrungsaufnahme wird auch selten kollektiv gekocht. Paralleles Kochen findet kaum statt, ebenso selten kochen BewohnerInnen für ihre MitbewohnerInnen mit. Etwas häufiger findet gemeinsames Kochen statt. Die freundschaftliche Beziehung zwischen den BewohnerInnen hat zur Folge, dass bei gemeinsamer Anwesenheit die Möglichkeit ergriffen wird, zusammen zu kochen.

Konflikte bezüglich der Ordnung in der Küche sind eher selten. Lebensmittel werden abgesehen einiger Grundnahrungsmittel kaum geteilt.

### **Küche**

Die Küche ist sehr gut geeignet für das Gemeinschaftsleben und bildet das soziale Zentrum der Wohngemeinschaft. Sie besitzt eine herausragende Bedeutung für die Gemeinschaftsentwicklung. Sie ist Ort für die meisten Interaktionen und gemeinschaftlichen Aktivitäten innerhalb der Wohngemeinschaft.

Die zentrale Lage der Küche führt zu vielen zufälligen Begegnungen, stellt jedoch auch eine Herausforderung für die Sozialregulation und den Schallschutz dar.

Die Küche wird zum Kochen und Essen genutzt, aber ebenso häufig für Filmabende, Beisammensitzen oder zum gemeinschaftlichen Videospiele. Auch Gäste werden bevorzugt hier empfangen.

Die Aufenthaltsqualität in der Küche ist hoch. Das liegt insbesondere an der Gestaltung durch die BewohnerInnen, aber auch der für die BewohnerInnenzahl ausreichenden Größe. Sämtliche BewohnerInnen sehen die geteilte Küche als positiv an und schätzen ihre gemeinschaftsstiftende Funktion. Die Bereitschaft zur Teilung ist entsprechend groß.

### **Badezimmer**

Im Badezimmer kommt es verhältnismäßig häufig zu Belegungskonflikten. Das ist vermutlich eine Folge des einheitlichen Arbeitstagbeginns. Trotzdem sehen die BewohnerInnen das geteilte Badezimmer als unproblematisch an und können sich mit den Belegungskonflikten arrangieren.

### **Privatraum**

Die Privaträume werden von den BewohnerInnen relativ intensiv genutzt. Hier finden sämtliche Aktivitäten des Alltags statt. Die Zufriedenheit der BewohnerInnen mit den Privaträumen ist groß. Das hängt mit der Angemessenheit der Größe und der vorhandenen Privatsphäre zusammen. Letztere wird für einige der BewohnerInnen lediglich durch die Lage der Küche und den mangelnden Schallschutz eingeschränkt.

Der mangelnde Schallschutz ist ein großes Problem und stellt für das Zusammenleben eine große Herausforderung dar.

### **Externe Gemeinschaftsräume**

Die externen Gemeinschaftsräume werden von den BewohnerInnen kaum genutzt. Lediglich bei größeren Veranstaltungen, z. B. Feiern, werden sie aufgesucht.

### **Außenbereich**

Der Außenbereich und Hof werden vor allem im Sommer von den BewohnerInnen genutzt. Für die Wohngemeinschaft hat der Außenbereich als Treffpunkt keine Bedeutung. Da die BewohnerInnen aber kaum die externen Gemeinschaftsräume nutzen, kommt dem Außenbereich für die Kontaktaufnahme mit den anderen HausbewohnerInnen eine wichtige Bedeutung zu. Nur hier findet ein Austausch mit den BewohnerInnen anderer Wohneinheiten statt.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung ist hoch, was weniger aus der Häufigkeit der Interaktionen als aus der Intensität der Beziehungen resultiert. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den BewohnerInnen existieren unabhängig von der Wohnsituation. Diese bildet lediglich den räumlichen Rahmen. Den engen Beziehungen entsprechend haben die BewohnerInnen viele gemeinsame Interessen und teilen auch Vorlieben für Freizeitbeschäftigungen.

Das Gemeinschaftsverständnis ist gesellig. Die BewohnerInnen haben die gemeinschaftliche Wohnform gewählt, um sozial eingebunden zu sein. Gleichwohl wird das gemeinschaftliche Wohnen nicht idealistisch betrachtet.

Die Vergemeinschaftung erfolgt fast ausschließlich auf der Ebene der Wohnung und der Kontakt zu den BewohnerInnen anderer Wohneinheiten ist auf ein Minimum begrenzt.

### **Organisation**

Die Wohngemeinschaft verfügt über explizite selbst ausgehandelte Regeln. Ihr Umfang ist jedoch begrenzt. Es wird beklagt, dass die Regeln oft nicht eingehalten werden.

### **Konflikte**

Da die ausgehandelten Regelungen nur teilweise funktionieren, kommt es regelmäßig zu Konflikten, hauptsächlich bezüglich der Lautstärke. Die Konflikte werden in der Regel persönlich geklärt.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Das Zusammenleben der MitbewohnerInnen ist von allen untersuchten Wohneinheiten am ehesten mit einer klassischen selbstorganisierten Wohngemeinschaft vergleichbar. Es handelt sich um Freunde, die eine gemeinsame Wohnung bezogen haben. Ein Grundkonsens bezüglich des gemeinsamen Wohnens bestand damit bereits vor Einzug. Das geringe Interesse an einer Öffnung gegenüber anderen HausbewohnerInnen erklärt sich auch aus dieser Konstellation. Die formalen Werte für Wohnzufriedenheit und Wohn-Wohlbefinden der Gemeinschaft im 3. Obergeschoss liegen entsprechend oberhalb des Durchschnitts, wenn auch etwas niedriger als in der Gemeinschaft im Dachgeschoss: 6.00 jeweils für „zufrieden“ bzw. „fühle mich wohl“.\*

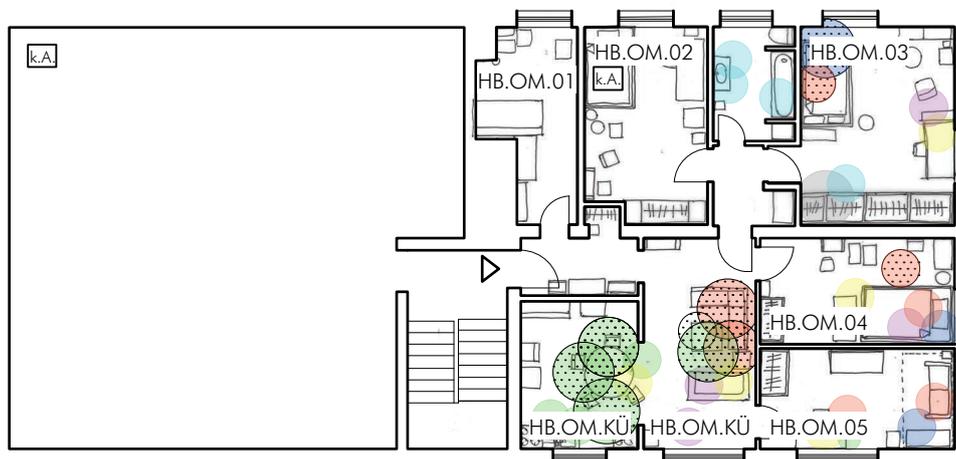
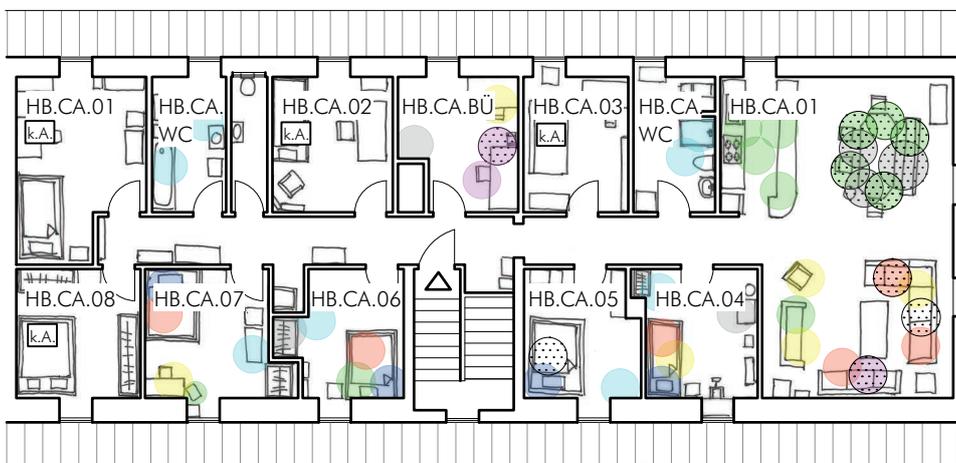
---

\* S.D. Zufriedenheit 1.41, S.D. Wohlbefinden 2.12. N = 4.

### Aktivitäten-Mapping

Das Aktivitäten-Mapping zeigt eine gleichmäßige Verteilung von Aktivitäten innerhalb der betrachteten Wohneinheiten. Sowohl die Individuellen Bereiche als auch die Gemeinschaftsflächen werden für unterschiedliche Aktivitäten genutzt. Die Interaktion zwischen den MitbewohnerInnen findet größtenteils auf den gemeinschaftlichen Flächen statt. Allerdings beschreiben die BewohnerInnen die Aktivität des Kochens auf der gemeinschaftlichen Fläche eher als eine individuelle Tätigkeit, die parallel zu anderen stattfindet.

Abbildung 36:  
Aktivitäten-Mapping  
Hagebutze  
(Dach- und Obergeschoss)



### Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung

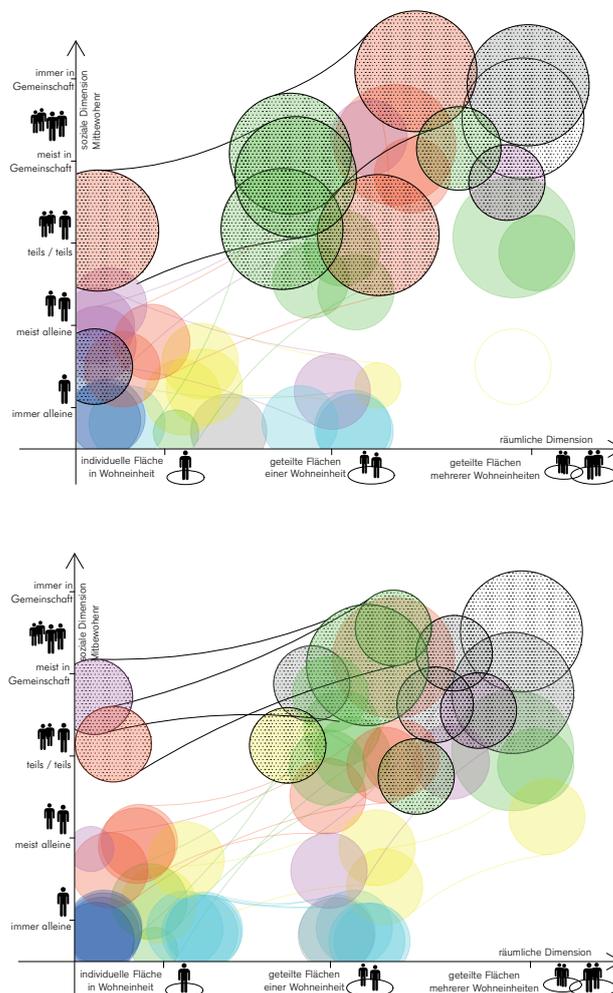
In der Auswertung der Wohnaktivitäten lässt sich erkennen, dass ein hohes Maß an Vergemeinschaftung in den untersuchten Wohnungen gelebt wird. Durch die klarere räumliche und funktionale Differenzierung zwischen den Individual- und Gemeinschaftsflächen finden die gemeinsamen Aktivitäten in den dafür vorgesehenen Flächen statt. Die intensive Nutzung der gemeinschaftlichen Flächen lässt sich also aus der Reduktion der Individualräume sowie aus der klaren Widmung und Gestaltung der Räume erklären. Die Größe der Wohnungen und die Anzahl der BewohnerInnen spielen auch eine Rolle. So sind bei so großen Wohngemeinschaften die Gemeinschaftsräume belebter, was die Attraktivität für die BewohnerInnen steigert, die an Austausch und Gemeinschaft interessiert sind.

Abbildung 37:  
Aktivitätenklassifizierung  
Hagebutze  
(Dach und Obergeschoss)

Mehrfachnennung von Aktivitäten

Überscheidung von Aktivitäten

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion





## FALLSTUDIE 04 DAUERWALDWEG

Abbildung 38:  
Studierendenwohnheim  
Dauerwaldweg; Berlin



**Ort**

Berlin

**Baujahr**

1960

**Eigentümer**

Studentenwerk Berlin

**Betreiber**

Studentenwerk Berlin

**Verwaltung**

Studentenwerk Berlin

**Mitsprache der  
BewohnerInnen**

Mittelbar

**Projektbeschreibung und bauliche Umsetzung**

Das Studentenwohnheim in Berlin Charlottenburg wurde im Jahr 1960 für die Evangelische Studentengemeinde erbaut. Vorausgegangen war ein Architekturwettbewerb des Deutschen Studentenwerks, den der Architekt Peter Lehrecke für sich entscheiden konnte. Seit 1988 steht das Ensemble unter Denkmalschutz. Seit 2016 werden die Gebäude sukzessive saniert. Gegenwärtig entsteht ein weiteres Wohngebäude.

Das Wohnheim Dauerwaldweg vom Studierendenwerk Berlin liegt im westlichen Stadtgebiet nahe dem Grunewald. Die Technische Universität und die Freie Universität sind jeweils in ca. 20 Minuten mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Der Standort ist geprägt durch die Nähe zu den Landschaftsräumen, insbesondere dem nahen Wald. Die Ein- und Zweigeschoßigkeit der Gebäude verstärkt den landschaftlichen Charakter der Anlage. Die Gebäude nehmen sich gegenüber den Grünräumen zurück, so dass zwischen und hinter den Gebäuden die Grünräume die Wahrnehmung des Raumes prägen. Die großen Fensterflächen verbinden Gemeinschaftsräume mit den Landschaftsräumen und Gärten.

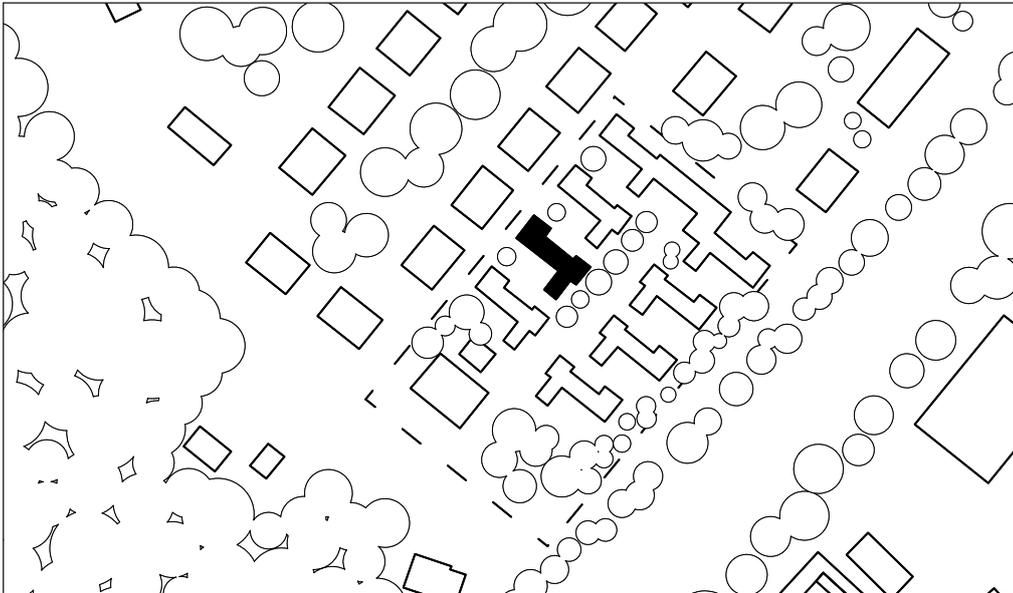


Abbildung 39:  
Lageplan Dauerwaldweg

Die acht baugleichen bungalowwähnlichen Gebäude gruppieren sich um einen langgezogenen Innenhof, der vor Kopf mit einem Verbindungsbau geschlossen wird. Die Wohngebäude werden über die kurze, zum Hof orientierte Seite erschlossen, ein eingeschossiger Kopfbau zu dem lang gestreckten Hof bildet den Eingang und die Adresse der Gebäude. Hier sind die gemeinschaftlichen genutzten Küchen und das Treppenhaus angeordnet. Über große Fensterflächen werden Ein- und Ausblicke ermöglicht. Durch die Gliederung der Baukörper und Außenräume entsteht eine differenzierte räumliche Struktur, die die Privatheit der Individualzimmer schützt und von den lauterer Gemeinschaftsbereichen abschirmt. Dafür sind große Verkehrsflächen erforderlich.



### Flächen- und Raumanalyse

Die Gebäude sind als Groß-WGs mit 14 Einzelzimmern konzipiert, die sich als Flurgemeinschaft eine Küche und Sanitärräume teilen. Den BewohnerInnen der gesamten Siedlung steht ein Waschmaschinenraum und ein Gemeinschaftsraum/Partyraum zur Verfügung. Der Hof dient im Sommer als Treffpunkt für Grillfeste.

Die Wohnungen geben den Gemeinschafts- und Verkehrsflächen viel Raum, weswegen die Zimmer für heutige Verhältnisse eher klein sind (durchschnittlich ca 12qm), was jedoch in Teilen durch die gute Belichtung und die Ausblicke, sowie die Großzügigkeit der Gemeinschaftsbereiche kompensiert wird.

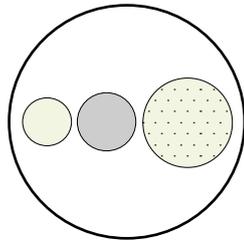
Direkt am Eingang liegt die Gemeinschaftsküche, diese ist durch ein Glastrennwand vom Flur und Treppenhaus abgetrennt. Die Gemeinschaftsküchen orientieren sich zudem über ein großes Fenster zum Innenhof und werden durch eine geschützt in Nischen liegenden Terrassen ergänzt.

Anzahl Gebäude	8
Wohneinheiten	8
Anzahl BewohnerInnen	70
Hofhaus	
Anzahl BewohnerInnen	14
davon befragt	3 + 6
BGF	365 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	223 m <sup>2</sup>
Private Flächen	171 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	52 m <sup>2</sup>
Außenfläche	30 m <sup>2</sup>

BGF	164 %		26 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	100 %		15,9 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	77 %		12,2 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	23 %		3,7 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	k. A.		k. A.

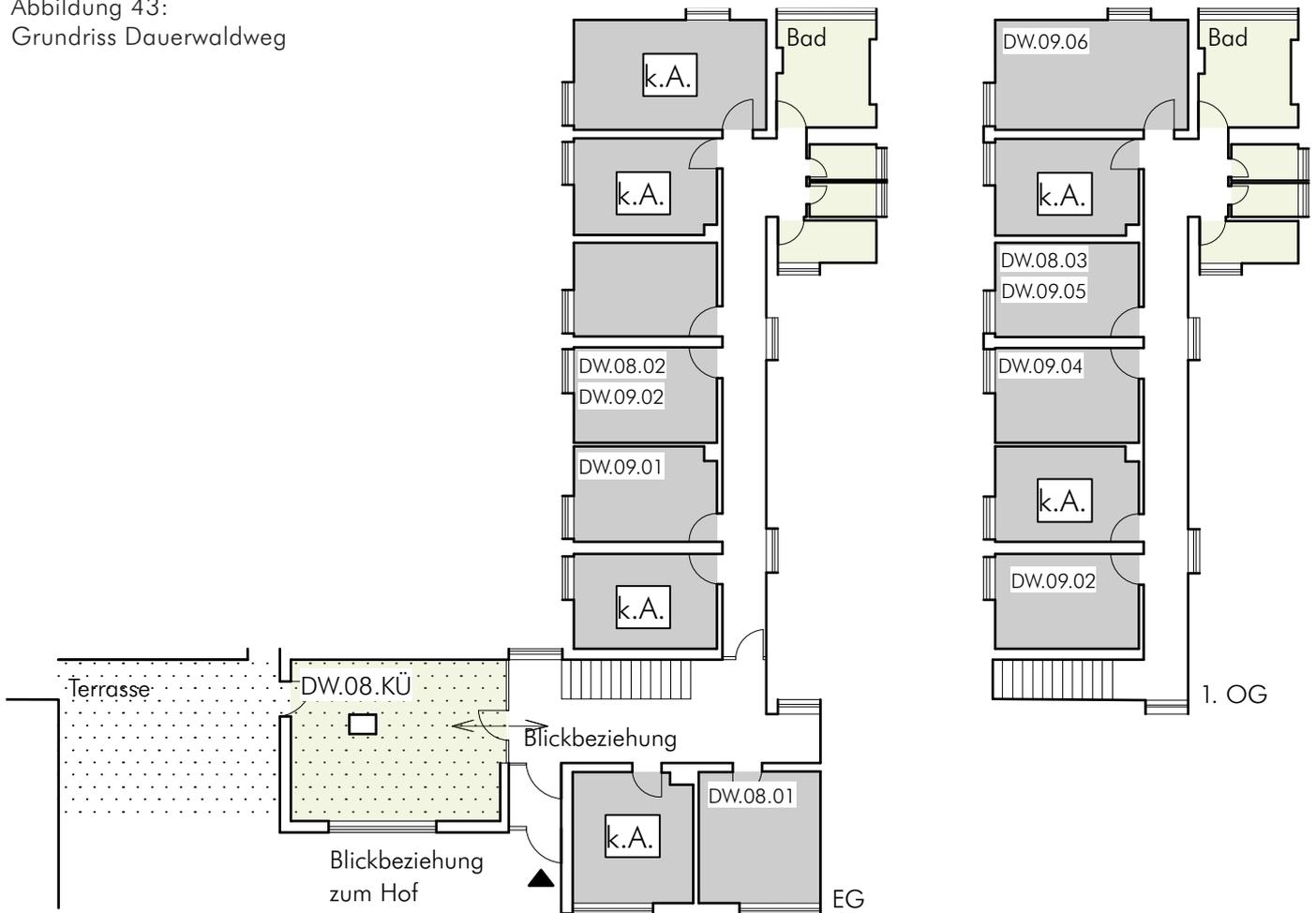
Abbildung 41:  
Flächenaufteilung  
Dauerwaldweg

Abbildung 42:  
Räumliche Typologie  
Dauerwaldweg



- Hausgemeinschaftlich
- Wohngemeinschaftlich
- Privat
- Gemeinschaftliche Nutzung

Abbildung 43:  
Grundriss Dauerwaldweg



### Grafischer Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)

Die Küchen sind voll möbliert. Jedem Studierenden steht in den Küchen ein Fach zur Lagerung von Lebensmitteln und Kochutensilien zur Verfügung, diese bieten zum Teil jedoch nicht ausreichend Fläche, weswegen einige BewohnerInnen haltbare Vorräte in ihren Zimmern lagern. Einige BewohnerInnen haben zudem private Wasserkocher/Kaffeemaschinen in ihren Zimmern, um Getränke auf den Zimmern zubereiten zu können und von den Gemeinschaftsküchen unabhängig zu sein.

Die Zimmer werden durch das Studentenwerk möbliert vergeben. Zur Ausstattung gehört ein Bett, ein Schreibtisch mit Stuhl sowie ein Schrank und ein Regal. Aufgrund von fehlenden Lagerungsmöglichkeiten können die Studierenden keine eigenen Möbel mitbringen. Durch die vorgegebene Möblierung sind die Möglichkeiten der Aneignung in den Privatzimmern gering. Auch in den Gemeinschaftsflächen dürfen die Möbel grundsätzlich nicht verändert oder ergänzt werden. Im Zuge der Sanierung der Gebäude werden die Möblierungen der Zimmer erneuert und die Möblierung um einen Bettkasten und einen Nachttisch ergänzt.

Abbildung 44:  
Inventaranalyse  
Dauerwaldweg

			Küche/ Bad	Schrank	Bett	Tisch & Stuhl	Sofa/ Sessel	Freizeit Memorallen
hoch mittel gering 	Haus 8	DW.08.KÜ	•	•		•		
		DW.08.01		•	•	•		•
		DW.08.02		•	•	•		
		DW.08.03		•	•	•		•
	Haus 9	DW.09.KÜ	•	•		•		
		DW.09.01		•	•	•	•	
		DW.09.02		•	•	•		
		DW.09.03		•	•	•		•
		DW.09.04		•	•	•	•	•
		DW.09.05		•	•	•	•	•

●  
Vorhandenes Inventar. Möblierung oder Einbauten die bereits beim Einzug der BewohnerInnen vorhanden waren.

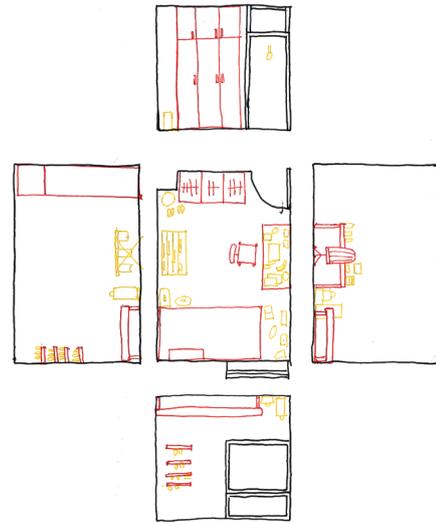
●  
Persönliches Inventar. Möblierung oder Einbauten das von den BewohnerInnen mitgebracht wurde.

●  
Persönliche Gegenstände. Gegenstände die zur Freizeitgestaltung dienen oder als Memorallen begriffen werden

Abbildung 45:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse  
Dauerwaldweg



DW.08.01



DW.08.02



DW.08.03



DW.09.01

## Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung

### Sozialinteraktionen

Das Sozialleben in dem Wohnheim Dauerwaldweg ist geprägt von zufälligen Begegnungen. Aufgrund der eher oberflächlichen Beziehungen zwischen den BewohnerInnen finden keine geplanten oder ritualisierten Aktivitäten statt. Die zufälligen Begegnungen ergeben sich hauptsächlich in der gemeinschaftlich genutzten Küche und werden durch deren Lage und Einsehbarkeit begünstigt. Hierbei erhöht auch die große Anzahl an Personen pro Wohneinheit die Interaktionswahrscheinlichkeit. Zudem fördert der geteilte und zentrale Außenbereich die zufälligen Begegnungen mit den BewohnerInnen anderer Häuser. Im Ergebnis kommt es zu regelmäßigen zufälligen Begegnungen zwischen den BewohnerInnen.

Die BewohnerInnen besuchen sich kaum gegenseitig in ihren Privaträumen und auch deren Türen bleiben stets verschlossen. Verantwortlich hierfür scheint nicht nur die Oberflächlichkeit der Beziehungen zu sein, sondern auch die Architektur. Die Länge und Gestaltung der Flure, die Anzahl der Türen und fehlende räumliche Differenzierung lassen auf den Verkehrswegen eine unpersönliche, wenig wohnliche Atmosphäre entstehen, durch die die Zimmertür eher wie eine Wohnungstür wirkt.

Geplante Gemeinschaftsaktivitäten finden nicht statt, weshalb den geplanten Einzelverabredungen eine vergleichsweise große Bedeutung zukommt. Während im Sommer der Außenbereich als sozialer Treffpunkt dient, fehlt einigen BewohnerInnen im Winter ein gut nutzbarer Gemeinschaftsraum. Die Küche ist als Aufenthaltsort nur begrenzt geeignet und der Gemeinschaftsraum des WH nicht uneingeschränkt nutzbar. Das Bedürfnis nach zusätzlichen Gemeinschaftsräumen variiert jedoch analog zu dem nach Gemeinschaft.

### Lernen und Arbeiten

Die BewohnerInnen lernen und arbeiten hauptsächlich außerhalb des WH. Für einige ist die Bibliothek unabhängig von den eigenen Wohnbedingungen der bevorzugte Arbeitsort. Für andere ist der Privatraum im WH zum Arbeiten schlecht geeignet. Sie kritisieren dessen geringe Größe und die damit einhergehende fehlende Distanz zu anderen Wohnfunktionen. Aufgrund der geringen Raumgröße besteht häufig ein Wunsch, das Arbeiten räumlich auszulagern. Die Funktionalität des Privatraums als Arbeitsort wird zudem durch den mangelnden Schallschutz eingeschränkt. Einige BewohnerInnen nutzen jedoch auch unter diesen Bedingungen den Privatraum zum Arbeiten.

Der Wunsch nach einem gemeinschaftlich nutzbaren Arbeitsraum ist dementsprechend unterschiedlich stark ausgeprägt und vor allem bei jenen BewohnerInnen vorhanden, die nach einer Möglichkeit suchen, auch zuhause konzentriert und regelmäßig universitären Aktivitäten nachzugehen. Ein solcher Arbeitsraum

könnte auch das Co-Working unterstützen, das in dem WH Dauerwaldweg vergleichsweise stark ausgeprägt ist, was sich durch die Leistungsorientierung der BewohnerInnenschaft erklärt.

### **Medienkonsum**

Während in anderen untersuchten Wohngemeinschaften der gemeinsame Medienkonsum, insbesondere das Streamen von Videoinhalten, im Rahmen der Gemeinschaftsentwicklung teilweise eine zentrale Bedeutung zukommt, findet dieser im WH Dauerwaldweg gar nicht regelmäßig statt und hat entsprechend kaum eine Bedeutung für die Gemeinschaft. Ursächlich hierfür ist neben den wenig vorhandenen gemeinsamen Interessen auch die geringe Eignung der Privat- und Gemeinschaftsräume.

### **Gästeempfang**

Insgesamt kommt es im WH Dauerwaldweg nur selten zu dem Besuch externer Personen. Gäste werden je nach Anlass und individueller Präferenzen der BewohnerInnen entweder in den Privaträumen oder in der Küche empfangen. Der externe Gemeinschaftsraum wird darüber hinaus für größere Veranstaltungen genutzt. Während sich die Privaträume aufgrund ihrer geringen Größe kaum für den Gästeempfang eignen, bietet die Küche durchaus eine gewisse Funktionalität diesbezüglich. Nichtsdestotrotz ist ihre Bedeutung hierfür ebenso wie beim Privatraum gering, was sich durch die geringe Häufigkeit der Gäste erklärt. Hierfür kann u.a. die dezentrale Lage des WH verantwortlich gemacht werden. Die Durchmischung von Gästen und MitbewohnerInnen ist entsprechend gering.

### **Verpflegung und Küche**

Der Zubereitung und Aufnahme von Speisen kommt für die Gemeinschaftsentwicklung in Wohngemeinschaften meistens eine zentrale Funktion zu. Auch im WH Dauerwaldweg ist die Küche der Hauptschauplatz der Interaktionen und des sozialen Austauschs. Sie hat als Treffpunkt eine wichtige Bedeutung. Die Nutzungsintensität durch die BewohnerInnen ist jedoch mäßig. Zwar bereiten sie hier mehrmals am Tag ihre Speisen zu und konsumieren sie teilweise auch, verbringen aber abgesehen vom Kochen und Essen kaum Zeit dort. Der Anteil an Mahlzeiten, den die BewohnerInnen außerhalb der Küche und in ihrem Privatraum zu sich nehmen ist entsprechend relativ hoch. Die geringe Nutzungsintensität der Küche erklärt sich hauptsächlich aus der wenig ausgeprägten Gemeinschaft und nur begrenzt durch deren räumlicher Ausgestaltung. Die Küche wird von den BewohnerInnen als ausreichend groß und mit gewisser Aufenthaltsqualität beschrieben.

Der geringe Grad an Vergemeinschaftung manifestiert sich auch in den Aktivitäten der Verpflegung. Dem gemeinsamen Essen messen die BewohnerInnen nur geringe Bedeutung zu und dementsprechend finden kaum Mahlzeiten in Gemeinschaft statt.

Das Frühstück und das Mittagessen werden, sofern überhaupt im WH, alleine und teilweise auch auf dem Zimmer gegessen. Lediglich beim Abendessen kommt es regelmäßig vor, dass BewohnerInnen beisammensitzen. Hierfür bietet die Küche ausreichend Sitzgelegenheiten. Die geringe Bedeutung des gemeinsamen Essens spiegelt sich auch wider bei der Zubereitung der Speisen. Im Wohnheim Dauerwaldweg kochen die BewohnerInnen ausschließlich für sich alleine, das jedoch häufig parallel. Mehrere Kochstellen erlauben hier einen konfliktfreien Ablauf. Lebensmittel werden nicht geteilt. Bezüglich der geteilten Küche zeigen sich die BewohnerInnen trotz der Größe der Wohngemeinschaft zufrieden. Es komme kaum zu Abstimmungsschwierigkeiten oder Konflikten bezüglich der Ordnung. Dementsprechend ist die Bereitschaft zur Teilung dieses Funktionsraums groß.

#### **Badezimmer**

Wenngleich im WH Dauerwaldweg eine Vielzahl von BewohnerInnen sich ein Badezimmer teilen, kommt es kaum zu Belegungskonflikten oder Auseinandersetzungen bezüglich der Sauberkeit. Die Bereitschaft zur Teilung dieses Funktionsraums ist vorhanden.

#### **Privatraum**

Die Wohnqualität der Privaträume wird insbesondere durch deren geringe Größe eingeschränkt. Hieraus ergibt sich ein reduzierter Gestaltungsspielraum und mangelnde Aufenthaltsqualität. Der Grad der Privatsphäre ist jedoch dank räumlicher Anordnung und fehlender Einsehbarkeit hoch. Lediglich der Schallschutz ist unzureichend vorhanden, wodurch das Thema Hellhörigkeit gelegentlich zum Problem wird. Eine Nutzung der Privaträume durch MitbewohnerInnen findet nicht statt, ist jedoch aufgrund fehlender Intimität der BewohnerInnen untereinander auch nicht gewünscht.

#### **Externe Gemeinschaftsräume**

Der verfügbare Gemeinschaftsraum wird eher wenig und nur von einzelnen BewohnerInnen genutzt—vorrangig für Feiern, aber auch zum Musizieren. Allerdings ist der Zugang zum Gemeinschaftsraum erschwert und erfordert die Organisation des Zugangsschlüssels. Einige BewohnerInnen agieren in diesem Zusammenhang als Gatekeeper. Ein frei zugänglicher Gemeinschaftsraum fehlt.

#### **Außenbereich**

Der Außenbereich spielt im Sommer für die Gemeinschaftsentwicklung und insbesondere für den Austausch zwischen den Häusern eine wichtige Rolle. Im Außenbereich kommt es zu zufälligen Begegnungen und er ermöglicht eine unverkrampfte Teilhabe am Gemeinschaftsleben. Hier werden sportliche Aktivitäten oder auch Grillfeste durchgeführt.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung im WH Dauerwaldweg ist eher niedrig. Die BewohnerInnen zeigen hauptsächlich ein funktionales Gemeinschaftsverständnis, wobei ihnen der Aspekt der Geselligkeit aber durchaus wichtig ist. Die BewohnerInnen sind allerdings ziemlich heterogen und haben wenig gemeinsame Interessen. Das Gemeinschaftsleben konzentriert sich vor allem auf die Wohngemeinschaft, wobei jedoch insbesondere in der warmen Jahreszeit aufgrund der gemeinsamen Außenfläche auch Kontakt zu den anderen Häusern des Wohnheims besteht. Entsprechend der Vielfalt innerhalb der BewohnerInnenenschaft und ihrer unterschiedlichen individuellen Bedürfnisse variiert auch die Bewertung der Gemeinschaft. Einigen fällt der Grad der Vergemeinschaftung zu gering aus, für andere ist er ausreichend.

### **Organisation**

Trotz der großen BewohnerInnenzahl kommt das Zusammenleben ohne viele Regeln aus. Das hängt vermutlich auch damit zusammen, dass die Reinigung der Gemeinschaftsräume extern organisiert wird. Die vorhandenen Regeln der Hausordnung wurden zu einem Teil durch den Betreiber vorgegeben, zum anderen Teil von den BewohnerInnen selber ausgehandelt. Es wird aber beklagt, dass sie im Grunde nicht sehr gut funktionieren.

### **Konflikte**

Innerhalb der Hausgemeinschaft kommt es selten zu Konflikten, wenn, dann geht es hauptsächlich um die Sauberkeit in der Küche. Eine Klärung der Konflikte erfolgt eher selten.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Bezogen auf das Maß an Vergemeinschaftung und die sozialen Aktivitäten ist die Varianz zwischen den Häusern zum Teil groß. Verantwortlich dafür scheinen neben der vorhandenen Wohnkultur und Hausgeschichte auch die jeweilige BewohnerInnenstruktur und hier insbesondere die Wohndauer der BewohnerInnen zu sein. Die relativ große Anzahl an BewohnerInnen pro Gebäude und die Anordnung der Privaträume entlang langer Flure verhindert die Möglichkeit, Zwischenöffentlichkeiten oder Teilgemeinschaften zu entwickeln. Dadurch bekommen die Häuser auf den Verkehrsflächen einen eher unpersönlichen Charakter. Die Zufriedenheitswerte der Online-Befragungen vermitteln entsprechend ein moderates Bild: 5.75 ist der mittlere Zufriedenheitswert, 5.50 der Wert für Wohn-Wohlbefinden.\*

---

\* S.D. Zufriedenheit 0 bis .58, S.D. Wohlbefinden 0 bis 1.41. N = 5.

### Aktivitäten-Mapping

In den privaten Zimmern finden die Aktivitäten hauptsächlich alleine statt. Sie werden selten von anderen BewohnerInnen oder externen Besucher frequentiert. Zufällige Begegnungen auf dem Erschließungsflur vor den Zimmern ergeben sich eher selten.

Treffpunkte des gemeinsamen Wohnens im Haus sind vor allem die Küchen und die angrenzenden Terrassen. Diese werden intensiver genutzt, auch weil die WGs mit 14 BewohnerInnen relativ groß sind. Außerdem werden der Waschmaschinenraum, der Partyraum sowie der Hof als weitere Treffpunkte von den NutzerInnen genannt. Dennoch ist die Nutzungsintensität der gemeinschaftlichen Räume bei den untersuchten Häusern relativ gering. Die BewohnerInnen halten sich, wenn sie zuhause sind, überwiegend in den eigenen Zimmern auf. Viele Aktivitäten wie Lernen und Freizeit werden auch aufgrund der geringen Größe der Zimmer ausgelagert.

Abbildung 46:  
Aktivitätenmapping  
Dauerwaldweg

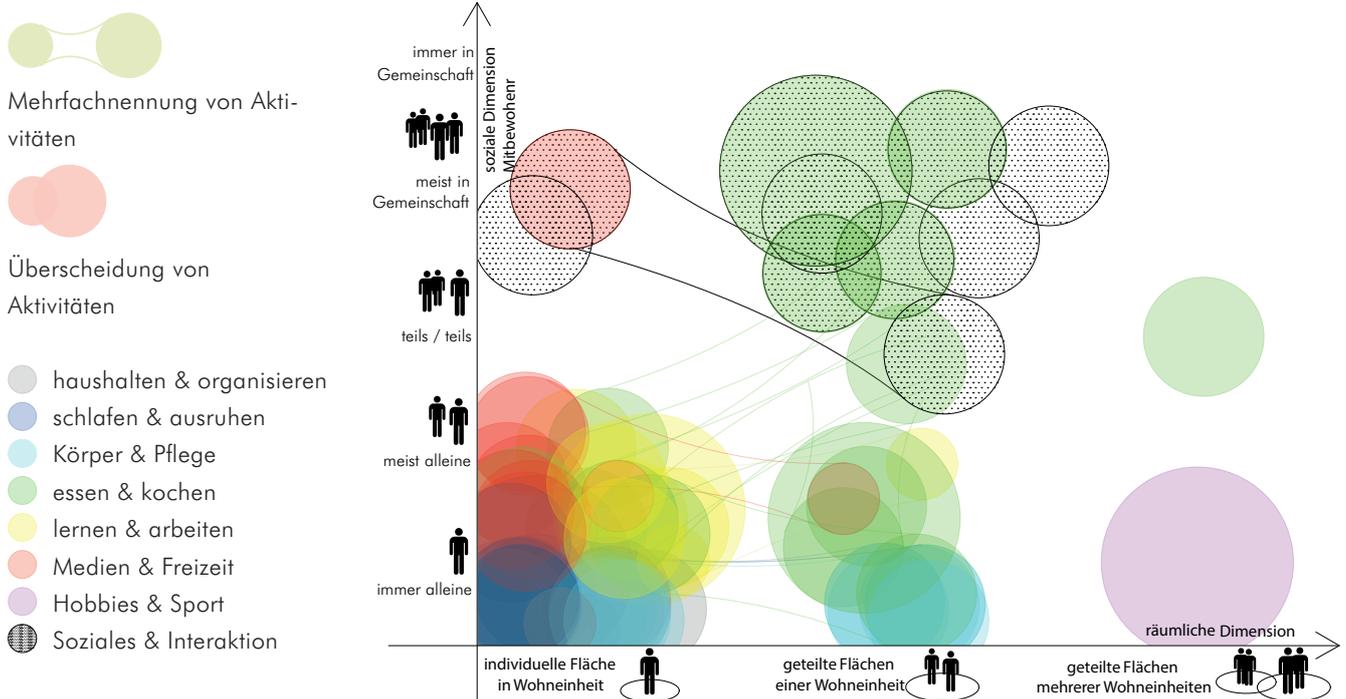


### Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung

Die Verteilung der Aktivitäten im Dauerwaldweg zeigt eine klare Aufteilung der Aktivitäten zwischen den individuellen und wohngemeinschaftlichen Flächen. So zeigt auch das Diagramm eine klare Differenzierung zwischen Aktivitäten in den privaten und den gemeinschaftlichen Bereichen. In den privaten Zimmern finden die Aktivitäten hauptsächlich alleine statt. Die Gemeinschaftsküchen sind Orte, an denen überwiegend gekocht wird, und dienen keinen anderen Funktionen. Sie sind rein funktionale Räume mit geringer sozialer Bedeutung.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass sich die einzelnen Hausgemeinschaften in den Häusern durchaus unterscheiden. Während in den untersuchten Häusern die Wohnkultur weniger ausgeprägt ist, wurde berichtet, dass eines der gegenüberliegenden Häuser für ein intensives Sozialleben und zahlreiche Feste und Events bekannt ist. In unserer Darstellung beschränken wir uns auf die untersuchten Gebäude mit dem Hinweis auf die Varianz innerhalb der Siedlung. Die gleichartige Architektur im Dauerwaldweg ermöglicht offenbar unterschiedliche Wohnpraktiken, die von den jeweiligen BewohnerInnen und deren Zusammenleben mehr als durch die räumlichen Vorgaben beeinflusst werden.

Abbildung 47:  
Aktivitätenklassifizierung  
Dauerwaldweg





## FALLSTUDIE 05 EICKAMP

Abbildung 48:  
Studierendensiedlung  
Eichkamp, Berlin



### **Ort**

Berlin

### **Baujahr**

1960

### **Eigentümer**

Studentenwerk Berlin

### **Betreiber**

Studentenwerk Berlin

### **Verwaltung**

Studentenwerk Berlin

### **Mitsprache der**

### **BewohnerInnen**

Mittelbar

### **Projektbeschreibung und bauliche Umsetzung**

Die Studierendensiedlung Eichkamp wurde Anfang der 50er Jahre auf Initiative von Studierenden hin gegründet und war eines der ersten Wohnheime nach dem zweiten Weltkrieg in Berlin. Zu dieser Zeit lebten die meisten Studierenden noch in Notunterkünften, ehemaligen Wehrmachtskasernen, zur Untermiete oder bei den Eltern. Die westdeutsche Hochschulreform sah vor, sogenannte Kollegienhäuser nach amerikanischem Vorbild zu einzurichten, in denen neben dem Zusammenleben auch außeruniversitäre Bildung und gemeinschaftliche Freizeitaktivitäten im Mittelpunkt stehen sollten. Ein wichtiger Aspekt war die studentische Selbstverwaltung, die sich aus Hausvertretern und dem sogenannten Dorfrat zusammensetzte. Auf diesen organisatorischen Strukturen baut die Studentische Selbstverwaltungen (SSV) auch heute noch auf.

Die BewohnerInnen haben allerdings wenig Mitspracherecht bei Fragen des Betriebs und der Gestaltung der Gebäude oder der Anlage. Sowohl die Besetzung der Zimmer als auch die Möblierung sind durch das Studierendenwerk vorgegeben. Gruppen oder Paare können sich gemeinsam auf Wohnungen oder Doppelapartments bewerben.

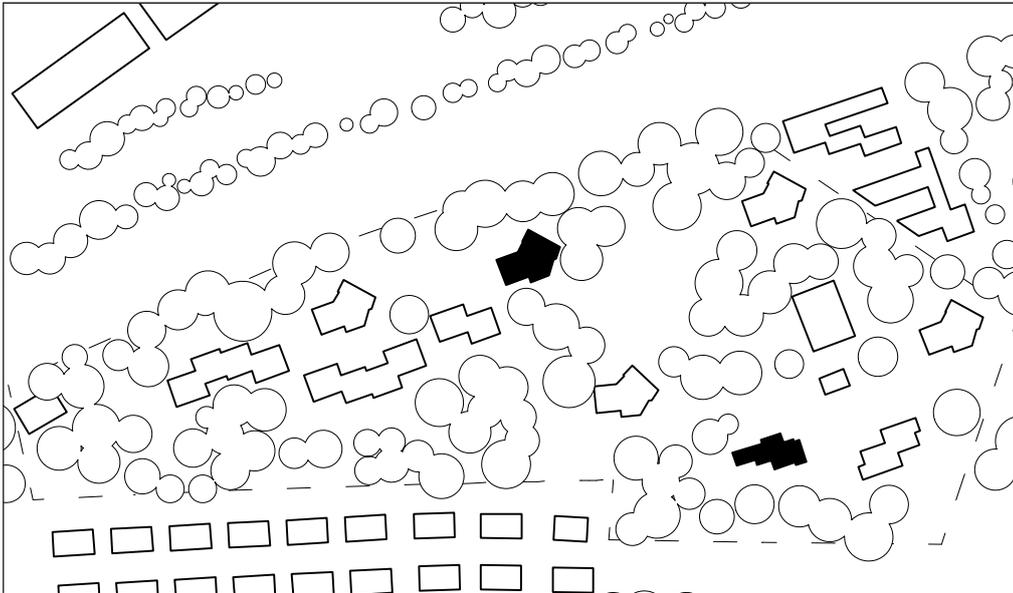


Abbildung 49:  
Lageplan Eichkamp

Das Studentenwerk stellt jedem Haus pro Semester einen Betrag von ca. 100€ zur Verfügung. Dieser wird den Wohnheimtutoren ausgehändigt, die eine Vermittlerrolle zwischen den Studentenwerk und den BewohnerInnen haben. Das Geld steht den BewohnerInnen zur freien Verfügung um beispielsweise gemeinschaftliche Anschaffungen für die Küchen zu tätigen.

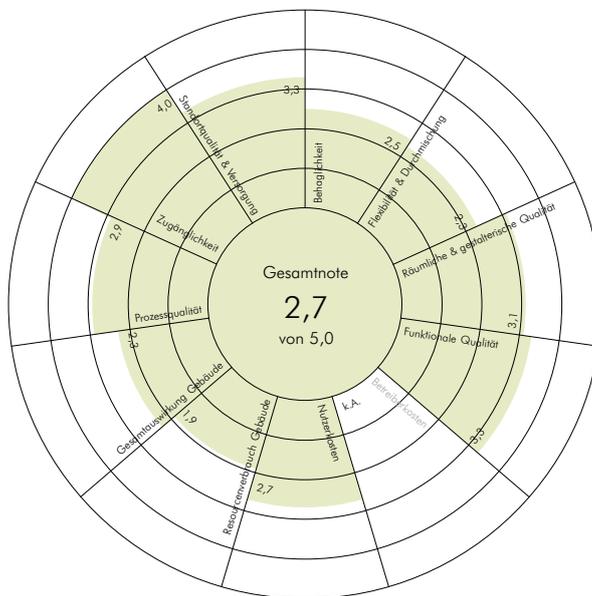
Die denkmalgeschützte Anlage erstreckt sich über ein parkartiges Gelände, in das die Gebäude mit großzügigen Grünräumen frei platziert sind. Der Landschaftsbezug ist für den Standort prägend: Die freistehenden Gebäude liegen in einem durchgehenden Park, der nicht nur die Erschließung der Gebäude dient, sondern auch zahlreiche Sport- und Freizeitangebote, wie Beachvolley, Tischtennis, Grillplätze u. a. bietet. Die Siedlung bindet sich durch öffentliche Wege und Straßen in das Umfeld ein sowie durch eine Kita und einen Spielplatz in der Nachbarschaft..

**Wohnwertbarometer**

Die Studierendenwohnheim liegt im Bezirk Charlottenburg zwischen der Messe Süd und dem Grunewald. Von der nächsten S-Bahn-Station gelangt man in 25 Minuten ins Zentrum. Versorgungsmöglichkeiten, wie ein Supermarkt und Bäcker, sind in 20 Gehminuten erreichbar.

Die 17 Gebäude stehen unter Denkmalschutz und werden derzeit saniert. Die Siedlung zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Vielfalt an Wohnungen aus: Flurgemeinschaften in 2er-, 4er-, 6er-, 7er- und 13er-Wohngemeinschaft, Einzelapartment und (Maisonette-)Wohnung für eine Person mit eigenem Bad/WC, Wohnungen für das Wohnen mit PartnerIn oder Freunden, bis hin zu für Studierende mit Kind geeigneten Zwei- und Drei-Zimmer-Wohnungen mit eigenem Bad/WC und eigener Küche, sowie ein Atelierhaus mit vier Zimmern mit eigener Küche und Bad/WC. Von den vielen unterschiedlichen Wohntypologien konnten nur einzelne Stichproben untersucht werden: Eine Flurgemeinschaft, eine WG und eine Maisonette-Wohnung. Die Studie hat sich dabei auf die größeren, gemeinschaftlichen Wohnformen konzentriert.

Abbildung 50:  
Radardiagramm Wohnwert  
Eichkamp



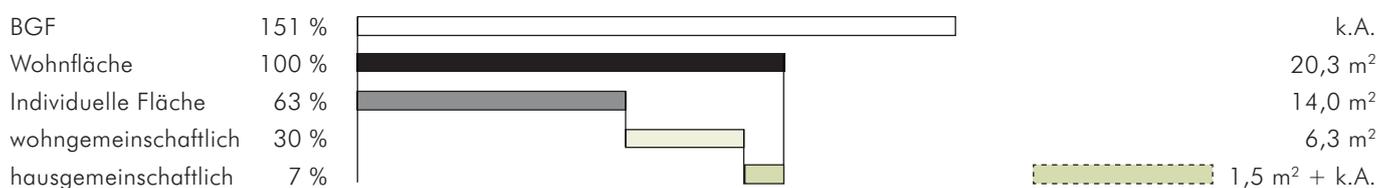
### Flächen- und Raumanalyse

Die Grundrisse sind entsprechend der Vielzahl der Wohnungstypen unterschiedlich. Die Zimmer lassen sich in zwei Typen einteilen: Die größeren Wohnungen mit Flurgemeinschaften sind die Zimmer eher klein mit ca. 10qm. In anderen Gebäuden und den Maisonette-Wohnungen finden sich großzügige Zimmer (20 qm) mit auffallend großen Balkonen.

Zu den Gemeinschaftsflächen gehören unter anderem Waschmaschinen-, Fitness- und Tischtennisräume sowie Musik- und Partyräume. Diese Flächen werden von Tutoren betreut, die für die Organisation verantwortlich sind und bei Fragen zur Verfügung stehen. Die Nutzung der Räumlichkeiten ist nur mit Zugangsbeschränkungen möglich, so dass sich Gruppen bilden, die die Funktionen gemeinsam nutzen.

	Wohngemeinschaft	Punkthäuser	Flurgemeinschaften		
Wohneinheiten	1	13	2	Anzahl Gebäude	15
Anzahl BewohnerInnen	4	36	13	Wohneinheiten	184
davon befragt	2	3	2	Anzahl BewohnerInnen	475
BGF	111 m <sup>2</sup>	1.632 m <sup>2</sup>	238 m <sup>2</sup>		
Wohnfläche	88 m <sup>2</sup>	961 m <sup>2</sup>	184 m <sup>2</sup>		
Private Flächen	50 m <sup>2</sup>	714 m <sup>2</sup>	134 m <sup>2</sup>		
Gemeinschaftsfläche	38 m <sup>2</sup>	247 m <sup>2</sup>	50 m <sup>2</sup>		
Hausgem. Fläche	- m <sup>2</sup>	162 m <sup>2</sup>	- m <sup>2</sup>		
Außenflächen	Parkanlage	Parkanlage	Parkanlage		

Abbildung 51:  
Flächenaufteilung  
Eichkamp





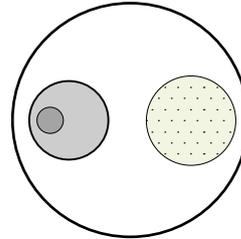
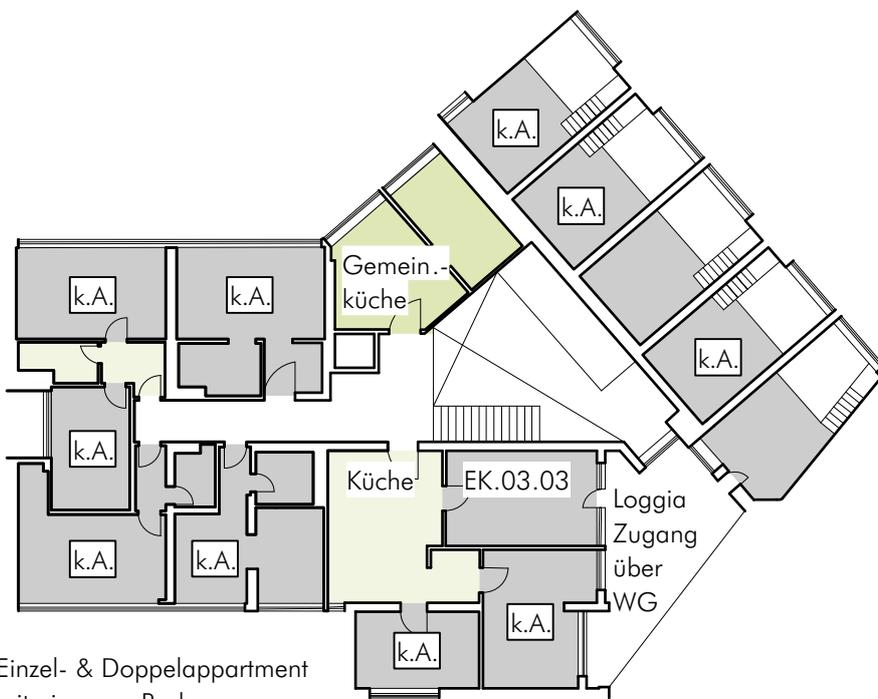
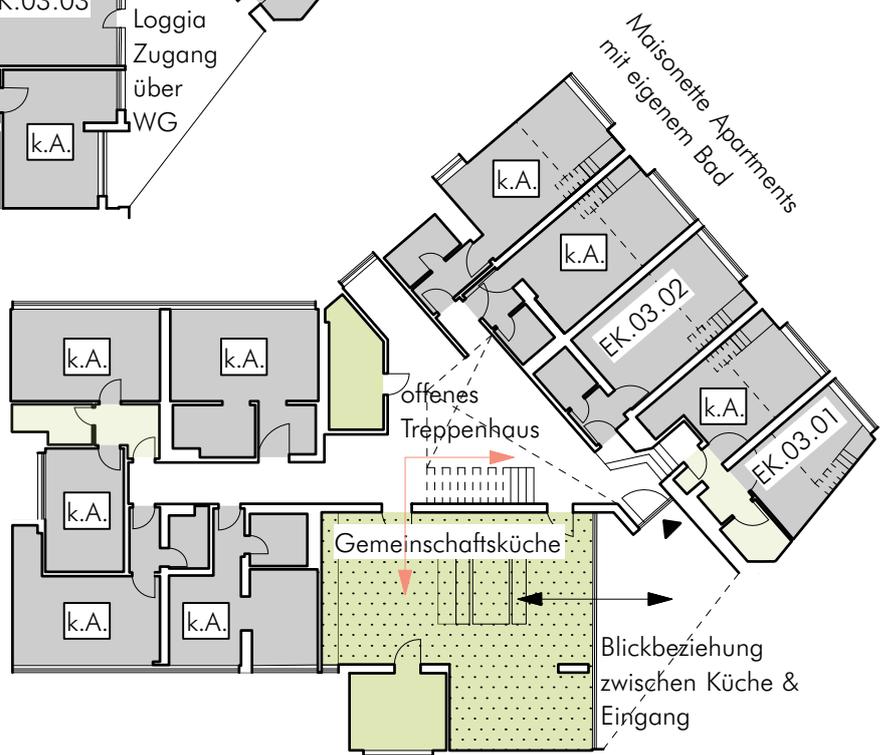


Abbildung 54:  
Räumliche Typologie  
Eichkamp



Einzel- & Doppelapartment  
mit eigenem Bad

**Haus 3 & 9**



**Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)**

Die Küchen sind voll möbliert. Jedem Studierenden steht ein Fach zur Lagerung von Lebensmitteln und Kochutensilien zur Verfügung, diese bieten zum Teil jedoch nicht ausreichend Fläche, weswegen einige BewohnerInnen haltbare Vorräte in ihren Zimmern lagern. Einige BewohnerInnen haben zudem private Wasserkocher/Kaffeemaschinen in ihren Zimmern, um Getränke auf den Zimmern zubereiten zu können.

Die Zimmer werden komplett möbliert vermietet. Da keine Lagerflächen für die Möbel des Studierendenwerks vorhanden sind, können die BewohnerInnen auch nur kleine Möbel und Gegenstände einbringen. Ein Teil der Möbel (Schränke und Schreibtische) sind auch fest montiert. Entsprechend ist der Grad der Aneignung der Zimmer gering. Die Küche und andere Gemeinschaftsflächen sind in Teilen möbliert. Hier gäbe es durchaus Raum für Aneignung, der allerdings nicht genutzt wird.

Abbildung 55:  
Inventaranalyse Eichkamp

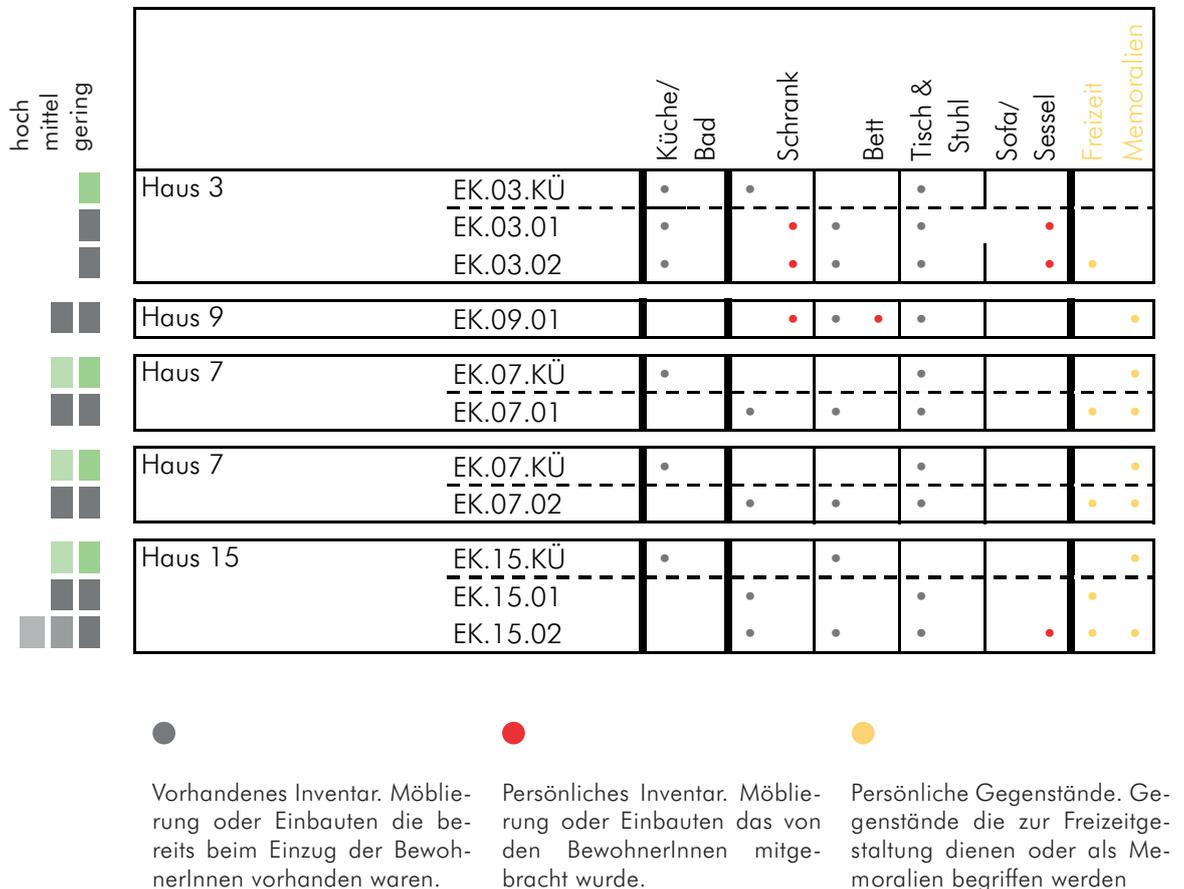


Abbildung 56:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse  
Eichkamp



## **Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung**

### **Sozialinteraktionen**

Interaktionen finden sowohl zufällig als auch geplant statt. Während das Gemeinschaftsleben in den Flurgemeinschaften vor allem von den zufälligen Begegnungen geprägt ist, kommt es zwischen den BewohnerInnen der kleineren Wohngemeinschaften auch regelmäßig zu geplanten Verabredungen. Zufällige Begegnungen sind aber in beiden Wohnungstypen häufig. Das Ausmaß geplanter Gemeinschaftsaktivitäten variiert ebenfalls innerhalb des Wohnheims. Zwischen den BewohnerInnen der Wohngemeinschaften kommen sie deutlich häufiger vor, als das in den Flurgemeinschaften der Fall ist.

Die Bedeutung geplanter Einzelverabredungen ist vergleichsweise groß und resultiert aus den teilweise engen sozialen Beziehungen zwischen den BewohnerInnen. Die meisten haben 1-2 enge Bezugspersonen innerhalb der Wohneinheit oder teilweise auch außerhalb der eigenen Wohneinheit. Insbesondere in den kleineren Wohneinheiten ist die Beziehung der BewohnerInnen untereinander entsprechend intimer, was Begegnungen im Zwischenraum ermöglicht, durch offene Zimmertüren oder gegenseitige Besuche.

Obwohl die Nutzung der Gemeinschaftsräume des Wohnheims nur begrenzt möglich ist, ist das Bedürfnis nach Gemeinschaftsräumen lediglich mittelmäßig ausgeprägt. Die untersuchten Wohneinheiten verfügen entweder über eine ausreichend große Küche für gemeinschaftliche Begegnungen oder die BewohnerInnen sind so eng miteinander verbunden, dass auch die Privaträume für diesen Zweck genutzt werden. Gleichwohl würde ein großzügiger Gemeinschaftsbereich für die meisten BewohnerInnen eine Steigerung der Wohnqualität bedeuten.

### **Lernen und Arbeiten**

Die BewohnerInnen lernen und arbeiten entweder in ihrem Privatraum oder außerhalb. Die Gemeinschaftsräume werden für diesen Zweck nicht genutzt. Neben persönlichen Präferenzen ist für diese Varianz auch die unterschiedliche Eignung der Privaträume als Arbeitsort verantwortlich. Als einschränkend diesbezüglich wird besonders das Lautstärkeproblem genannt. Entsprechend unterschiedlich ist der Wunsch nach einem Arbeitsraum verteilt. Co-Working bzw. gemeinsames Lernen findet nicht statt.

### **Medienkonsum**

Zu gemeinsamen Medienkonsum kommt es kaum, und wenn dann vor allem in den kleineren Wohngemeinschaften. Die BewohnerInnen konsumieren Medien alleine in ihrem Privatraum. Entsprechend gering ist die Bedeutung des gemeinsamen Medienkonsums für die Gemeinschaft.

### **Gästeempfang**

Gäste werden eher selten empfangen. Dafür verantwortlich ist nicht nur die zentrumsferne Lage des Wohnheims, sondern auch die teilweise geringe Funktionalität der Privat- und Gemeinschaftsräume für den Gästeempfang. In den Wohneinheiten, in denen es die Räumlichkeiten erlauben, z. B. durch einen großzügigen Privatraum, einen großen Balkon oder eine geräumige Küche, kommt es durchaus zu Besuchen von externen Personen. Eine Durchmischung von Gästen und BewohnerInnen findet praktisch nicht statt.

### **Verpflegung**

In Abhängigkeit von den unterschiedlichen Wohnformen und dem Grad der Vergemeinschaftung hat das gemeinsame Essen eine unterschiedliche Bedeutung im Wohnheim. Teilweise essen die BewohnerInnen regelmäßig miteinander, teilweise bevorzugen sie das individualisierte Essen, mitunter sogar in ihrem Privatraum.

Wenn es zum gemeinsamen Essen kommt, findet es vor allem zufällig und am Abend statt. Insbesondere in den größeren Wohn- bzw. Flurgemeinschaften finden häufig spontane Begegnungen in der Küche statt, aus denen sich parallele Kochaktionen ergeben.

In den kleineren Wohngemeinschaften und bei engeren sozialen Beziehungen kochen die BewohnerInnen teilweise auch füreinander und essen gemeinsam. Aber in allen Wohntypen kommt es vor, dass die BewohnerInnen in ihrem Privatraum essen.

Konflikte bezüglich der Sauberkeit in der Küche kommen vor, sind für die teilweise großen Wohngemeinschaften aber nicht außerordentlich häufig.

### **Küche**

Die Bedeutung der Küche als sozialer Treffpunkt variiert stark zwischen den untersuchten Wohneinheiten. Insbesondere in den Flurgemeinschaften ist diese Funktion relativ stark ausgeprägt, während sie in an anderer Stelle durch ihre minimale Größe die Funktion nicht erfüllen kann.

Die Nutzungsintensität der Küche ist in allen Wohneinheiten relativ groß, beschränkt sich jedoch meistens auf das Zubereiten von Speisen und deren Aufnahme. In diesem Kontext begegnen sich auch die BewohnerInnen. Andere Aktivitäten finden hier nur selten statt.

Da die Größen der Küchen innerhalb des Wohnheims stark variieren, unterscheidet sich auch deren Aufenthaltsqualität. Verhältnismäßig viele BewohnerInnen äußerten diesbezüglich Kritik und den Wunsch nach einer wohnlicheren Ausstattung. Die Bereitschaft, die Küche als Funktionsraum zu teilen, ist unter den BewohnerInnen unabhängig vom Typus der Wohneinheit ausgeprägt.

### **Badezimmer**

Das gemeinschaftliche genutzte Badezimmer wird von den BewohnerInnen als ausreichend empfunden. Es kommt kaum zu Belegungskonflikten. Trotz der großen BewohnerInnenzahl pro Haus wird das geteilte Badzimmer allgemein als unproblematisch empfunden. Lediglich einige der BewohnerInnen wünschen sich eine bessere Ausstattung.

### **Privatraum**

Der Umfang, in dem die Privaträume durch andere BewohnerInnen genutzt werden, variiert stark. Ursächlich hierfür ist weniger eine unterschiedliche Aufenthaltsqualität, als vielmehr die Varianz in der Beziehungsintensität zwischen den BewohnerInnen. Wo die BewohnerInnen eine enge Beziehung zueinander pflegen, kommt es auch häufiger zu gegenseitigen Besuchen.

Privatsphäre im Privatraum ist zum Teil eingeschränkt. Verantwortlich dafür sind neben mangelhaftem Schallschutz die Beengtheit in der Raumaufteilung in einigen der Wohneinheiten. Mit der Größe ihres Privatraums hingegen sind die BewohnerInnen überwiegend zufrieden.

### **Externe Gemeinschaftsräume**

Die verfügbaren externen Gemeinschaftsräume werden verhältnismäßig wenig und nur von einzelnen BewohnerInnen genutzt, vor allem für Fitnesstraining oder zum Musizieren.

Der Zugang zum Gemeinschaftsraum ist erschwert und erfordert die Organisation des Zugangsschlüssels. Einige BewohnerInnen agieren in diesem Zusammenhang als Gatekeeper. Frei zugängliche Gemeinschaftsräume für die unkomplizierte funktionsoffene Nutzung fehlen beziehungsweise wurden von der Wohnheimleitung geschlossen.

### **Außenbereich**

Trotz seiner attraktiven Gestaltung hat der Außenbereich für die Gemeinschaftsentwicklung im Wohnheim nur eine mäßige Bedeutung. Womöglich liegt das an der Weitläufigkeit des Areals und an der Größe der einzelnen Gebäude, die keine intime Atmosphäre im Außenbereich zulässt.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung ist sehr unterschiedlich ausgeprägt. Insbesondere in den kleineren Wohneinheiten kommt es mitunter zu sehr engen Beziehungen zwischen den BewohnerInnen und teilweise auch zu einem aktiven Gemeinschaftsleben. Hier sind auch häufig gemeinsame Interessen vorhanden. Aber auch in den Flurgemeinschaften sind viele der BewohnerInnen gut in das soziale Leben eingebunden, wenngleich die Varianz hier größer ist und das Sozialleben besonders durch einzelne Personen getragen wird.

Der Wunsch nach sozialer Einbindung ist aber bei allen BewohnerInnen vorhanden, und die gemeinschaftliche Wohnform wurde bewusst gewählt, um Geselligkeit zu ermöglichen. Für die BewohnerInnen der Flurgemeinschaften stellt diese Wohnform eine gute Möglichkeit dar, Privatheit und Gemeinschaft angemessen zu kombinieren.

Soziale Kontakte zwischen verschiedenen Wohngebäuden sind eher selten, kommen aber vor. Das Gemeinschaftsleben konzentriert sich aber hauptsächlich auf die Wohnungen.

In Abhängigkeit von den persönlichen Bedürfnissen und der jeweiligen sozialen Wohnsituation wird der Grad der Vergemeinschaftung von den BewohnerInnen sehr unterschiedlich bewertet. Für einige sind die vorhandenen sozialen Kontakte ausreichend, andere wünschen sich mehr Gemeinschaft.

### **Organisation**

Trotz der teilweise großen BewohnerInnenzahl kommt das Zusammenleben ohne ein Übermaß an kodifizierten Regeln aus. Das hängt vermutlich auch damit zusammen, dass die Reinigung der Gemeinschaftsräume in den größeren Wohngemeinschaften extern organisiert wird. Die vorhandenen Regeln wurden zum Teil extern durch den Betreiber vorgegeben, zum anderen Teil von den BewohnerInnen selber ausgehandelt. Sie sind explizit festgehalten, es wird aber beklagt, dass sie oft nicht eingehalten werden.

### **Konflikte**

Innerhalb der Wohngemeinschaften kommt es eher selten zu Konflikten. Konflikte, die es gibt, haben hauptsächlich mit Sauberkeit in der Küche zu tun. Mangelnder Schallschutz, obwohl er ein Problem darstellt, ist seltener die Konfliktsache. Eine Klärung der Konflikte erfolgt meistens persönlich.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Viele der BewohnerInnen in den Flurgemeinschaften haben diese Wohnform bewusst gewählt, da sie in ihren Augen eine gute Möglichkeit bietet, Privatheit und Gemeinschaft zu kombinieren. Es ist möglich, sich eher als in einer klassischen Wohngemeinschaft zurückzuziehen. Zugleich bietet diese Wohnform eine gewisse Gemeinschaftlichkeit verglichen mit dem Wohnen in Einzelapartments.

Positiv wird vermerkt, dass die BewohnerInnen teilweise bewusst Einfluss nehmen konnten auf die Auswahl der BewohnerInnen. Allerdings gilt das nur für die kleineren Wohngemeinschaften, so dass hier oft Freunde oder Familienangehörige zusammenwohnen und in einem engen Gemeinschaftsgefühl verbunden sind.

Dennoch ist die Wohnzufriedenheit, wenn man sie über die unterschiedlichen Wohntypen aggregiert, auffällig niedrig. Mit einem Mittelwert von 5.20 erzielt die Eichkamp-Studierendensiedlung das schlechteste Ergebnis in Bezug auf Wohnzufriedenheit. Auch das Wohn-Wohlbefinden erreicht nur den Wert von 5.20\*. Allerdings gilt angesichts der unterschiedlichen Wohnungstypen in diesem Fall besonders, dass dieser Befund wegen der extrem kleinen Fallzahl mit Vorsicht zu genießen ist.

### **Aktivitäten-Mapping**

Bestimmte Aktivitäten lassen klar den individuellen und den gemeinschaftlichen Räumen zuordnen, die von funktionalen Aspekten bestimmt wird: Die Küchen dienen dem Kochen und dem Essen. Zweckgebundene Gemeinschaftsräume für Sanitär, Sport und Freizeit werden entsprechend genutzt.

Der obere Teil der Maisonetten wird in den beiden untersuchten Wohnungen nicht als Aufenthalts- sondern als Lagerfläche genutzt.

Die Nutzung der Räume entspricht der planerischen Widmung der Räume. Eine Weiterentwicklung der Wohnkultur über die planerische Setzung hinaus, ist nicht zu beobachten.

Viele gemeinschaftliche Aktivitäten wie Beachvolleyball oder Tischtennis werden von den BewohnerInnen über Gruppen in sozialen Netzwerken organisiert. Hierüber entstehen vorwiegend informelle Gemeinschaften und aber vereinzelt auch Freundschaften.

---

\* S.D. Zufriedenheit 1.92, S.D. Wohlbefinden 1.64. N = 5.

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion

Abbildung 57:  
Aktivitätenmapping  
Eichkamp (Haus 15 & 7)

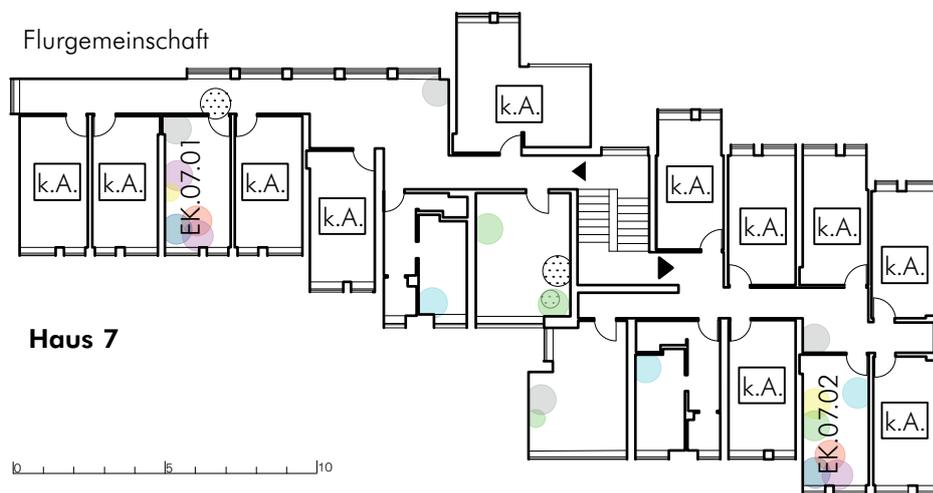
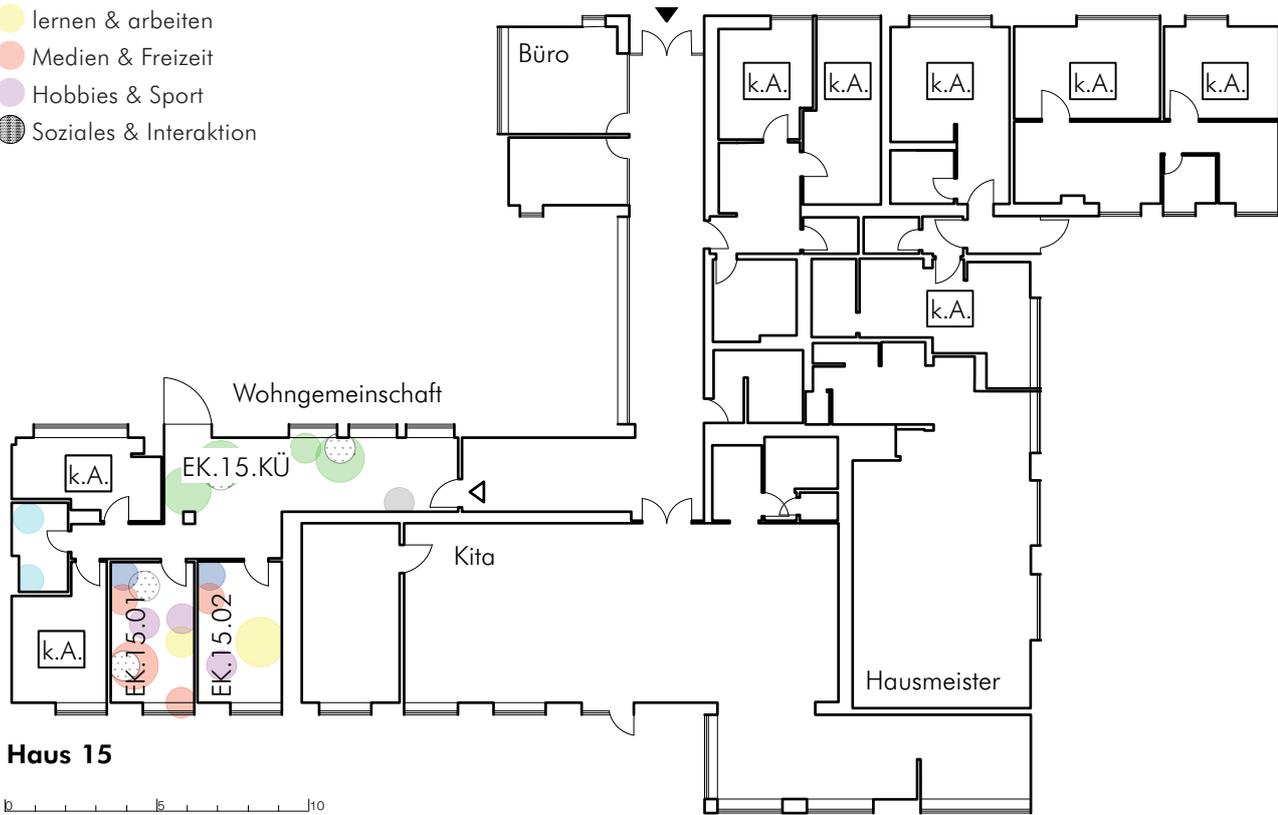


Abbildung 58:  
Aktivitätenmapping  
Eichkamp (Haus 3 & 9)

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion



Einzel- & Doppelapartment  
mit eigenem Bad

**Haus 3 & 9**

### **Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung**

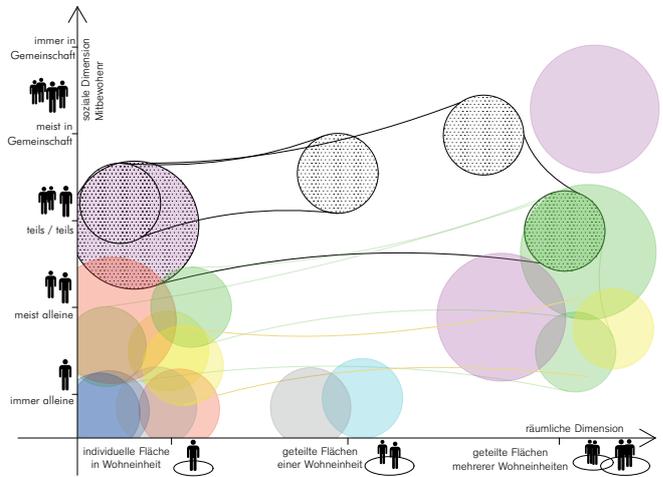
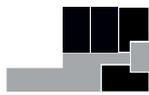
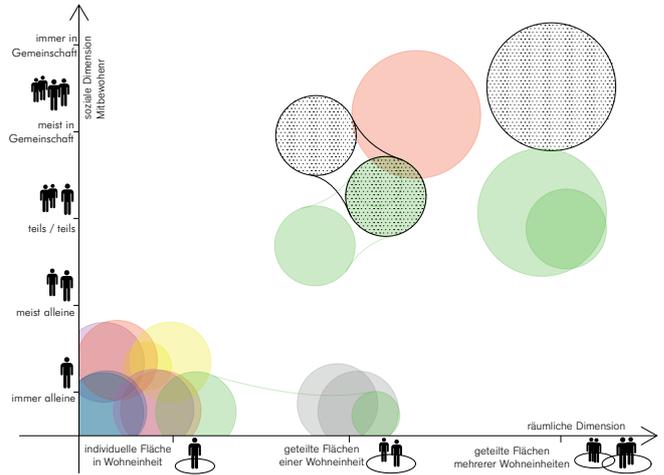
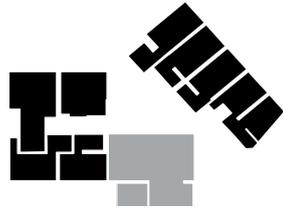
Auch in Hinblick auf die Vergemeinschaftung von Wohnaktivitäten zeigen die unterschiedlichen Wohnungstypologien verschiedene Wohnpraktiken. Die individuellen Räume werden vor allem alleine genutzt zum Schlafen, Lesen, Lernen und dem was früher fernsehen war. Die Gemeinschaftsflächen werden angenommen und führen partiell zu einem gemeinschaftlichen Wohnpraxis, die aber in den einzelnen Gebäuden stark variiert.

Im Haus 15 mit der Wohngemeinschaft wird gemeinschaftlich gekocht und gegessen. Es sind Freundschaften zwischen den BewohnerInnen befragt, die sich gegenseitig in den Zimmern besuchen. Die BewohnerInnen halten sich häufig auf der Terrasse und im Eingangsbereich auf, so dass hier eine Interaktion mit anderen Personen aus der Anlage entsteht.

In der Flurgemeinschaft im Haus 7 finden die meisten Aktivitäten in den Individualräumen und alleine statt. Soziale Interaktionen sind in diesem Haus nicht häufig oder werden manchmal sogar gemieden. Die Küchen sind klein und nicht einsehbar, so dass sie keine Wirkung für das Zusammenleben der Flurgemeinschaft entfalten.

Beim Haus 9 mit den Maisonetten gibt es eigene Badezimmer, die aber eine Küche teilen. Dies führt dazu, dass die gemeinschaftlichen Aktivitäten in die größeren individuellen Räume verschiebt und über soziale Medien und Nachrichtendienste organisiert wird. Gekocht wird in den Gemeinschaftsküchen. Jeweils ein großer Balkon liegt vor den privaten Zimmern, ist vom Treppenhaus aus zugänglich und teilweise von allen genutzt.

Abbildung 59:  
Aktivitätenklassifizierung  
Eichkamp

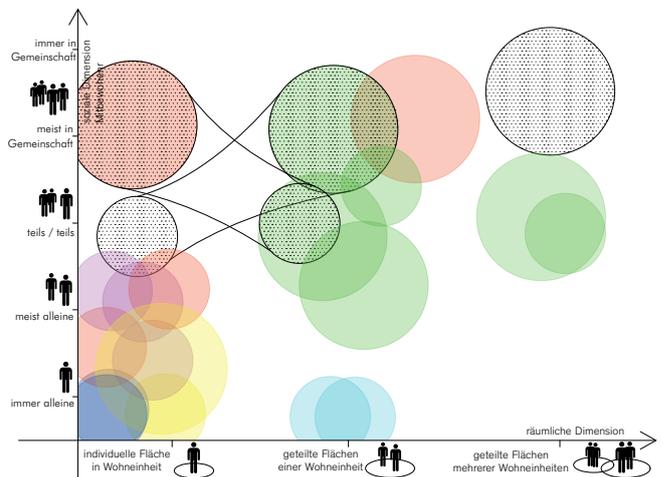
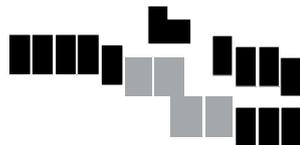


Mehrfachnennung von Aktivitäten



Überscheidung von Aktivitäten

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion





## FALLSTUDIE 06 SALVADOR ALLENDE

Abbildung 60:  
Studierendenwohnheim  
Salvador Allende, Berlin



**Ort**

Berlin

**Baujahr**

k.A.

**Eigentümer**

Studentenwerk Berlin

**Betreiber**

Studentenwerk Berlin

**Verwaltung**

Studentenwerk Berlin

**Mitsprache der**

**BewohnerInnen**

Mittelbar

### Projektbeschreibung und bauliche Umsetzung

Das Wohnheim Salvador Allende liegt im ruhigen Stadtteil Zehlendorf, der von Villen und freistehenden Mehrfamilienhäusern mit hohem Grünanteil geprägt ist. Die Bebauung mit den punktförmigen Solitären, die von einem Grünraum umgeben sind, fügt sich in diesem Städtebau ein und bietet den BewohnerInnen einen großen Gartenhof. Im Zuge der Sanierung ist der Außenraum neugestaltet worden und mit Sitzgelegenheiten und Hängematten ausgestattet worden. Innenhof und Garten funktionieren als Treffpunkt der BewohnerInnen, hier finden im Sommer gemeinsame Abende statt, was zu Konflikten mit der Nachbarschaft führt.

Die Anlage wurde in den 1990er Jahren errichtet. Derzeit werden Außenraum und Gebäude sukzessive saniert. Betrieben wird das Wohnheim vom Studentenwerk Berlin. wie in anderen Wohnheimen auch, werden die freien Plätze ohne Rücksprache mit den BewohnerInnen vom Studierendenwerk besetzt.

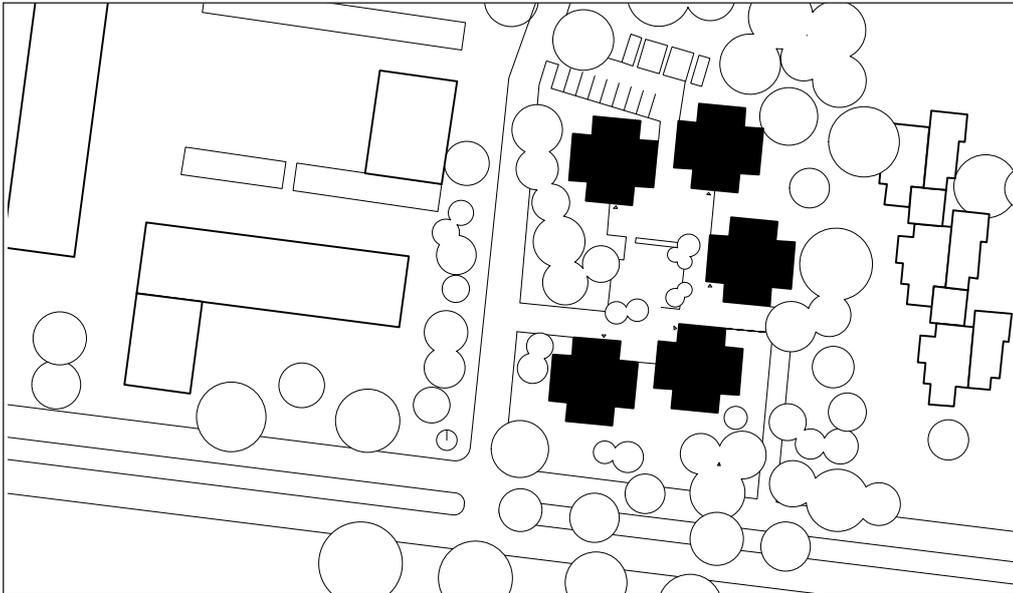


Abbildung 61:  
Lageplan  
Salvador Allende

Die Zugänge zu den Gebäuden liegen weit ins Gebäude eingerückt in überdachten nischenartigen Flächen, die aber aufgrund der geringen Größe weder Abstellmöglichkeiten noch Aufenthaltsqualität bieten. Die Treppenhäuser sind fensterlos, auf kleiner Grundfläche geplant und werden nur durch ein Oberlicht belichtet. Die Gebäude sind punktsymmetrisch, kleeblattförmig organisiert, so dass die Apartments mit identischen Grundrissen nach den vier Himmelsrichtungen angeordnet sind. Die einzelnen Apartments sind jeweils um ein Viertelgeschoß in der Höhe versetzt. Die Gemeinschaftsflächen im Erdgeschoss ergeben sich in ihrer Ausdehnung aus der einheitlichen räumlichen Struktur der Gebäude und lassen keine spezielle Planung für die Nutzung erkennen.

**Wohnwertbarometer**

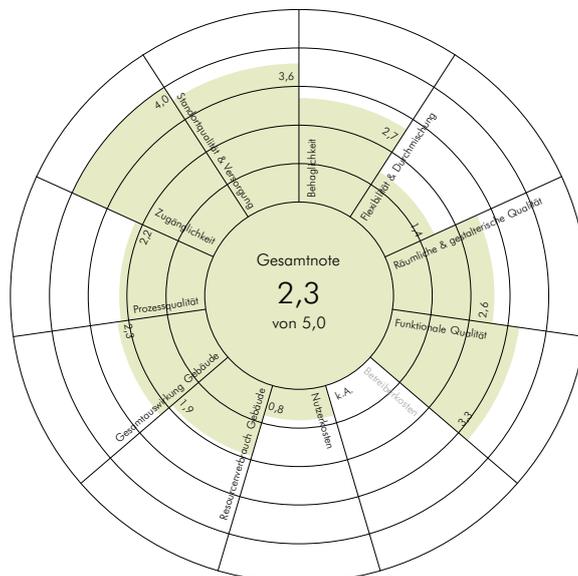
Die direkte Nähe zu Nahversorgung ist nicht gegeben, und das Regionalzentrum ca. 30 Minuten mit ÖPNV entfernt. Die Lage erklärt sich aus der Nähe zur Freien Universität Berlin, worin ein häufiger Grund für die Wahl des Wohnheims gesehen werden kann.

Die baulichen Voraussetzungen für das Wohnen sind gut. Die Gebäude sind vergleichsweise modern und werden noch weiter saniert. Die Wohnungen sind für studentisches Wohnen großzügig ausgelegt und haben aufgrund der beidseitigen Belichtung eine hohe Wohnqualität.

Das Umfeld und der Außenraum sind ebenfalls positiv zu bewerten. Zwar ist das Angebot im Wohnumfeld an Einkaufsmöglichkeiten, sozialer und kultureller Infrastruktur gering, wird aber für die Studierenden durch die Nähe zur Universität mit Mensa, Bibliothek, Sport- und Freizeitangeboten kompensiert. Das führt allerdings auch zu einer geringeren Nutzungsintensität der Anlage.

Die Gebäude bieten keine unterschiedlichen Wohnangebote, sondern sind alle baugleich. Das verringert die Diversität der Population und der Wohnpraktiken. Hier unterscheidet sich der Standort deutlich von dem Standort Eichkamp, der eine große Vielzahl unterschiedlicher Wohnbedürfnisse befriedigen kann.

Abbildung 62:  
Radardiagramm Wohnwert  
Salvador Allende



### Flächen- und Raumanalyse

Die Gemeinschaftsflächen sind im Verhältnis zu der gesamten Wohnfläche und der Anzahl der BewohnerInnen gering. Die Anbindung der Flächen ist durch die Verteilung auf unterschiedliche Gebäude schlecht. Die Erschließung über den Außenraum stellt ein Hemmnis zur Nutzung der Gemeinschaftsflächen dar. Die fehlende Einsehbarkeit verhinderte zufällige Begegnungen oder Kontakte.

Nur in einem der fünf Häuser (Haus 3) findet sich eine Gemeinschaftsküche. Diese hat die gleiche räumliche Struktur wie die Apartments. Kleine Fenster und Türen ohne Fenster verhindern einen Austausch zwischen Hof bzw. Erschließungsfläche und der Gemeinschaftsküche. Mit einer Raumgröße von ca. 21qm liegt der rechnerische Anteil pro BewohnerInnen gerademal bei 0,6qm. Die geringe Nutzung lässt sich durch diese geringe Fläche und durch den fehlenden Außenbezug erklären. Neben der Gemeinschaftsküche steht den BewohnerInnen eine Gästewohnung und eine Sportraum zur Verfügung. In einem anderen Gebäude gibt es eine Gästewohnung, die einen Ausgleich zu den kleinen Wohnungen bieten kann.

Die Wohnungen werden über einen innenliegenden Treppenkern erschlossen. Dieser lässt auf 12m<sup>2</sup> Grundfläche keinerlei Möglichkeit für Aneignung oder Begegnungen. Das Treppenhaus bekommt lediglich über ein Oberlicht indirektes Tageslicht.

Die individualisierten Wohneinheiten werden über einen kleinen Flur mit Küchenzeile und Einbauschränken erschlossen. Daran angegliedert ist die Nasszelle. Den Hauptraum der Apartments ist jedoch so dimensioniert, dass die BewohnerInnen die vorgefundene Möbel unterschiedlich aufstellen und ergänzen können, so dass die Räume stärker individualisiert und angeeignet werden. Durch die Kleeblattförmigen Grundrisse hat jede Wohneinheit in eine Außenecke, sodass die zwei Fenster immer Blickrichtungen zu verschiedenen Seiten ermöglichen. Die Wohnungen im Erdgeschoss haben kleine private Freibereiche, die in den ausgeschnitten Ecken liegen. Zwei Wohneinheiten teilen sich einn gemeinsamen Außenbereich.

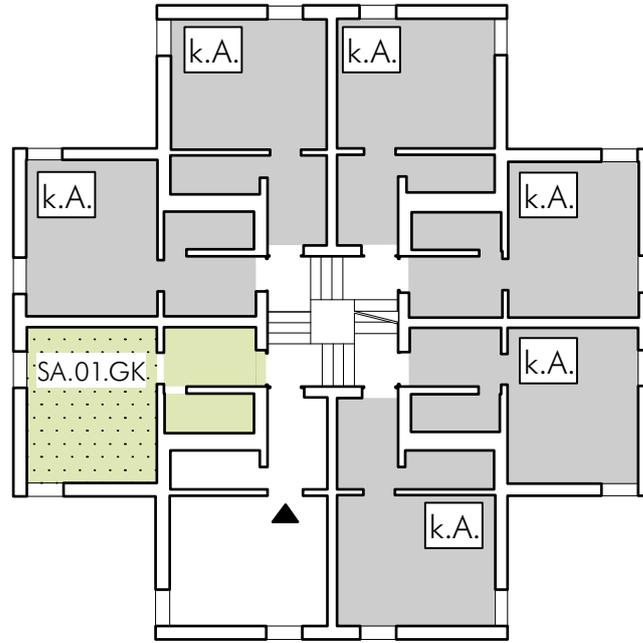
Anzahl Gebäude	5
Wohneinheiten	102
Anzahl BewohnerInnen	102
Punkthaus	
Anzahl BewohnerInnen	21
davon befragt	4
BGF	583 m <sup>2</sup>
Wohnfläche	452,6 m <sup>2</sup>
Private Flächen	432 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	20,6 m <sup>2</sup>

BGF	129 %		27,7 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		21,5 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	95 %		20,6 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	-		-
hausgemeinschaftlich	5%		1,0 m <sup>2</sup>

Abbildung 63:  
Flächenaufteilung  
Salvador Allende

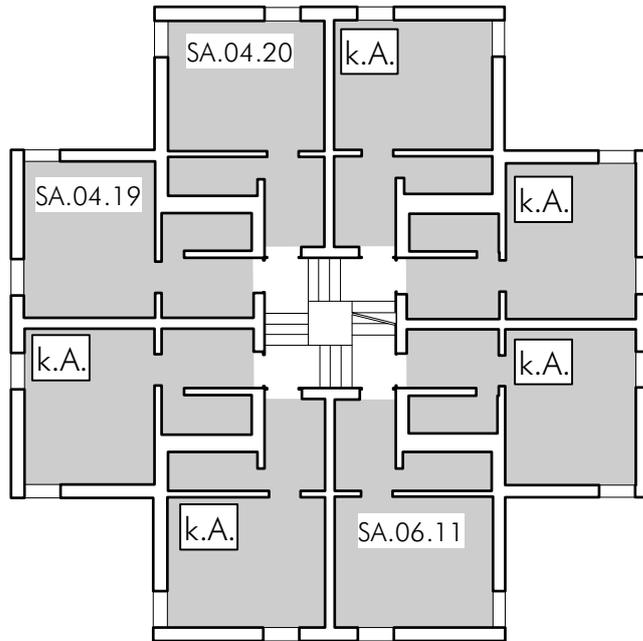
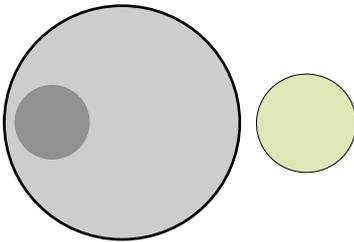
Abbildung 64:  
Grundrisse  
Salvador Allende

- Hausgemeinschaftlich
- Wohngemeinschaftlich
- Privat
- Gemeinschaftliche Nutzung



Erdgeschoss

Abbildung 65:  
Räumliche Typologie  
Salvador Allende



Obergeschosse

### Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)

Die Mikroapartments werden mit allen Möbeln, bestehend aus einem Bettgestell mit Matratze, einem Schreibtisch mit Stuhl und Regalen, zur Verfügung gestellt. Zur Ausstattung gehören zudem eine Pantryküche mit Kochfeld und Kühlschrank sowie Einbauschränke als Stauraum. Jede Wohneinheit ist mit einem Sanitärbereich ausgestattet. Die Wohnungen erlauben aber aufgrund der Größe des Hauptraums ergänzende Möblierung durch die BewohnerInnen. Die Aneignung der Wohnräume ist unterschiedlich, meist aber eher kleinmaßstäblich aufgrund der vorgegebenen Möblierung und der geringen Notwendigkeit von Ergänzungen.

Die Gemeinschaftsküche bietet den Bewohnern ergänzend zu der eigenen Kochgelegenheit eine größere Ausstattung mit Backofen und Gefrierschrank. In der Küche stehen den ca. 100 BewohnerInnen ein kleiner Tisch mit sechs bis acht Stühlen zur Verfügung sowie ein Sofa als zusätzliche Sitzgelegenheit. Aufgrund der großen Anzahl der BewohnerInnen entsteht keine Aneignung in diesem Raum.

Abbildung 66:  
Inventaranalyse  
Salvador Allende

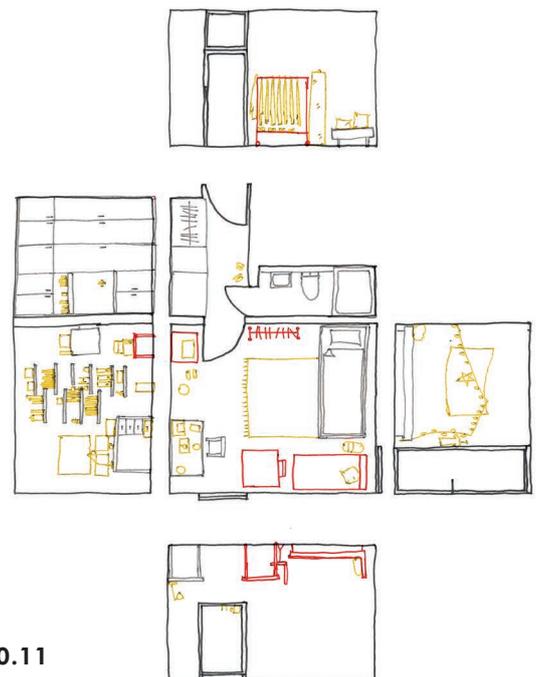
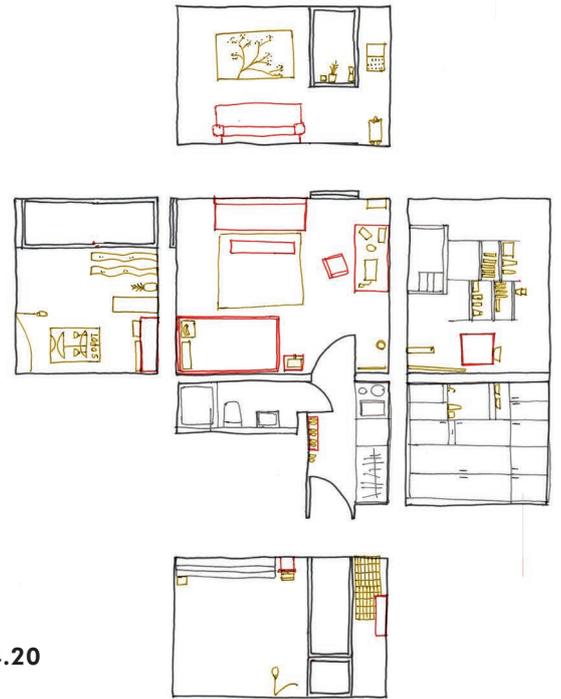
hoch mittel gering			Küche/ Bad	Schrank	Bett	Tisch & Stuhl	Sofa/ Sessel	Freizeit Memorallen
	Objekt	SA-Code						
■ ■ ■	Appartment	SA.04.01	● ●	● ●	●	●	●	● ●
■ ■	Appartment	SA.04.02	● ●	●	●	●	●	
■	Appartment	SA.06.01	● ●	●	● ●	● ●		
■ ■	Appartment	SA.10.01	● ●	●	●	●	●	●
■	Gemeinschaftsküche	SA.10.01	●			●		

●  
Vorhandenes Inventar. Möblierung oder Einbauten die bereits beim Einzug der BewohnerInnen vorhanden waren.

●  
Persönliches Inventar. Möblierung oder Einbauten das von den BewohnerInnen mitgebracht wurde.

●  
Persönliche Gegenstände. Gegenstände die zur Freizeitgestaltung dienen oder als Memorallen begriffen werden

Abbildung 67:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse  
Salvador Allende



## Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung

### Sozialinteraktionen

Interaktionen finden hauptsächlich geplant statt, lediglich in der warmen Jahreszeit kommt es im Außenbereich auch zu zufälligen Begegnungen. Die Architektur der Gebäude und das Apartmentwohnen führen dazu, dass es kaum zu zufälligen Begegnungen kommt. Für das Sozialleben der BewohnerInnen spielen daher Zweierbeziehungen und geplante Einzelverabredungen eine wichtige Rolle. Viele NutzerInnen pflegen die Beziehungen zu ausgewählten MitbewohnerInnen. Hier kommt es auch zu gegenseitigen Besuchen im Privatraum.

Geplante Gemeinschaftsaktivitäten finden eher selten statt und haben für das Gemeinschaftsleben nur eine geringe Bedeutung. Sie sind abhängig von der Initiative einzelner BewohnerInnen und konzentrieren sich räumlich auf die Gemeinschaftsküche und im Sommer auch auf den Außenbereich.

Das Bedürfnis nach Gemeinschaftsräumen ist innerhalb der BewohnerInnenschaft durchaus ausgeprägt. Abgesehen von dem Außenbereich fehlt es an einem attraktiven Aufenthaltsort für mehrere Personen. Nicht alle BewohnerInnen wollen auf den Privatraum ausweichen. Es wird beklagt, dass die Gemeinschaftsküche oft nicht sauber ist und keine gute Atmosphäre ausstrahlt.

### Lernen und Arbeiten

Die Größe und der Apartmentcharakter der Privaträume bietet für das Lernen und Arbeiten eine angemessene Funktionalität. Viele der BewohnerInnen arbeiten daher trotz der Nähe zur Universität gerne zuhause. Dass mitunter trotzdem auswärts gelernt und gearbeitet wird, hängt mit persönlichen Präferenzen zusammen.

Trotz der Eignung des Privatraums als Arbeitsort wünschen sich viele der BewohnerInnen einen Arbeitsraum im Haus. Dieser Wunsch resultiert aus dem häufigen Bedürfnis, Wohnen und Arbeiten räumlich zu trennen. Co-Working bzw. gemeinsames Lernen spielt innerhalb der BewohnerInnenschaft keine große Rolle. Die BewohnerInnen haben ohnehin eher zu wenigen MitbewohnerInnen Kontakt und eine fachliche Passung ist da eher selten gegeben.

### Medienkonsum

Gemeinsamer Medienkonsum findet nicht statt und hat für die Gemeinschaftsentwicklung keine Bedeutung. Die BewohnerInnen konsumieren Medien ausschließlich in ihrem Privatraum.

### Gästeempfang

Die BewohnerInnen empfangen gelegentlich Gäste. Der Wohnungscharakter und die Privatsphäre des Privatraums sind diesbezüglich von Vorteil. Lediglich für Übernachtungen von Gästen ist er auf Grund des kleinen Bettes nur ein-

geschränkt geeignet. Die Gästewohnung ist eine hilfreiche ergänzung, in der Anmietung aber umständlich.

Im Sommer wird auch der Außenbereich genutzt, um sich mit Gästen aufzuhalten. Die Gemeinschaftsräume bleiben diesbezüglich ungenutzt. Lediglich die Gemeinschaftsküche ermöglicht einen uneingeschränkten Zugang, ist jedoch aufgrund ihres schlechten Zustands, der mangelnden Atmosphäre und des unzureichenden Schallschutzes nicht für den Gästeempfang geeignet.

Eine Durchmischung von Gästen und HausbewohnerInnen findet nicht statt. Ursächlich hierfür erscheint neben dem insgesamt geringen Austausch innerhalb der BewohnerInnenschaft auch der Mangel an geteilten Wohnfunktionen im Apartmentwohnen.

### **Verpflegung und Küche**

Das gemeinsame Essen hat im Haus keinerlei Bedeutung. Die BewohnerInnen kochen und essen sämtliche Mahlzeiten individualisiert in ihrem Privatraum. Der Wunsch nach Essen in Gemeinschaft wurde nicht thematisiert und scheint nicht besonders ausgeprägt zu sein.

Trotz der dezentralen Lage und mangelnden gastronomischen Anbindung spielt das externe Essengehen eine relativ große Rolle. Das hängt unter anderem damit zusammen, dass die BewohnerInnen nicht immer alleine essen wollen und sich die Pantryküche auch nicht optimal zum Kochen für mehrere Personen eignet.

Die individualisierte Pantryküche bietet offensichtlich keine Treffpunktfunktion und Aufenthaltsqualität. Sie wird lediglich für die Essenszubereitung genutzt. Die Pantryküche wird von vielen BewohnerInnen als zu klein und dysfunktional kritisiert. Sie mache das Kochen umständlich.

Einige BewohnerInnen nutzen die Gemeinschaftsküche auf Grund des dort vorhandenen Backofens. Eine solche Nutzung ist auf Grund der räumlichen Distanz zu den Wohneinheiten aber aufwendig. Einige der BewohnerInnen helfen sich daher in ihrem Privatraum mit einem selbstorganisierten kleinen Backofen.

Trotz der Einschränkungen der Pantryküche wären aber nur wenige BewohnerInnen bereit, in einer größeren Küche eine gemeinsame Nutzung in Kauf zu nehmen. Die Entscheidung für das individualisierte Wohnen wurde bewusst getroffen.

### **Badezimmer**

Die geringe Größe des Badezimmers wird von einigen BewohnerInnen als problematisch empfunden. Allerdings würde es für die BewohnerInnen entschieden nicht in Frage kommen, das Badezimmer zu teilen.

### **Privatraum**

Die Privatsphäre ist durch das Apartmentwohnen und die Position der Wohnungen größtmöglich gegeben. Eine Nutzung der Privaträume durch andere BewohnerInnen findet kaum statt. Lediglich wenn zwei BewohnerInnen eine Zweierbeziehung pflegen, kommt es zu gegenseitigen Besuchen. Regelmäßige Aufenthalte in den Wohnungen anderer BewohnerInnen gibt es nicht.

Die Größe der Privaträume wird als akzeptabel empfunden. Der Raum ist verhältnismäßig groß, da jedoch sämtliche Wohnfunktionen auf einen Raum begrenzt werden und es keine genutzten externen Funktionsräume gibt, wird der verfügbare Platz von den BewohnerInnen durchaus als ausbaubar empfunden.

Hellhörigkeit stellt für einzelne BewohnerInnen ein Problem dar. Lärmbelästigung entsteht durch die Architektur des Treppenhauses und die niedrige Qualität der Wohnungstüren.

### **Externe Gemeinschaftsräume**

Ein Teil der vorhandenen Gemeinschaftsräume steht den BewohnerInnen nicht zur Verfügung. Sie wurden auf Grund von mangelnder Pflege und Lautstärkeproblematik dauerhaft geschlossen.

Die Gemeinschaftsküche wird fast ausschließlich für die Zubereitung von Speisen genutzt. Dort befinden sich Backöfen, die gelegentlich von den BewohnerInnen aller Häuser in Anspruch genommen werden. Allerdings ist die Nutzung auf Grund der räumlichen Distanz für viele zu umständlich. Nur vereinzelt und nur durch wenige BewohnerInnen wird der Raum auch für private Treffen genutzt, z.B. gemeinsames Backen.

Die Platzierung der Gemeinschaftsküche in einem der Häuser führt mitunter zu Nutzungskonflikten, da bei einigen der BewohnerInnen das Gefühl entsteht, die Berechtigung zur Nutzung sei unterschiedlich zwischen den Häusern verteilt.

### **Außenbereich**

Dem Außenbereich kommt in der warmen Jahreszeit eine wichtige Bedeutung als sozialer Treffpunkt zu. Seine attraktive Gestaltung führt zur intensiven Nutzung durch die BewohnerInnen. Der Außenbereich wird für den Gästeempfang genutzt und ermöglicht zufällige Begegnungen zwischen den BewohnerInnen auch über die Häuser hinweg.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung in der GesamtbewohnerInnenschaft ist niedrig. Die meisten der BewohnerInnen pflegen nur Kontakte zu wenigen MitbewohnerInnen, häufig nur zu 1-2 Personen. Das Selbstverständnis einer Wohn- oder Hausgemeinschaft existiert nicht.

Größere Bezugsgruppen haben sich lediglich entlang kultureller/ethnischer Herkunft herausgebildet. Hier kann mitunter von Freundeskreisen gesprochen werden, wenngleich es sich ebenfalls nicht um Wohn- oder Hausgemeinschaften handelt. Wohnfunktionen werden auch hier nicht geteilt.

Die BewohnerInnenschaft ist heterogen, durch die bewusste Entscheidung für das Apartmentwohnen im Hinblick auf ihre Wohnbedürfnisse aber bis zu einem gewissen Grad ähnlich. Vielen der BewohnerInnen war vor Einzug der geringe Grad der sozialen Einbindung in dem Wohnheim nicht bewusst. So entwickelte sich mit der Zeit vielfach ein Bedürfnis nach mehr Geselligkeit und eine Unzufriedenheit mit dem geringen Grad der Vergemeinschaftung.

### **Organisation**

Durch das Apartmentwohnen und individualisierte Funktionsräume kommt die Hausgemeinschaft ohne viele Regeln aus. Eine explizite Hausordnung ist zwar durch den Betreiber vorgegeben und regelt insbesondere die Nutzung der Gemeinschaftsräume. Aber darüberhinausgehende Absprachen innerhalb der BewohnerInnenschaft finden nicht statt. Die Anonymität im Wohnheim reduziert das Verantwortungsbewusstsein der BewohnerInnen.

### **Konflikte**

Innerhalb der Hausgemeinschaft kommt es nur selten zu Konflikten zwischen den BewohnerInnen. Trotz der teilweise ausgeprägten Unzufriedenheit mit der Lärmbelästigung und der Sauberkeit in der Gemeinschaftsküche, führt die Anonymität dazu, dass Kritik nicht adressiert werden kann und Konflikte ausbleiben. Eine etablierte Prozedur zur Lösung von Konflikten gibt es nicht und eine Klärung von Problemen findet in der Regel nicht statt.

### **Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Trotz der räumlichen Differenzierung des Wohnheims in unterschiedliche Gebäude kommt es nicht zur Herausbildung einer Hausgemeinschaft oder von Zwischenöffentlichkeiten. Zwar haben die BewohnerInnen innerhalb eines Hauses tendenziell mehr Kontakt untereinander als nach außen, jedoch steht das Fehlen von Gemeinschaftsflächen einer Intensivierung der Gemeinschaft entgegen. Entsprechend schlagen einige BewohnerInnen vor, jedes Haus mit einer Gemeinschaftsküche auszustatten.

Die studentische Selbstverwaltung hat durchaus das Potential, relevante Impulse für die Gemeinschaftsentwicklung zu setzen. Allerdings besteht hierbei auch die Gefahr, dass nicht alle BewohnerInnen die gleichen Chancen einer Beteiligung bekommen und Eigeninitiative nach wie vor erforderlich bleibt.

Die Wohnzufriedenheit ausgedrückt in Werten der Skalierung in den Online-Befragungen vermittelt einen zurückhaltenden Eindruck. Wir finden einen mittleren Zufriedenheitswert von 5.67 und einen mittleren Wert für Wohlbefinden von 5.83.\*

---

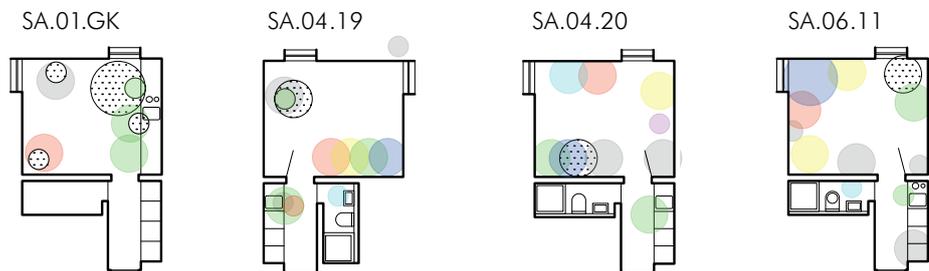
\* S.G. Zufriedenheit .82, S.D. Wohlbefinden .75- N = 6.

### Aktivitäten-Mapping

Aufgrund der räumlichen Struktur und den voll ausgestatteten Appartements konzentrieren sich die Aktivitäten vor allem auf die individuellen Bereiche. Die gesamte Bandbreite von Aktivitäten spielt sich auf den individuellen Flächen ab. Aufgrund der geringen räumlichen Größe werden beispielsweise Tische mit mehreren Aktivitäten wie lernen und essen belegt. Diese Überschneidung von verschiedenen Aktivitäten und die hohe Nutzungsintensität wird von einigen BewohnerInnen als problematisch empfunden, da keine räumliche Trennung möglich ist. Dies äußert sich im Wunsch nach einem gemeinschaftlichen Arbeitsraum. Die Erschließung der Gemeinschaftsbereich über den Außenraum wird als Hemmnis empfunden und erklärt die geringe Nutzungsintensität der gemeinschaftlichen Bereiche. Die Gemeinschaftsküche wird lediglich genutzt um fehlende Infrastrukturen innerhalb der Wohnung für backen oder gefrieren zu nutzen. Hierbei spielen zufällige Begegnungen mit anderen BewohnerInnen keine Rolle.

Abbildung 68:  
Aktivitätenmapping  
Salvador Allende

- haushalten & organisieren
- schlafen & ausruhen
- Körper & Pflege
- essen & kochen
- lernen & arbeiten
- Medien & Freizeit
- Hobbies & Sport
- Soziales & Interaktion

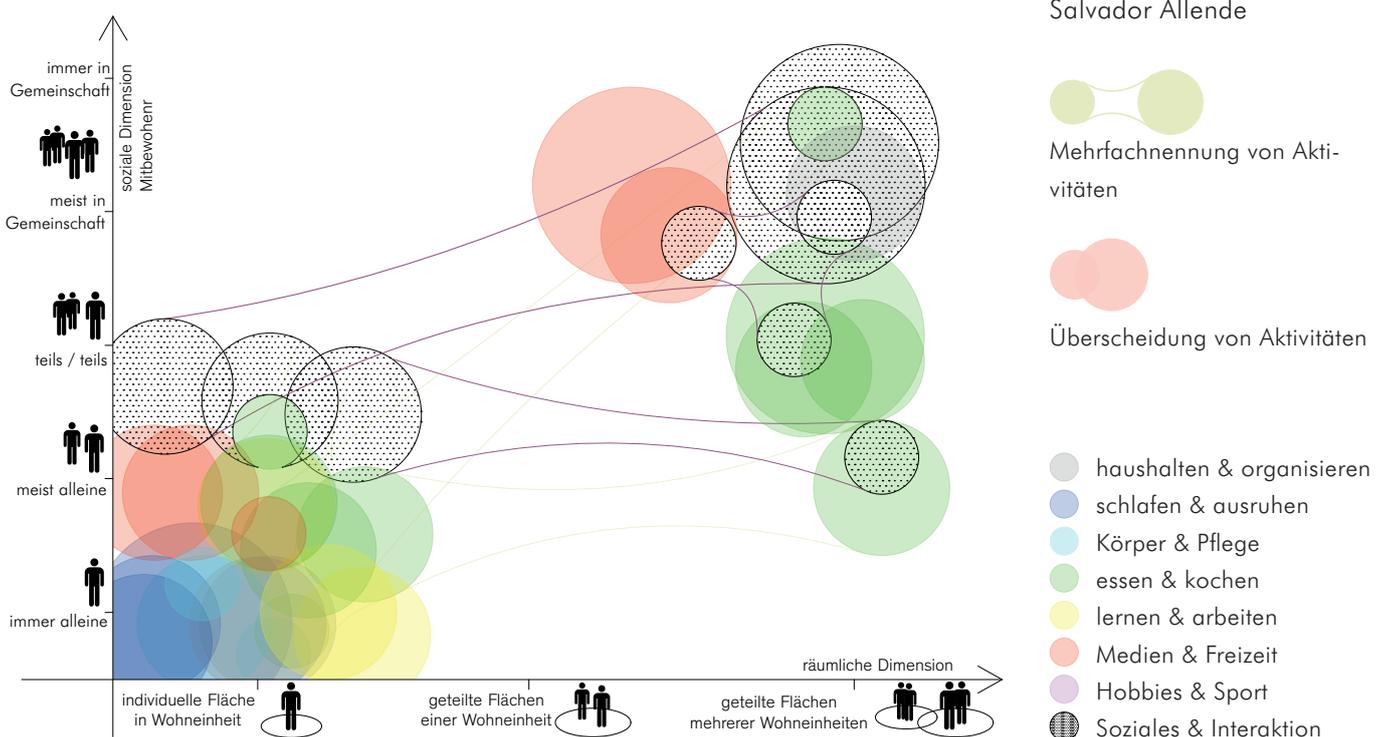


### Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung

Die Analyse der Verräumlichung und Vergemeinschaftung der Wohnaktivitäten zeigt sehr deutlich, dass das Fehlen von geeigneten Gemeinschaftsflächen in den Gebäuden dazu führt, dass insgesamt wenig wohngemeinschaftliche Aktivitäten zu verzeichnen sind. In dem Diagramm wird lesbar, dass sich die Aktivitäten deutlich entweder dem individuellen oder den gemeinschaftlichen Bereich zuordnen lassen, was neben dem Verhalten der BewohnerInnen auch die räumliche Struktur der Anlage wiedergibt. Auch die individuellen Zimmer werden sehr selten für gemeinschaftliche Treffen oder Aktivitäten genutzt.

Der einzige Bereich, der intensiver für das Gemeinschaftsleben genutzt wird, ist der Außenbereich. Hier wurde berichtet, dass es eine Phase der intensiven sommerlichen Nutzung des Gartenhof für informelle Treffen und Feste gab. Diese Aktivitäten gingen allerdings mit einer Lärmbelastung einher, so dass es zu Beschwerden der AnwohnerInnen außerhalb der Wohnanlage kam und das Studentenwerk dazu bewegte, die Veranstaltungen einzuschränken.

Aufgrund des fehlenden räumlichen Angebots kommt es zu zufälligen Treffen und Kontakte eher durch alltägliche Notwendigkeiten wie die gemeinsame Nutzung von W-Lan oder das Annehmen von Paketen. Briefkästen und die Waschräume sind dezentral so angeordnet, dass sie auch keine zufälligen Austausch befördern. Die organisierte Versammlung der BewohnerInnen wurde allerdings als soziale Anknüpfungspunkte genannt.

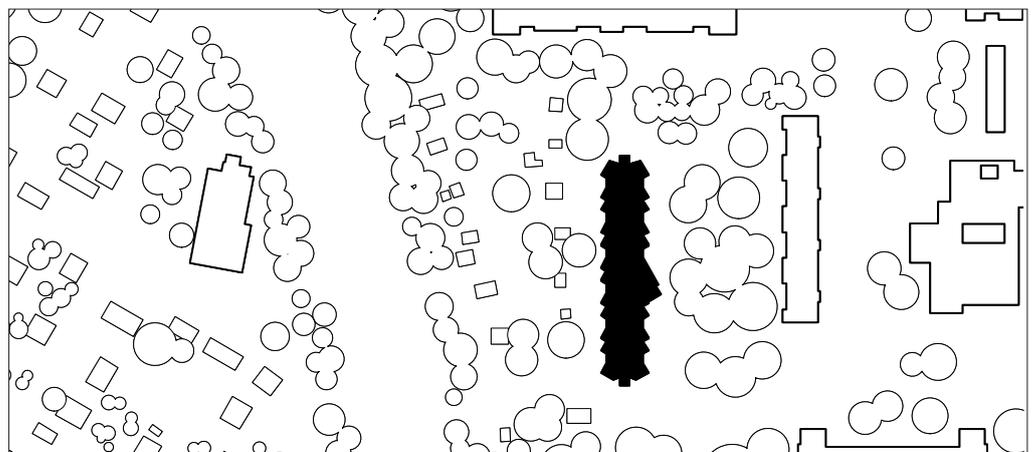


## FALLSTUDIE 07 WOHN!AKTIV

Abbildung 70:  
Gemeinschaftliches  
Wohnen  
Wohn!Aktiv, Berlin



Abbildung 71:  
Lageplan Wohn!Aktiv



### Ort

Berlin

### Baujahr

k.A.

### Eigentümer

GeWoBag Berlin

### Betreiber

GeWoBag Berlin

### Verwaltung

GeWoBag Berlin

### Mitsprache der BewohnerInnen

Mittelbar

### Projektbeschreibung und bauliche Umsetzung

Wohn!Aktiv ist ein Pilotprojekt der stadt-eigenen Wohnungsbaugesellschaft Gewobag Berlin, und versteht sich als Modellvorhaben für individuellem, selbstständigem Wohnen in einer aktiven und gemeinschaftlichen Nachbarschaft innerhalb des Hauses. Die Gewobag erprobt in diesem Projekt neue Wohnformen, die auf den demographischen Wandel reagieren. Die BewohnerInnen sollen sich aktiv Gestaltungsprozess des gemeinschaftlichen Wohnens einbringen. Für die Koordination steht eine Mitarbeiterin der Gewobag vor Ort zur Verfügung. Die Koordinatorin regt verschiedene Aktivitäten an, die Organisation liegt jedoch auf Seiten der BewohnerInnen.

Im 2. Obergeschoss liegt eine externe Pflegeeinrichtung, diese ist nicht Teil der Untersuchung gewesen.

### Wohnwertbarometer

Das Gebäude liegt in Reinickendorf in ruhiger Wohnlage in der Nähe zum Flughafen Berlin-Tegel. Die Nahversorgung und Einrichtungen des täglichen Bedarfs sind in fußläufiger Distanz erreichbar. Der Standort ist geprägt durch öffentlichen Grünraum und die Nähe zu landschaftlichen geprägten Gebieten mit Wäldern und Seen. Berlin Mitte kann in ca. 25 Minuten mit dem ÖPNV erreicht werden. Nicht nur die Anbindung ins Zentrum ist gut, sondern auch überregionale Ziele sind über die nahe Autobahn, den Flughafen und die gute Erreichbarkeit des Fernbahnhofs angebunden. Die städtebauliche Situation ist geprägt durch eine offene Bebauung aus Zeilen und Punkthäusern. Die Gebäude stehen auf frei zugänglichen Grünflächen und bilden keine privaten Freiflächen aus.

Das Gebäude wurde 2015 komplett saniert und die Wohnungen weisen einen hohen Wohnstandard auf. Die Belichtung und Belüftung der Wohnungen ist gut, wegen des hohen Fensterflächenanteils. Der Flur auf den Geschossen ist über die zentrale Anbindung an das Treppenhaus und an beiden Enden über die Fluchttreppenhäuser belichtet.

Der barrierefreie Zugang erfolgt über eine zentrale Eingangshalle. Von hier werden die acht Geschosse über einen Fahrstuhlkern erschlossen. Entlang der innenliegenden Erschließungsflure liegen zu beiden Seiten Einzimmer-Appartements. Die 153 Wohneinheiten unterscheiden sich lediglich in ihrer Ausrichtung (Süd-Ost oder Süd-West). Die Wohnungen sind alle barrierefrei, aber nicht rollstuhlgerecht ausgebaut.

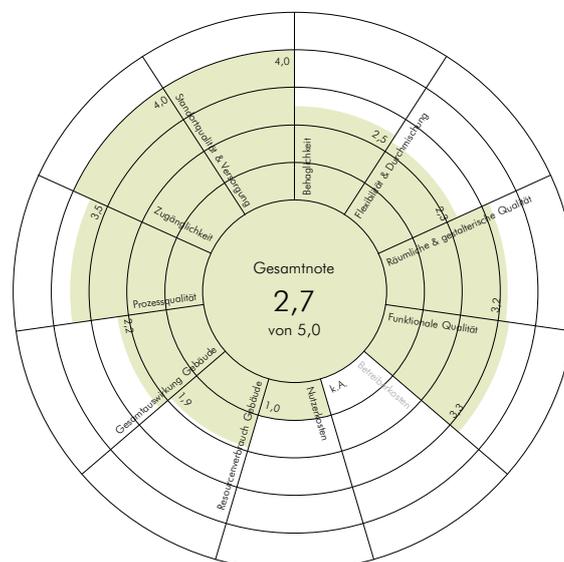


Abbildung 72:  
Radardiagramm Wohnwert  
Wohn!Aktiv

Anzahl Gebäude	1
Wohneinheiten	153
Anzahl BewohnerInnen	156
davon befragt	7
BGF	8.698 m <sup>2</sup>
Wohnfläche gesamt	4.904 m <sup>2</sup>
Private Flächen	4.677 m <sup>2</sup>
Gemeinschaftsfläche	227 m <sup>2</sup>

### Flächen- und Raumanalyse

Auffällig ist zunächst, dass das Verhältnis von nutzbarer Wohnfläche zu Bruttogeschossfläche ungünstig ist. Die Flurerschließung erzeugt zu einem großen Anteil nicht nutzbare Verkehrsflächen.

Im Erdgeschoss findet sich ein Eingangsbereich mit einer Gemeinschaftskordinatorin, die als Mitarbieterin der Gewobag ca. 15 Stunden pro Woche das Gemeinschaftsleben koordiniert und als AnsprechpartnerIn zwischen den BewohnerInnen und der BetreiberIn aber auch untereinander fungiert. Angegliedert sind die Briefkästen und Schließfächer, in denen persönliche Gegenstände für die Nutzung im Außenbereich eingelagert werden können.

Auch stehen allen BewohnerInnen im Erdgeschoss zusätzlich verschiedene gemeinschaftliche Flächen zur Verfügung: eine Küche und Aufenthaltsraum für die Hausgemeinschaft mit Terrasse und eine Bibliothek.

Am Austritt der Aufzüge jeder Etage gibt es einen einsehbaren Gemeinschaftsraum mit Regalen, Tischen und Stühlen. Hinter dem Aufzug gibt es einen kleinen Bereich der auf mit Sitzgelegenheiten zum Aufenthalt von jeder BewohnerIn genutzt werden kann. Die Möblierung entsprechende Möblierung ist vom Betreiber gestellt und nicht veränderbar.

Abbildung 73:  
Flächenaufteilung  
Wohn!Aktiv

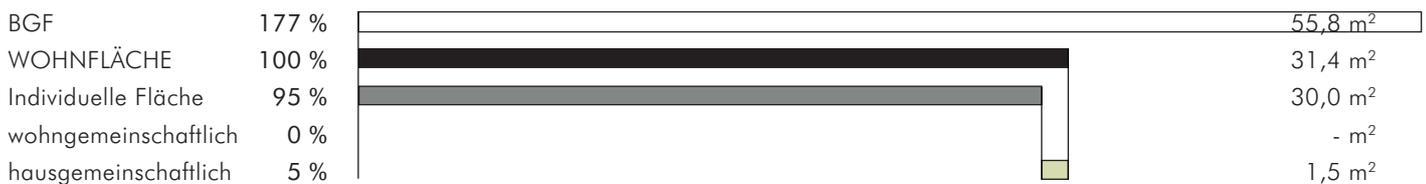
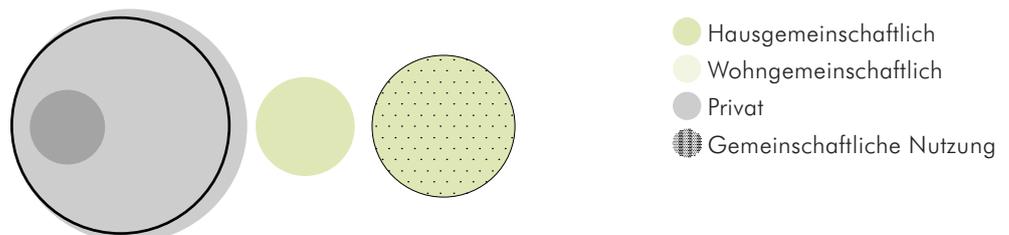


Abbildung 74:  
Räumliche Typologie  
Wohn!Aktiv



Der größte Anteil der Wohnfläche entfällt auf die individuellen Apartments und deren Erschließung. In den Apartments bietet ein kleiner Eingangsbereich eine zusätzliche Abstellfläche. Ein großer offener Wohn- und Schlafraum erlaubt verschiedene Möglichkeiten der Möblierung. Eine Nische im hinteren Bereich des Apartments schafft private Abstufungen. Die Küche ist als offener Bereich an der Außenfassade direkt an den Wohnbereich angegliedert. Durch die ausgestellte Fassade mit den großflächigen Fensterflächen werden eine ausreichende Belichtung und verschiedene Blickrichtungen, zum Teil mit Fernblick, gewährleistet. Die Apartments werden ohne Möbel und ohne Küchen vermietet. Die BewohnerInnen haben beim Einzug in der Regel eigene Möbel, die dann in die Wohnungen eingebracht werden, was zu einer großen Bandbreite an unterschiedlicher Möblierung führt. Gleichwohl ergibt sich aus dem Zuschnitt eine Zonierung der Nutzungsbereiche mit Essen vorne und Schlafen weiter hinten in den Wohnungen, die sich in allen Apartments durchgehend wiederfindet. Die Kücheneinrichtung muss von den Mietern beim Einzug selbst eingebracht werden.

Abbildung 75:  
Grundriss Wohn!Aktiv



**Grafische Erfassung der Aneignung (Raumnutzung)**

Die Flure eignen sich nicht als Aufenthaltsbereich und werden freigehalten. Ein kleinmaßstäblicher Versuch einer Adressbildung wurde in Form eines kleinen Regals und eine Magnetwand an den Eingangstüren unternommen, der den BewohnerInnen die Möglichkeit der Aneignung und dem Zugang zur Wohnung eine persönliche Gestaltung zu verleihen. Diese Möglichkeit wird jedoch von den meisten BewohnerInnen nicht genutzt. Die französischen Fenster, die als Balkonersatz dienen, sind mit Pflanzkübeln versehen. Dieser Außenraumbezug und die Möglichkeiten der gärtnerischen Gestaltung werden gut angenommen. Auch in dem öffentlichen Grünraum hinter dem Gebäude gibt es Hochbeete, die von den BewohnerInnen bepflanzt werden können, was auch genutzt wird.

Abbildung 76:  
Inventaranalyse  
Wohn!Aktiv

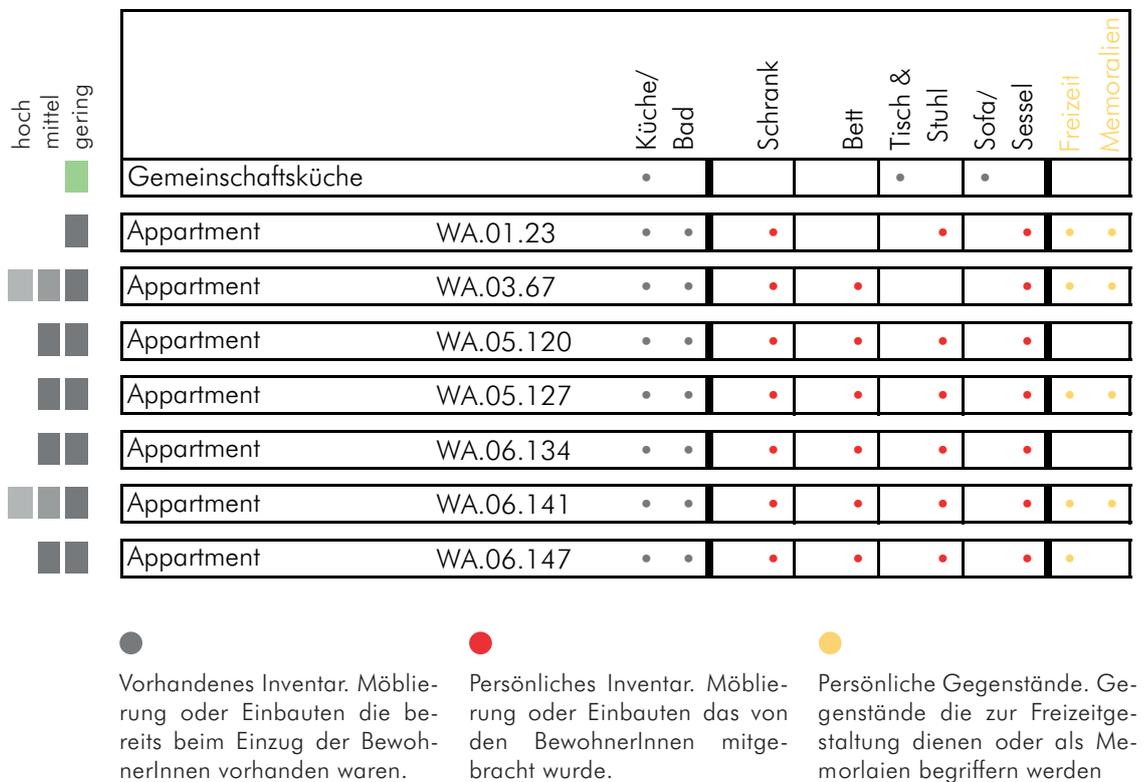


Abbildung 77:  
Grafische Erfassung der  
Inventaranalyse  
Wohn!Aktiv

WA.06.141



WA.06.147



WA.05.120



WA.05.127



## **Kategorienbasierte Gemeinschaftsklassifizierung**

### **Sozialinteraktionen**

Interaktionen finden überwiegend geplant statt, und es kommt eher zu wenigen zufälligen Begegnungen. Zu den geplanten Gemeinschaftsaktivitäten zählen Kaffeetreffen, Filmabende, Spieleabende, Kreativarbeiten. Sie werden in der Regel durch die einzelnen BewohnerInnen verabredet.

Die thematischen Gemeinschaftsaktivitäten sind für die, die daran teilnehmen, von großer Bedeutung. Sie ermöglichen es, dass sich BewohnerInnen mit ähnlichen Interessen kennenlernen.

Das Bedürfnis nach Gemeinschaftsräumen ist mit den vorhandenen baulichen Strukturen weitestgehend gedeckt. Allerdings sind die Gemeinschafts-Etagenräume schwer nutzbar (Mangel an Atmosphäre, keine Küche, logistische Herausforderung), während der Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss als zu klein empfunden wird.

### **Lernen und Arbeiten**

Aufgrund der Altersstruktur der BewohnerInnenschaft kommt dem Lernen und Arbeiten als Aktivität keine große Bedeutung zu. Für die anfallenden Bürotätigkeiten und kreativen Arbeiten ist der Privatraum ausreichend und gut geeignet. Ein Bedürfnis nach einem Arbeitsraum besteht nicht.

### **Medienkonsum**

In der Regel konsumieren die BewohnerInnen Medien in ihrem Privatraum und alleine. Gemeinsamer Medienkonsum findet lediglich wöchentlich beim selbstorganisierten Filmabenden statt. Diese Abende im Gemeinschaftsraum sind für die Gemeinschaftspflege zentral. Sie bilden für einige der BewohnerInnen die einzige regelmäßige gemeinschaftliche Aktivität.

### **Gästeempfang**

Die BewohnerInnen empfangen eher selten Gäste im Haus. Für den Gästeempfang kommt dem Privatraum eine wichtige Bedeutung zu. Dieser ist durch seine geringe Größe dafür aber nur begrenzt geeignet, da beispielsweise eine Übernachtung schwer möglich ist. Die Gemeinschafts-Etagenräume werden für den Gästeempfang kaum genutzt, weil deren Bewirtschaftung umständlich ist (fehlendes Geschirr, fehlende Küche). Die Gästewohnung ist eine hilfreiche Ergänzung, in der Anmietung aber umständlich.

Eine Durchmischung von Gästen und HausbewohnerInnen findet nicht statt. Die BewohnerInnen unterscheiden deutlich zwischen ihren Privat- und ihren Hauskontakten.

### **Verpflegung und Küche**

Das gemeinsame Essen hat im Haus fast keine Bedeutung. Die BewohnerInnen kochen und essen sämtliche Mahlzeiten individualisiert in ihrem Privatraum. Der Wunsch nach Essen in Gemeinschaft wurde nicht thematisiert und scheint nicht besonders ausgeprägt zu sein. Nur wenige BewohnerInnen nutzen die selbstorganisierten Kochabende.

Die individualisierte Pantryküche eignet sich ihrer Natur nach nicht als Treffpunkt, hat eine geringe Aufenthaltsqualität und wird lediglich für die eigene Essenszubereitung genutzt. Sie wird in ihrer Größe von den BewohnerInnen jedoch als ausreichend empfunden und viel genutzt. Auswärtiges Essen findet kaum statt. Die BewohnerInnen sind sich einig darin, dass sie nicht (mehr) bereit wären, die Küche mit anderen BewohnerInnen zu teilen.

### **Badezimmer**

Trotz seiner geringen Größe wird das Badezimmer von den BewohnerInnen als ausreichend empfunden. Das Badezimmer zu teilen würde für die BewohnerInnen nicht in Frage kommen. In einigen Fällen wurde beklagt, dass die Badezimmer nicht barrierefrei sind.

### **Privatraum**

Eine Nutzung der Privaträume durch andere BewohnerInnen findet nur in Ausnahmefällen statt. Lediglich wenn zwei BewohnerInnen eine enge Zweierbeziehung ausgebildet haben, kommt es zu gegenseitigen Besuchen. Regelmäßige Aufenthalte in den Wohnungen anderer BewohnerInnen gibt es nicht.

Die Privatsphäre ist durch das Apartmentwohnen und die Position der Wohnungen größtmöglich gegeben. Die Größe der Privaträume wird als akzeptabel empfunden. Der Raum ist zwar klein, aber dadurch auch leichter zu pflegen.

Hellhörigkeit stellt für einzelne BewohnerInnen ein Problem dar. Lärmbelästigung entsteht durch vereinzelte besonders laute Nachbarn. Im Allgemeinen ist die Zufriedenheit mit den Privaträumen aber ist groß.

### **Externe Gemeinschaftsräume**

Die im Haus verfügbaren Gemeinschaftsräume werden viel und regelmäßig für geplante Veranstaltungen genutzt. Die Art der Nutzung ergibt sich aus den Interessen der jeweiligen BewohnerInnen und der damit verbundenen Aktivitäten. Sie reicht von der wöchentlichen Kaffeerrunde über Film- und Koch- und Spieleabende, bis hin zu kreativen Workshops und Lesegruppen. Die Funktionsoffenheit der Räumlichkeiten ermöglicht diese vielfältigen Nutzungen. Gelegentlich kommt es zu Belegungskonflikten in dem zentralen Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss.

### **Außenbereich**

Der Außenbereich, insbesondere die Terrasse, wird von den BewohnerInnen in der warmen Jahreszeit vereinzelt als Treffpunkt genutzt. Durch seine etwas abgeschiedene Lage ergibt sich der Aufenthalt jedoch nicht zwanglos und zufällig. Die Bedeutung des Außenbereichs für die Gemeinschaftsentwicklung ist daher begrenzt.

### **Vergemeinschaftung**

Der Grad der Vergemeinschaftung in der GesamtBewohnerInnenschaft ist eher niedrig. Nur etwa ein Drittel der BewohnerInnenschaft nimmt regelmäßig an Veranstaltungen teil; ein weiteres Drittel lässt sich von Zeit zu Zeit aktivieren. Das letzte Drittel scheint an Gemeinschaftsaktivitäten überhaupt kein Interesse zu haben. Innerhalb der engagierten BewohnerInnenschaft besteht der Wunsch nach Gemeinschaft auf Grund eines Bedürfnisses nach Geselligkeit. Die Zufriedenheit mit dem Grad der Vergemeinschaftung ist bei diesen BewohnerInnen hoch.

Insgesamt zeichnet sich das Haus aus durch eine sehr heterogene BewohnerInnenschaft mit wenig gemeinsamen Interessen aus. Das erschwert das Auffinden passender Nachbarn und den Aufbau von Freundschaften. Hier ist Unterstützung durch die Koordinatorin notwendig.

### **Organisation**

Durch das Apartmentwohnen und individualisierte Funktionsräume kommt die Hausgemeinschaft ohne viele Regeln aus. Eine explizite Hausordnung ist durch den Betreiber vorgegeben und regelt insbesondere Ruhezeiten und die Nutzung der Gemeinschaftsräume. Erweiterte Absprachen innerhalb der BewohnerInnenschaft, insbesondere zur gemeinschaftlichen Nutzung der Gemeinschaftsräume, werden durch die beteiligten BewohnerInnen selbständig ausgehandelt, wobei die Koordinatorin unterstützend mithilft. Die Regelungen werden eingehalten und funktionieren gut.

Angesichts der großen BewohnerInnenzahl erweist sich das Vorhandensein nur eines einzigen Aufgangs als problematisch. Eine Intimität des Zugangs, die das nachbarschaftliche Verhältnis zwischen den BewohnerInnen stärken könnte, ist dadurch nicht gegeben. Durch die spezifische Architektur des Hauses ergeben sich keine Zwischenzonen oder Bezugsgruppen. Es gibt lediglich eine große Hausgemeinschaft. Auch das reduziert das Gefühl von Zugehörigkeit.

Für die Gemeinschaftsentwicklung und das Funktionieren des Zusammenlebens hat die Gemeinschaftskordinatorin eine wichtige Funktion. Sie initiiert gemeinschaftliche Aktivitäten, unterstützt Eigeninitiativen, moderiert bei Konflikten und gibt Anregungen für passende Zweierbeziehungen. Ohne sie würde das Gemeinschaftsleben zum Erliegen kommen.

**Konflikte**

Innerhalb der Hausgemeinschaft kommt es teilweise zu Konflikten zwischen einzelnen BewohnerInnen. Diese betreffen dann jedoch nicht die Gemeinschaft, sondern lediglich die beteiligten Personen. Bei den Konflikten geht es neben persönlichen Problemen und Besonderheiten häufig um das Thema Lautstärke. Eine Klärung wird in der Regel nicht herbeigeführt.

**Wohnkultur und Wohnzufriedenheit**

Das Gebäude besitzt in der Wahrnehmung der BewohnerInnen ein starkes Image im Sinne gemeinschaftlichen Wohnens. Das fördert ihre Identifikation mit dem Konzept und motiviert sie, dem Anspruch des Konzepts gerecht zu werden. Das Image trägt damit zur Gemeinschaftsentwicklung der BewohnerInnen bei. Das kommt in den formalen Zufriedenheitswerten der Online-Befragung nur eingeschränkt zur Geltung. Die mittlere Wohn-Zufriedenheit liegt mit 5.29 knapp unter dem Durchschnitt. Das Wohn-Wohlbefinden hingegen mit 5.71 etwas über dem Durchschnitt.\*

---

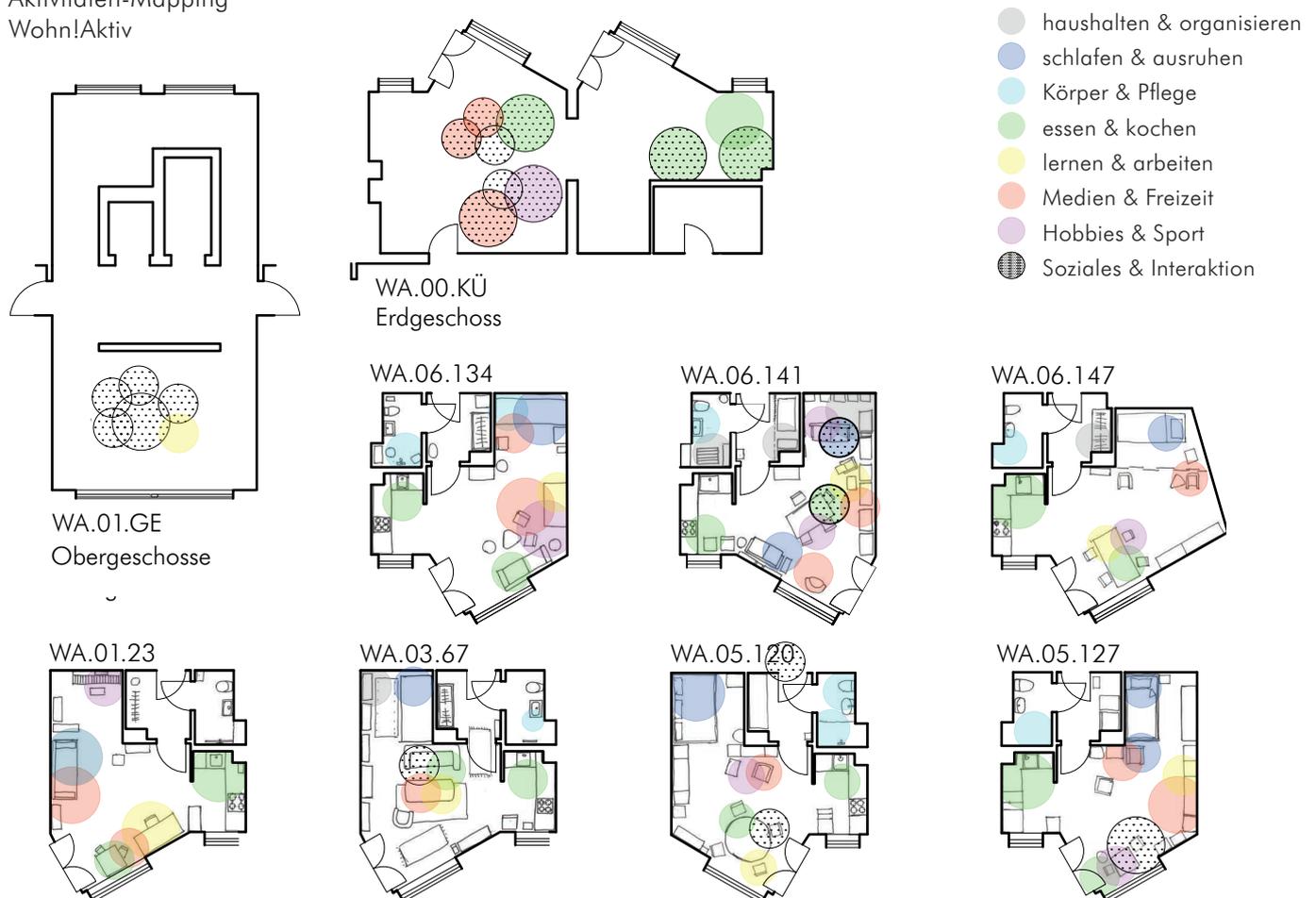
\* S.D. Zufriedenheit .76, S.D. Wohlbefinden .95. N = 7.

### Aktivitäten-Mapping

Das Haus gliedert sich durch die bauliche Struktur deutlich in individuelle und gemeinschaftliche Bereiche. Aufgrund der abgeschlossenen, individualisierten Wohneinheiten finden gemeinschaftliche Aktivitäten lediglich auf den dafür vorgesehenen Flächen statt. Die Flächen in der Wohneinheit werden nicht geteilt.

Die Nutzungsintensität der Individualwohnungen ist hoch, weil die BewohnerInnen viel Zeit zuhause verbringen. Hier konzentrieren sich die meisten Wohnaktivitäten und werden nicht vergemeinschaftet. Dies ergibt sich auch durch die Vollaussstattung der Apartments mit Küchen und Bädern. In der Konsequenz gibt es einen nicht unbeträchtlichen Anteil der BewohnerInnen, die nicht am gemeinschaftlichen Wohnen und Leben teilnehmen. In den Interviews wurde deutlich, dass es eine kleinere Kerngruppe gibt, die sich kennen, teilweise befreundet sind und intensiver in das Gemeinschaftsleben einbringen.

Abbildung 78:  
Aktivitäten-Mapping  
Wohn!Aktiv



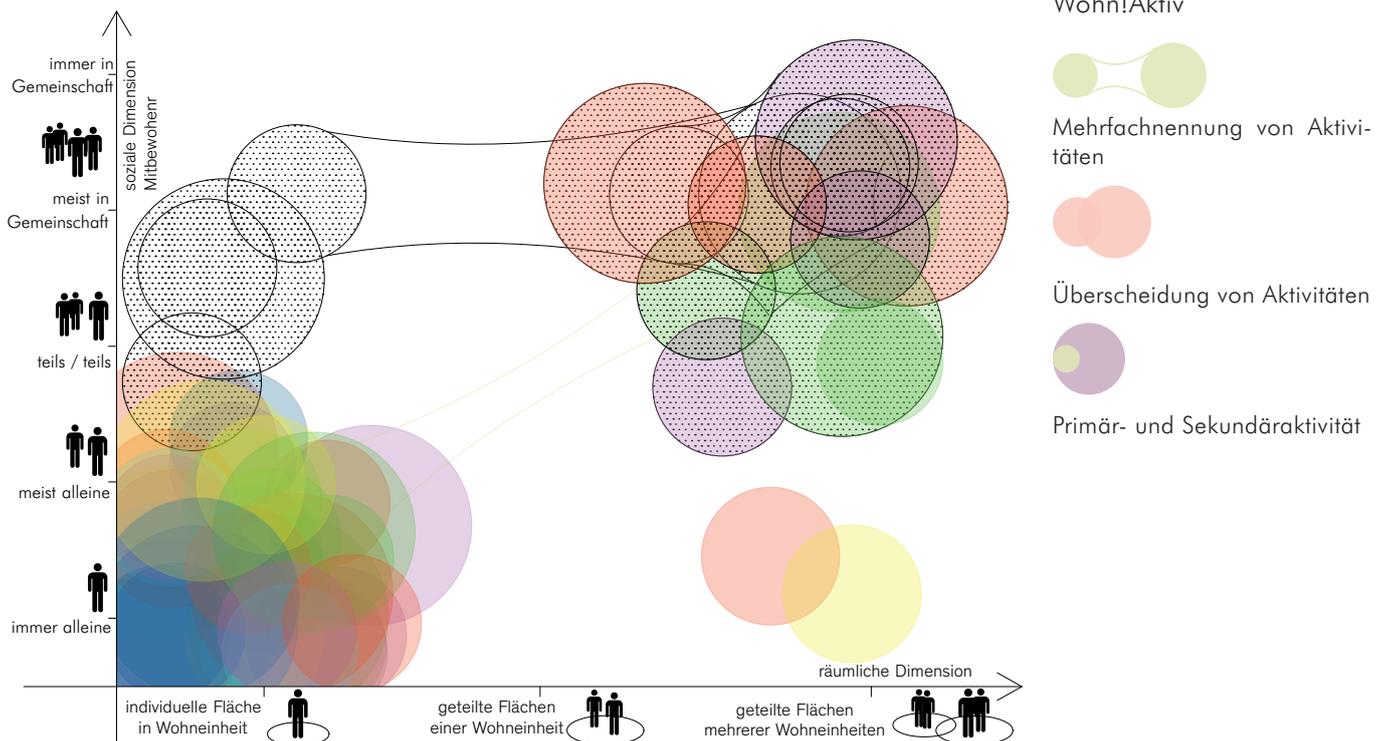
### Räumlich-soziale Aktivitätenklassifizierung

Die Aktivitäten, für die die Gemeinschaftsflächen genutzt werden, sind häufiger organisiert oder zumindest verabredet und seltener zufälliger und spontaner Natur.

Die Gemeinschaftsräume im Erdgeschoss mit Küche, Mehrzweckraum und Bibliothek wird intensiv genutzt. Die Gemeinschaftsflächen auf den Etagen werden eher als Wohnraumerweiterung für private gesellschaftliche Anlässe (Geburtstage) genutzt, die von einzelnen BewohnerInnen und Externen frequentiert werden. Treffen und Besuche zwischen einzelnen BewohnerInnen können einfacher und bequemer in den eigenen Wohnungen stattfinden, weil hier auch die notwendigen Ausstattungen und Küchen vorhanden sind.

Die Schwierigkeiten in der Nutzung der Gemeinschaftsbereiche in Hinblick auf Möblierung, Nutzungsdauer, Eigentumsverbleib und die notwendigen Abstimmungs- und Kommunikationsprozessen sind zum einen als organisatorischer Mangel zum anderen durch die Anzahl der Wohnungen pro Etage zu erklären, die auf den Gemeinschaftsraum zugreifen. In einer Flurgemeinschaft mit 22 Wohneinheiten sind nicht alle BewohnerInnen mit einander in gleicher Weise vertraut, so dass die soziale Kontrolle nicht greift und die Kohäsion in der Gruppe nicht ausreicht, um eventuelle Konflikte einvernehmlich zu lösen.

Abbildung 79:  
Aktivitätenklassifizierung  
Wohn!Aktiv







## 07 VERGLEICHENDE BETRACHTUNGEN

Wie die Fallanalysen aufzeigen konnten, unterschieden sich die Gemeinschaften in den untersuchten Gebäuden zum Teil deutlich. Entlang der relevanten Dimensionen des gemeinschaftlichen Wohnens kommt es zu einer ausgeprägten Varianz, die sich aus dem Zusammenwirken der räumlichen, sozialen und organisatorischen Strukturen ergibt. Im Folgenden arbeiten wir diese Unterschiede bezogen auf die kategorienbasierten Gemeinschaftsklassifizierungen stichwortartig heraus. Eine diesbezügliche Visualisierung und Quantifizierung sind im Materialienband (Abschnitte 2 und 3) dokumentiert.

### SOZIALINTERAKTIONEN

Für das gemeinschaftliche Wohnen von entscheidender Bedeutung sind die sozialen Interaktionen. Begegnungen zwischen den BewohnerInnen sind die Voraussetzung dafür, dass sich eine Gemeinschaft entwickeln kann. In den Fallanalysen zeigen sich drei verschiedene Typen von Interaktionen: zufällige, geplante und ritualisierte Interaktionen.

#### Zufällige Begegnungen

Für das studentische Wohnen besonders relevant sind dabei die zufälligen Begegnungen. Insbesondere bei häufig wechselnder BewohnerInnenzusammensetzung, wie sie für klassische Wohnheime typisch sind (Dauerwaldweg, Salvador Allende, Eichkamp), ermöglichen sie eine erste Kontaktaufnahme zwischen den untereinander noch unbekanntem BewohnerInnen. Sie stellen eine unverbindliche Form der Interaktion dar, die auch innerhalb eher oberflächlicher Beziehungen möglich ist. Zufällige Begegnungen können ohne Mehraufwand in den Wohnalltag integriert werden und ereignen sich nebenbei. Dies zeichnet sie gegenüber geplanten Verabredungen im Kontext des studentischen Wohnens aus. Denn auch dort, wo enge und langfristige soziale Beziehungen zwischen den BewohnerInnen bestehen (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/3. OG), machen die stark variierenden und tendenziell eher unstrukturierten Tages- und Wochenabläufe der Studierenden regelmäßige Termine und geplante Begegnungen eher schwierig.

#### Geplante Interaktionen

Bei den *geplanten Interaktionen* muss zwischen Einzelverabredungen und Gemeinschaftsaktivitäten unterschieden werden. Erstere kommen zustande, wenn sich einzelne BewohnerInnen verabreden und gemeinsam etwas unternehmen. Diese geplanten Einzelverabredungen haben vor allem dort eine größere Bedeutung für das Sozialleben der BewohnerInnen, wo fehlende zufällige Begegnungen einen Bedarf an sozialer Interaktion entstehen lassen, was insbesondere beim Wohntyp Einzelapartment der Fall ist (Salvador Allende, Wohn!Aktiv). Hier sind die BewohnerInnen stärker auf geplante Verabredungen und verbindliche Zweierbeziehungen angewiesen, da sie in ihrem Alltag weniger in eine Wohngemeinschaft eingebunden sind. Das Finden geeigneter Partner für diese Interaktionen stellt für die BewohnerInnen eine gewisse Herausforderung dar, kann aber z. B. durch einen Gemeinschaftskoordinator unterstützt werden (Wohn!Aktiv). Die Häufigkeit geplanter Gemeinschaftsaktivitäten steht nicht im Zusammenhang mit

bestimmten Wohntypen und ist auch nur teilweise abhängig von den räumlichen Verfügbarkeiten. Vielmehr resultieren sie aus gemeinsamen Interessen (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze) oder aus einer gelungenen externen Koordination (Wohn!Aktiv). Da sie immer einen thematischen Bezug haben, übernehmen sie für die Selbstvergewisserung der Gemeinschaft eine wichtige Funktion und können eine integrative Wirkung auf die BewohnerInnenschaft entfalten. Im Vergleich zwischen dem studentischen Wohnen und dem Seniorenwohnen zeigt sich, dass geplante Gemeinschaftsaktivitäten bei Letzteren eine wichtige Funktion übernehmen. Im Gegensatz zu Studierenden haben die Senioren deutlich häufiger einen geregelten Tages- und Wochenablauf und bevorzugen regelmäßige Termine zu festen Zeiten gegenüber spontanen Zusammenkünften. Die Verfügbarkeit geeigneter Gemeinschaftsräume ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig.

### **Ritualisierte Begegnungen**

Einen dritten Typ von Interaktionen bilden die ritualisierten Begegnungen. Hierbei handelt es sich um gemeinschaftliche Aktivitäten, die so in den Alltag der BewohnerInnen integriert sind, dass sie regelmäßig stattfinden, ohne dass es gezielter Verabredungen bedarf, bspw. gemeinsame Mahlzeiten. Diese Interaktionen sind in den untersuchten Wohneinheiten eher selten und sind nur da beobachtbar, wo der Grad der Vergemeinschaftung sehr hoch ist, und die BewohnerInnen durch enge soziale Beziehungen verbunden sind (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hegebutze/3. OG).

Angesichts der Bedeutung zufälliger Begegnungen, stellt sich die Frage, wie sie gefördert bzw. auf ein angemessenes Maß gebracht werden können. Die Fallanalysen haben gezeigt, dass dafür insbesondere bauliche Einflussgrößen eine Rolle spielen.

Die größte Bedeutung hat dabei die Anzahl der Personen pro Wohneinheit. Je mehr Personen sich eine Wohneinheit und insbesondere eine Küche teilen, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit für zufällige Begegnungen. Die Nutzung geteilter Funktionsräume ist für die BewohnerInnen meistens alternativlos, wodurch zufällige Begegnungen initiiert werden. Gleichwohl kann es ab einer bestimmten Größe der Wohngemeinschaft auch zu einem gegenläufigen Prozess kommen, wenn die Personenzahl die Sozialregulation und Privatsphäre in den gemeinschaftlich genutzten Räumen so stark einschränkt, dass es zu einem Rückzug in den Privatraum kommt (Dauerwaldweg, CUBITY). Ein hoher Grad an Vergemeinschaftung zeichnet sich auch dadurch aus, dass Interaktionen im Zwischenraum stattfinden. Beispielsweise besuchen sich die BewohnerInnen auf den Zimmern oder lassen ihre Tür zum Privatraum offen, wodurch spontane Konversationen zustande kommen können. Gegenseitige Besuche auf den Zimmern kommen häufig dort vor, wo die Gemeinschaften stark ausgeprägt sind und eine gemeinschaftliche Intimität und Offenheit gelebt wird (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/3. OG), oder auch dort, wo das soziale Leben der BewohnerInnen durch enge Zweierbeziehungen geprägt ist (CUBITY, Eichkamp, Salvador Allende). Offene Türen haben zwar das Potential, Interaktionen zu initiieren, reduzieren aber auch die Privatsphäre. Wenn die Privaträume an längeren Fluren angeordnet sind und keine Teilöffentlichkeiten herstellbar sind (Wohn!Aktiv, Dauerwaldweg, Hagebutze), bleiben die Türen zum Privatraum eher geschlossen.

### LERNEN UND ARBEITEN

Im Alltag der Studierenden nimmt das universitäre Lernen und Arbeiten einen Großteil des Tages in Anspruch. Auch die Befragten in den Fallanalysen widmen diesen Tätigkeiten viel Zeit. Wenngleich externe Arbeitsorte, insbesondere die Bibliotheken von vielen Studierenden gerne und häufig genutzt werden, kommt dem Zuhause mindestens zeitweilig als Arbeitsort eine wichtige Funktion zu. Für ein erfolgreiches Studium ist es wichtig, dass die Studierenden auch in ihrem Wohnheim konzentriert und gut arbeiten können.

Die Fallanalysen zeigen, dass es vor allem die individuellen Präferenzen der BewohnerInnen sind und weniger die räumlichen Gegebenheiten, die ausschlaggebend dafür sind, welcher Ort als Arbeitsort bevorzugt wird. Liegen die Präferenzen eher auf einem heimischen Arbeitsort, dann wird auch unter widrigen Bedingungen zuhause gearbeitet. Gemeinschaftsräume, insbesondere die Küchen, bieten diesbezüglich nicht genügend Ruhe und werden nur selten und nur bei kleineren Wohngemeinschaften gelegentlich z. B. für das Co-Working genutzt (Hausgemeinschaft Heidelberg). Eine Ausnahme bildet hierbei die Dachgeschoss-Wohneinheit der Hagebutze, die über einen gemeinschaftlichen Arbeitsraum verfügt, den einige der BewohnerInnen regelmäßig nutzen. Aufgrund der geringen Größe war hier jedoch zu beobachten, dass nicht alle BewohnerInnen gleichermaßen von dem Raum Gebrauch machen, und gewisse Privilegien innerhalb der BewohnerInnenschaft zu bestehen scheinen.

In der Regel findet die Heimarbeit also im Privatraum statt. Dabei hat die Funktionalität der Räumlichkeiten als Arbeitsort einen Einfluss darauf, wie erfolgreich sich das Arbeiten dort gestaltet. Neben der Größe und allgemeinen Aufenthaltsqualität ist es insbesondere der Schallschutz, der entscheidend zur Qualität der Arbeitsatmosphäre beiträgt. Auf diesen beiden Dimensionen schneidet häufig insbesondere die Wohnform Einzelapartment gut ab, weshalb dort der Privatraum als Arbeitsort besonders beliebt ist (Salvador Allende, Wohn!Aktiv). Aber auch wenn diese Voraussetzungen nicht gegeben sind, kann der Privatraum eine angemessene Arbeitsatmosphäre bieten, sofern die Aufenthaltsqualität hoch ist und die BewohnerInnen gegenseitig aufeinander Rücksicht nehmen (Hausgemeinschaft Heidelberg). Und selbst wenn Hellhörigkeit ein Problem darstellt, kann durch eine attraktive Gestaltung des Arbeitsplatzes—indem z. B. für einen schönen Ausblick gesorgt wird—die Produktivität der Arbeitsatmosphäre gesteigert werden (CUBITY). Schwierig ist es hingegen dann, wenn eine unzureichende Größe des Privatraums zusammenkommt mit einem Schallschutzproblem und fehlender Aufenthaltsqualität (Dauerwaldweg).

In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, dass bei einer Vielzahl der Studierenden der Wunsch nach einer Trennung der Funktionen Wohnen und Arbeiten existiert. Die räumliche Nähe von Arbeits- und Schlafplatz wird vielfach als Belastung empfunden und ist der Grund dafür, dass selbst bei guter Eignung des Privatraums, ein externer Arbeitsort bevorzugt wird.

Entsprechend dieser variierenden Präferenzen und Bewertungen des Privat-raums ist der Wunsch nach einem Arbeitsraum im Kontext des Wohnheims bei den BewohnerInnen unterschiedlich stark ausgeprägt. Gleichwohl ist dieser Wunsch mit Ausnahme der Hagebutze/Dachgeschoss (Arbeitsraum bereits vorhanden) und Wohn!Aktiv (keine Studierenden) in jedem der untersuchten Gebäude ausgeprägt vorhanden. Die Fallanalysen lassen demnach die Vermutung zu, dass ein geteilter Arbeitsraum für den studentischen Kontext eine sinnvolle Einrichtung wäre. Ähnlich wie in den Gemeinschaftsküchen käme es auch in den Arbeitsräumen zu ungezwungenen zufälligen Begegnungen zwischen den BewohnerInnen. Ein gemeinschaftlicher Arbeitsraum würde zudem auch mehr Gelegenheiten für das Co-Working bieten, das bisher in den Wohnheimen kaum vorkommt.

Typen	Objekte	Einschätzung durch NutzerInnen
kein Arbeitsraum, schlechte Arbeitsatmosphäre im Privatraum, ohne Bibliotheksnähe		
kein Arbeitsraum, schlechte Arbeitsatmosphäre im Privatraum, mit Bibliotheksnähe	Eichkamp Dauerwaldweg	wenig Heimarbeit Wunsch nach Arbeitsraum
kein Arbeitsraum, gute Arbeitsatmosphäre im Privatraum, ohne Bibliotheksnähe	CUBITY Hagebutze (3.OG) (Wohn!Aktiv)	viel Heimarbeit Wunsch nach Arbeitsraum
ohne Arbeitsraum, gute Arbeitsatmosphäre im Privatraum, mit Bibliotheksnähe	Salvador Allende Hausgemeinschaft Heidelberg	teilweise Heimarbeit Wunsch nach Arbeitsraum
mit Arbeitsraum, mäßige Arbeitsatmosphäre im Privatraum, ohne Bibliotheksnähe	Hagebutze (DG)	viel Heimarbeit kein Wunsch nach Arbeitsraum

Tabelle 9:  
Vergleich der Lern- und Arbeitsbedingungen

### GÄSTEEMPfang

Das Empfangen von Gästen oder Besuch hat für die meisten der BewohnerInnen in den untersuchten Gebäuden keine große Bedeutung. Als Gründe dafür nennen insbesondere die BewohnerInnen klassischer Wohnheime unter anderem die mangelnde Eignung des Wohnraums für den Gästeempfang. Der Privatraum sei häufig zu klein, um sich dort angenehm mit Gästen aufzuhalten (Dauerwaldweg, CUBITY, Hagebutze/Dachgeschoss). Den Gemeinschaftsflächen der Wohnheime fehle es hingegen an Intimität und Privatheit, um für den ungezwungenen Empfang von Gästen in Frage zu kommen. Darüber hinaus sind die meisten untersuchten Gebäude dezentral gelegen (Eichkamp, Dauerwaldweg, Salvador Allende, Hagebutze, CUBITY, Wohn!Aktiv), so dass Besuche von außen selten sind.

Ausnahme bilden die sozial stark integrierten Wohngemeinschaften Hausgemeinschaft Heidelberg und Hagebutze im 3. OG. Hier sind häufig Gäste zu Besuch. Das liegt im Fall der Hausgemeinschaft Heidelberg insbesondere auch an der zentralen Lage. Wichtiger sind in beiden Fällen aber die Homogenität der BewohnerInnenenschaft, die sich überschneidenden Freundeskreise und die gute Eignung der Räumlichkeiten (Privat- und Gemeinschaftsraum). Die Personalisierung und Aneignung der Gemeinschaftsküche schaffen in diesen Fällen eine für den Gästeempfang geeignete Atmosphäre (auch in der Hagebutze/ Dachgeschoss). In diesen Fällen ist auch der Grad der Durchmischung mit den übrigen BewohnerInnen groß.

Damit die BewohnerInnen gerne Gäste empfangen, bedarf es sowohl eines für den Gästeempfang geeigneten Privatraums, als auch eines diesbezüglich geeigneten Gemeinschaftsraums, vorzugsweise einer Gemeinschaftsküche. Ein ausreichend großer Privatraum ist erforderlich, um sich für persönliche Gespräche mit den Gästen vom Gemeinschaftsleben zurückziehen zu können und Intimität zu bieten. Allerdings führt erst die Kombination mit einem wohnlichen und geeigneten Gemeinschaftsraum und der damit verbundenen Möglichkeit eines Ortswechsels zu dem Gefühl, gut Gäste empfangen zu können. Während bei kleineren Wohngemeinschaften eine relativ kleine Gemeinschaftsküche ausreicht (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/3. OG), wird es ab einer gewissen Größe der Wohngemeinschaft notwendig, dass der Gemeinschaftsraum bzw. die Gemeinschaftsküche über mehrere Zonen und räumliche Rückzugsmöglichkeiten verfügt, um die ungestörte parallele Nutzung durch MitbewohnerInnen und Gäste zu ermöglichen (Hagebutze/Dachgeschoss). Andernfalls bleibt die Möglichkeit zum Gästeempfang ungenutzt (CUBITY).

Unabhängig von der Häufigkeit des Gästeempfangs besteht bei vielen der BewohnerInnen das Bedürfnis, dem Besuch auch die Möglichkeit zur Übernachtung zu bieten. Gerade Studierende, die neu an ihren Studienort gezogen sind (wie das bei Wohnheimstudierenden häufig der Fall ist), bekommen relativ oft Besuch aus ihrer alten Heimat und wünschen sich die Möglichkeit, diesen über Nacht unterzubringen. Die häufig geringe Größe der Privaträume und das Fehlen eines Zusatzbetts macht externe Besucherzimmer besonders attraktiv (Wohn!Aktiv, Salvador Allende).

## MEDIENKONSUM

In den Fallanalysen hat sich gezeigt, dass der gemeinsame Medienkonsum beziehungsweise das Filme-, Serien- oder Dokumentationenschauen nicht nur ein Indikator von Gemeinschaftlichkeit ist, sondern dass dadurch auch die Entwicklung der Gemeinschaft positiv unterstützt wird. Die gemeinschaftsstiftende Funktion resultiert, weil die BewohnerInnen über einen längeren Zeitraum einer gemeinsamen Aktivität nachgehen und sich dabei gemeinsamer Interessen vergewissern können. Zu dieser Selbstvergewisserung als Gemeinschaft kommt es bereits bei einfachen Formaten, jedoch ist sie besonders groß, wenn beispielsweise über den Konsum von Dokumentationen ein gemeinsames politische, gesellschaftliches oder moralisches Verständnis transportiert wird (Hausgemeinschaft Heidelberg). Wo solche Aktivitäten regelmäßig stattfinden, haben sie eine wichtige Bedeutung für die Gemeinschaft (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/3. OG). Damit es zum gemeinsamen Medienkonsum kommt, müssen die BewohnerInnen nicht nur in ihren Interessen übereinstimmen, auch die Tagesabläufe der Mitglieder müssen sich ähneln, und es müssen natürlich die geeigneten Räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Letzteres ist entweder durch ausreichend große Privaträume gegeben oder bei kleineren Wohngemeinschaften auch durch eine wohnliche Gemeinschaftsküche. Sind entsprechende Räume nicht vorhanden bzw. ist die Nutzung der Küche für den Medienkonsum nicht möglich, ohne andere BewohnerInnen zu stören (CUBITY, Dauerwaldweg), bleibt diese Gemeinschaftsaktivität aus.

Von diesen wenig formalisierten gemeinschaftlichen Aktivitäten sind die organisierten Filmeabend zu unterscheiden, wie sie im Wohn!Aktiv stattfinden. Selbstorganisiert und durch die Gemeinschaftskoordinatorin unterstützt, treffen sich die BewohnerInnen regelmäßig zum Filmeschauen. Diese Veranstaltung bietet für die BewohnerInnen des Wohntyps Einzelapartment die Gelegenheit, sich unter Menschen zu begeben und ggf. neue Kontakte zu knüpfen, ohne dabei in größere soziale Vorleistung treten zu müssen. Medienkonsum stellt in diesem Zusammenhang einen kleinsten gemeinsamen Nenner dar, unter dem sich die meisten BewohnerInnen zusammenfinden können.

### VERPFLEGUNG UND KÜCHE

Von allen Aktivitäten hat die Verpflegung, also die Zubereitung von Speisen und das Essen, die größte Bedeutung für das Gemeinschaftsleben. Dort wo der Funktionsraum Küche von mehreren BewohnerInnen geteilt wird, bildet er das soziale Zentrum der Gemeinschaft. Er ist der Ausgangspunkt für die meisten Interaktionen. Die Gemeinschaftsküche kann Begegnungen und Kontakte initiieren, neue BewohnerInnen in die Gemeinschaft integrieren und als räumlicher Bezugspunkt dienen. Die soziale Komponente des Essens ist in unserer Gesellschaft tief verankert und auch die meisten Studierenden kennen das gemeinsame Essen aus ihrem Elternhaus als einen sozialen Akt und haben ein entsprechendes Bedürfnis nach Gesellschaft beim Essen.

Dabei unterscheiden sich die untersuchten Fälle nicht nur nach der Häufigkeit, mit der Mahlzeiten gemeinsam zu sich genommen werden, sondern auch nach der Bedeutung, die die Gemeinschaft dieser Aktivität zumisst. In größeren Wohngemeinschaften mit geringem oder mäßigem Vergemeinschaftungsgrad (CUBITY, Dauerwaldweg) kommt es zwar relativ oft dazu, dass sich BewohnerInnen zufällig in der Küche treffen und gemeinsam Essen, insbesondere am Abend, jedoch wird dieser Tatsache wenig Bedeutung zugemessen. Es passiert vielmehr nebenbei, was jedoch nicht die integrierende Wirkung schmälert. In kleineren Wohngemeinschaften und insbesondere, wenn der Grad der Vergemeinschaftung hoch ist, wird auch das gemeinsame Essen häufig mit Bedeutung aufgeladen, und es kommt öfter zu bestimmten Ritualen in Bezug auf die Verpflegung (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze). Die Studierenden in Einzelapartments (Salvador Allende) empfinden es auf der anderen Seite vielfach als bedrückend, im Gegensatz zum Elternhaus nun sämtliche Mahlzeiten alleine zu sich nehmen zu müssen. Von den Senioren (Wohn!Aktiv) wird das nicht als einschränkend empfunden.

Aufgrund der Notwendigkeit der Nutzung bietet die geteilte Küche viele Möglichkeiten für zufällige Interaktionen zwischen den BewohnerInnen. Insbesondere am Abend treffen sich hier auch bei divergierenden Tagesabläufen die BewohnerInnen beim Kochen und Essen. In größeren Wohngemeinschaften kann dieser Zwang zur Interaktion, der mit der geteilten Küche einhergeht, aber auch zur sozialen Überforderung führen und den Wunsch nach Rückzug verstärken. In diesen Fällen essen die BewohnerInnen besonders häufig in ihrem Privatraum (Dauerwaldweg, teilweise Eichkamp). Grundsätzlich ist jedoch auch hier der Wunsch nach räumlicher Trennung der Wohnfunktionen Schlafen und Essen bei den BewohnerInnen relativ stark ausgeprägt. Viele würden es bevorzugen, den Privatraum nicht zum Essen zu nutzen und stattdessen in der Gemeinschaftsküche mehr Rückzugsmöglichkeiten zur Verfügung zu haben. Die fehlende funktionale Trennung wird auch bei den Einzelapartments kritisch angemerkt (Salvador Allende, Wohn!Aktiv).

Mehr noch als am gemeinsamen Essen, das auch bei einem geringen Grad der Vergemeinschaftung auf Grund der Gemeinschaftsküche häufig vorkommt, lässt sich an der Konstellation, in der die BewohnerInnen ihr Essen zubereiten, der Grad der Vergemeinschaftung erkennen. Nur in den Einzelapartments kann das Kochen als individualisiert bezeichnet werden, da hier die BewohnerInnen alleine und ausschließlich für sich persönlich die Mahlzeiten zubereiten. In anderen Wohnformen findet das Kochen überwiegend gemeinschaftlich statt, wobei paralleles Kochen von gemeinsamem und dem Kochen für MitbewohnerInnen unterschieden werden muss. In Flurgemeinschaften kochen die BewohnerInnen überwiegend parallel, nutzen also die Küche gleichzeitig, um ihre individuellen Mahlzeiten zuzubereiten und anschließend gegebenenfalls gemeinsam zu essen (CUBITY, Dauerwaldweg, Hagbutze/3. OG). In kleineren Wohngemeinschaften und bei einem höheren Grad an Vergemeinschaftung kochen die BewohnerInnen dann häufiger auch zusammen, insbesondere ihr Abendessen (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/Dachgeschoss). Was hier teilweise ebenfalls häufig vorkommt, ist das Kochen für MitbewohnerInnen, also die Zubereitung größerer Mengen an Speisen, die dann auch von anderen BewohnerInnen gegessen werden (Hausgemeinschaft Heidelberg). Dieses teilweise ritualisierte Verhalten hat nicht nur einen sozial, sondern meist auch ideologischen Hintergrund und resultiert aus einem bestimmten Gemeinschaftsanspruch und -verständnis.

Die Gebäude mit Einzelapartments verfügen über zentrale Gemeinschaftsküchen, die sämtlichen BewohnerInnen offenstehen, von diesen jedoch kaum genutzt werden. Sie können daher keine soziale Wirkung entfalten. Externe Küchen werden von den BewohnerInnen als unpraktisch angesehen und verfügen meistens nicht über die Aufenthaltsqualität und persönliche Atmosphäre, die für eine regelmäßige Nutzung notwendig wären. Ist der Zugang reglementiert, dann reduziert das die Nutzungswahrscheinlichkeit (Wohn!Aktiv) noch zusätzlich; ist er nicht reglementiert, dann führen Anonymität und fehlende Verantwortlichkeiten leicht zu Problemen mit der Sauberkeit und sogar Vandalismus (Salvador Allende).

Konflikte bzgl. der Sauberkeit in der Küche sind häufig, in größeren Wohngemeinschaften jedoch nicht häufiger als in kleinen. Das liegt vor allem auch daran, dass in den großen Gemeinschaften die gemeinschaftliche Nutzung stärker durch Regeln bestimmt ist und die Reinigung häufig auch von externer Stelle erfolgt (Dauerwaldweg, Eichkamp).

Inwieweit die Küche auch für andere Aktivitäten als zur Verpflegung genutzt wird, ist von verschiedenen Faktoren abhängig. Die Größe spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. Auch in kleinen Küchen kann eine hohe Aufenthaltsqualität die vielfältige Nutzung initiieren (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/3. OG). Neben der Größe, die im Verhältnis stehen muss zur BewohnerInnenzahl, ist es insbesondere der Grad der persönlichen Aneignung, der die Aufenthaltsqualität beeinflusst. In großen Gemeinschaften bzw. Küchen müssen verschiedene Zonen vorhanden sein, um die parallele Nutzung auch bei unterschiedlichen Aktivitäten zu ermöglichen (Hagebutze/Dachgeschoss). Fehlt eine solche Zonierung bzw. sind keine Rückzugsmöglichkeiten vorhanden, dann bleibt die Nutzung der Küchen trotz deren Großzügigkeit auf die Verpflegung beschränkt (CUBITY, Dauerwaldweg).

Tabelle 10:  
Vergleich der  
Verpflegungsbedingungen  
und Küchen

Typen	Objekte	Einschätzung durch NutzerInnen
individualisierte Küche ohne extra Gemeinschafts- küche		
individualisierte Küche mit extra Gemeinschafts- küche	Salvador Allende Wohn!Aktiv	geringe Aufenthaltsqualität Nutzung ausschließlich zum Kochen keine Bedeutung für Gemeinschaft große Bereitschaft zur Teilung individualisiertes Kochen
geteilte Küche mit kleiner Bezugsgruppe (max. 5 Pers. pro Küche)	Hausgemeinschaft Heidelberg Hagebutze (3. OG) Eichkamp 15	große Aufenthaltsqualität vielfältige Nutzung im Alltag große Bedeutung für Gemeinschaft große Bereitschaft zur Teilung gemeinsames Kochen
geteilte Küche mit kleiner Bezugsgruppe (max. 5 Pers. pro Küche)	CUBITY Dauerwaldweg Eichkamp 3 & 9 Eichkamp 7 Hagebutze (DG)	große Aufenthaltsqualität Nutzung im Alltag abhängig von Ge- meinschaft (teilweise vielfältig) große Bedeutung für Gemeinschaft große Bereitschaft zur Teilung paralleles Kochen

**BADEZIMMER**

Das Badezimmer stellt einen Funktionsraum dar, der für intime Aktivitäten genutzt wird, weshalb man davon ausgehen könnte, dass dessen Teilung bei den BewohnerInnen zu Unbehagen führt. Das war bei den untersuchten Fällen jedoch nicht zu beobachten. Zwar lobten die BewohnerInnen mit individualisiertem Badezimmer dieses—auch bei geringer Größe—als wichtiges Qualitätsmerkmal (CUBITY, Wohn!Aktiv, Salvador Allende), jedoch äußerten sich auch die BewohnerInnen mit geteiltem Badezimmer nicht kritisch diesbezüglich. Unabhängig davon, welche Größe die Wohngemeinschaft hat, kommt es in keiner der untersuchten Wohneinheiten zu relevanten Belegungskonflikten im Badezimmer.

Während die BewohnerInnen mit individualisiertem Badezimmer dieses als unverzichtbar bezeichneten, sind die BewohnerInnen der anderen Wohneinheiten durchaus bereit, diesen Raum zu teilen. Es ist zu vermuten, dass hier bereits vor dem Einzug eine Selektion stattgefunden hat und Personen, die keinesfalls bereits sind, ein Badezimmer zu teilen, sich bewusst gegen das entsprechende Wohnheim entschieden haben.

Typen	Objekte	Einschätzung durch NutzerInnen
individualisiertes Badezimmer	CUBITY Salvador Allende Wohn!Aktiv	ausreichender Nutzungskomfort keine Belegungskonflikte keine Bereitschaft zur Teilung
geteiltes Badezimmer mit kleiner Bezugsgruppe (max. 5 Pers. pro Badezimmer)	Hausgemeinschaft Heidelberg Hagebutze (DG, 3. OG) Eichkamp 15	ausreichender Nutzungskomfort keine Belegungskonflikte große Bereitschaft zur Teilung
geteiltes Badezimmer mit großer Bezugsgruppe (mehr als 5 Pers. pro Badezimmer)	Dauerwaldweg Eichkamp 3 & 9 Eichkamp 15	ausreichender Nutzungskomfort keine Belegungskonflikte große Bereitschaft zur Teilung

Tabelle 11:  
Vergleich der  
Badezimmersituationen

### AUSSENBEREICH

Die Untersuchung der Wohneinheiten hat gezeigt, dass der Außenbereich zum einen das Potential besitzt, zufällige Begegnungen zu ermöglichen—auch zwischen BewohnerInnen unterschiedlicher Wohneinheiten. Er kann aber auch als Ort für das bewusste Beisammensein von MitbewohnerInnen oder für geplante Verabredungen dienen. In der warmen Jahreszeit bietet er eine Ausweichfläche zu den Gemeinschaftsräumen, die häufig durch ihre Weitläufigkeit und Zonierung auch die parallele Nutzung verschiedener Personen und Gruppen zulässt.

Die Nutzung des Außenbereichs ist nicht an bestimmte Aktivitäten gebunden, sondern erfolgt meistens aus dem Bedürfnis, an der frischen Luft zu sein. Auch bei sehr unterschiedlichen Interessen innerhalb der BewohnerInnenschaft bietet der Außenbereich damit einen gemeinsamen Nenner. Vor allem bei Einzelapartments, wo sich die BewohnerInnen eher selten und meist nur kurz begegnen, kann der Außenbereich bei gelungener Gestaltung eine gemeinschaftsstiftende Wirkung entfalten (Salvador Allende). Aber auch wenn die BewohnerInnenschaft über mehreremeinschaftsstiftende Wirkung entfalten (Salvador Allende). Aber auch wenn die BewohnerInnenschaft über mehrere Wohneinheiten verteilt ist, kann der Außenbereich ein Ort der Begegnung für den Kontakt zwischen den verschiedenen Häusern sein (Dauerwaldweg, Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze).

Unterschieden werden können zwei Typen von Außenbereichen. Zum einen jene, die entlang der Verkehrswege gelegen sind und häufig die verschiedenen Gebäude des Wohnheims miteinander verbinden. Sie sind meistens gut einsehbar und es ergeben sich dort oft zufällige Begegnungen zwischen verweilenden und passierenden Personen (Dauerwaldweg, Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze). Bei großen Wohnheimen, einer Weitläufigkeit der Außenflächen und damit verbundenen fehlenden Intimität, kann der Außenbereich jedoch auch eher unpersönlich wirken und von den BewohnerInnen weniger genutzt werden (Eichkamp).

Der zweite Typ Außenbereich ist in der Regel nicht an den Verkehrswegen gelegen, kleiner dimensioniert, stärker räumlich abgegrenzt und damit noch stärker als Aufenthaltsort für das Gemeinschaftsleben konzipiert, z. B. in Form einer Terrasse oder eines Balkons. Er kann den BewohnerInnen und BewohnerInnengruppen als Ausgleichsfläche dienen, wenn beispielsweise in der Gemeinschaftsküche eine parallele Nutzung aus räumlichen oder akustischen Gründen schwer möglich ist. Ist dieser Bereich zwar geschützt, jedoch gut einsehbar, wird er öfter genutzt und kann seine gemeinschaftsstiftende Wirkung besser entfalten (CUBITY), als wenn das nicht der Fall ist (Wohn!Aktiv).

<b>Typen</b>	<b>Objekte</b>	<b>Einschätzung durch NutzerInnen</b>
weitläufiger, großzügiger und ungeschützter Außenbereich	Eichkamp Salvador Allende	eher geringe Aufenthaltsqualität kaum zufällige Begegnungen geringe Nutzung im Alltag kaum Bedeutung für Gemeinschaft
relativ großzügiger aber geschützter Außenbereich entlang der Verkehrswege (gerahmt durch Gebäude)	Dauerwaldweg Hausgemeinschaft Heidelberg Hagebutze	große Aufenthaltsqualität viele zufällige Begegnungen (intern und extern) mäßige Nutzung im Alltag große Bedeutung für Gemeinschaft
kleiner privater Außenbereich mit direktem Bezug zum inneren Wohnbereich (gut einsehbar)	CUBITY	große Aufenthaltsqualität viele zufällige Begegnungen (nur intern) intensive Nutzung im Alltag große Bedeutung für Gemeinschaft
kleiner privater Außenbereich ohne direkten Bezug zum inneren Wohnbereich (schwer einsehbar)	Wohn!Aktiv	große Aufenthaltsqualität kaum zufällige Begegnungen geringe Nutzung im Alltag wenig Bedeutung für Gemeinschaft

Tabelle 12:  
Vergleich der  
Außenbereiche

### PRIVATRAUM

Der Umfang, in dem der Privatraum in den Gemeinschaftsalltag einbezogen wird und von den MitbewohnerInnen mitgenutzt wird, variiert stark zwischen den untersuchten Wohneinheiten. In der Regel wird der Privatraum jedoch kaum im Rahmen der Gemeinschaftsaktivitäten genutzt. Das hat nur in manchen Fällen mit einer mangelnden Eignung für den Gästeempfang z. B. aufgrund geringer Größe zu tun. Vielfach ist es der Oberflächlichkeit in den Beziehungen zwischen den BewohnerInnen geschuldet, der geringen sozialen Inklusion der Gemeinschaft und der räumlichen Anordnung der Privaträume (Dauerwaldweg, Salvador Allende). Ebenso besteht insbesondere in großen Wohngemeinschaften häufig der Wunsch, sich den Privatraum als exklusiven Rückzugsort zu erhalten, um sich vom Gemeinschaftsleben zurückzuziehen (CUBITY, Hagebutze/Dachgeschoss). Ausnahmen bilden lediglich die stark integrativen Wohngemeinschaften, in denen die Privaträume auch von den MitbewohnerInnen in den Wohnalltag einbezogen werden (Hausgemeinschaft Heidelberg, teilweise Hagebutze/3. OG).

In Wohnkonzepten, die auf die Gemeinschaft ausgerichtet sind, übernimmt der Privatraum eine wichtige Funktion als Rückzugsort. Diesbezüglich ist es von Vorteil, dass die Privatsphäre fast überall als ausreichend empfunden wird. Allerdings ist die Hellhörigkeit ein häufiges Problem in beinahe allen Gebäuden. Sie stellt eine Einschränkung dar, die auch Auswirkungen auf die Gemeinschaftsentwicklung hat, da sie die Nutzung der Gemeinschaftsräume und die sozialen Aktivitäten einschränkt. Bezogen auf die Privatsphäre war es interessant zu beobachten, dass es BewohnerInnen gibt, die sich bewusst für die Flurgemeinschaft entschieden haben, da diese Wohnform ihrer Meinung nach eine gute Kombination aus Privatheit und Gemeinschaft darstellt. Diese Gemeinschaftsform garantiert die dauernde Verfügbarkeit von Sozialkontakt, ohne dabei dem indirekten Zwang zur Interaktion ausgesetzt zu sein, der in kleineren Wohngemeinschaften leicht entsteht.

Die Größe der Privaträume variiert stark sowohl zwischen den Wohneinheiten, entsprechend unterschiedlich fällt die Bewertung der Angemessenheit der Größe aus. Ob ein als klein empfundener Privatraum die Wohnqualität negativ beeinflusst, ist jedoch auch abhängig von dem verfügbaren Gemeinschaftsraum und dem Grad der Vergemeinschaftung. Beispielsweise kann auch ein relativ kleiner Privatraum als ausreichend empfunden werden, wenn ein großzügiger Gemeinschaftsraum inklusive Rückzugsmöglichkeiten als Ausgleichfläche zur Verfügung steht und die Gemeinschaft insgesamt durch persönliche Kontakte geprägt ist (Hagebutze/Dachgeschoss). Auch ein großzügiger Gemeinschaftsraum alleine kann bereits teilweise die geringe Größe eines Privatraums kompensieren—die Wirkung ist jedoch ohne entsprechende Zonierungen und eine dazu passende Gemeinschaft deutlich abgeschwächt (CUBITY). Für die Senioren stellt der verhältnismäßig kleine Wohnraum hingegen vielfach eine Entlastung dar, da der Pflegeaufwand geringer ist (Wohn!Aktiv).

**EXTERNE GEMEINSCHAFTSRÄUME**

Die meisten untersuchten Wohnheime verfügen über externe, also außerhalb der Wohneinheit gelegene, Gemeinschaftsräume. Diese werden jedoch sehr unterschiedlich stark von den BewohnerInnen genutzt. Besonders ausgeprägt ist die Nutzung dort, wo diese Gemeinschaftsräume den einzigen Ort für gemeinschaftliches Beisammensein darstellen, gut gepflegt sind und organisiert bespielt werden (Wohn!Aktiv). In anderen Fällen werden sie kaum in den Wohnalltag integriert (Salvador Allende) oder nur für sehr ausgewählte Aktivitäten genutzt (Eichkamp, Dauerwaldweg, Hagebutze).

Gründe für eine geringe Nutzung externer Räume sind nicht so sehr die fehlende Bereitschaft der BewohnerInnen als vielmehr die unzureichende Pflege und mangelnde Aufenthaltsqualität der Räume (Salvador Allende) oder ihr erschwelter Zugang (Eichkamp, Dauerwaldweg). Mitunter erfüllen die Gemeinschaftsräume zwar alle Anforderungen, werden von den BewohnerInnen aber dennoch nur sporadisch genutzt, weil die intern vorhandenen Gemeinschaftsflächen bereits ausreichen (Hagebutze). Außerdem stellt es eine gewisse Hürde dar, für die Nutzung der Gemeinschaftsräume extra das Gebäude wechseln zu müssen. Es werden die Räume dann lediglich aufgesucht, wenn ganz gezielt bestimmte Aktivitäten ausgeführt werden sollen, z. B. Sport oder Musizieren. Entsprechend spielen externe Gemeinschaftsräume für zufällige Begegnungen keine große Rolle. Dafür sind sie meistens zu unpersönlich und werden zu selten aufgesucht.

<b>Typen</b>	<b>Objekte</b>	<b>Einschätzung durch NutzerInnen</b>
keine externen Gemeinschaftsräume	CUBITY	interne Gemeinschaftsräume ausreichend
externe Gemeinschaftsräume, ungepflegt und/oder schwer zugänglich, ohne interne Gemeinschaftsräume	Salvador Allende	geringe Nutzung (funktionsgebunden) keine Bedeutung für Gemeinschaft
externe Gemeinschaftsräume, ungepflegt und/oder schwer zugänglich, als Ergänzung zu großzügigen internen Gemeinschaftsräumen	Dauerwaldweg Eichkamp	geringe Nutzung (nur vereinzelt und funktionsgebunden) keine Bedeutung für Gemeinschaft
externe Gemeinschaftsräume, gepflegt und gut zugänglich, bei fehlenden oder kleinen internen Gemeinschaftsräumen	Wohn!Aktiv Hausgemeinschaft Heidelberg	häufige Nutzung (funktionsgebunden) große Bedeutung für Gemeinschaft
externe Gemeinschaftsräume, gepflegt und gut zugänglich, als Ergänzung zu großzügigen internen Gemeinschaftsräumen	Hagebutze	mäßige Nutzung (auch funktionsfrei) wenig Bedeutung für Gemeinschaft

Tabelle 13:  
Vergleich der externen Gemeinschaftsräume

### VERGEMEINSCHAFTUNG

Erwartungsgemäß variiert der Grad der Vergemeinschaftung stark zwischen den untersuchten Gebäuden und Wohneinheiten. Die Vergemeinschaftung kann gering (Salvador Allende) oder ganz extrem und umfassend ausgeprägt sein (Hausgemeinschaft Heidelberg). Die untersuchten Fälle lassen sich dreifach unterscheiden.

*Genuine Wohngemeinschaften* mit starker Gruppenidentifikation: Der Grad der Inklusion reicht hier von sehr hoch (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze/3.OG) über relativ hoch (Hagebutze/Dachgeschoss, teilweise Eichkamp) bis mäßig (CUBITY). Kennzeichnend ist, dass man miteinander wohnt.

*Zufällige Gruppierungen*: Die BewohnerInnen interagieren miteinander, aber hauptsächlich auf einer oberflächlichen Ebene. Engere Zweierbeziehungen ergänzen das Sozialgefüge (Dauerwaldweg, teilweise Eichkamp). Kennzeichnend ist, dass man nebeneinander wohnt.

*Formale Gemeinschaften*: Die BewohnerInnen haben nur wenige Berührungspunkte und gemeinsame Interessen und interagieren außerhalb geplanter Verabredungen kaum. Kennzeichnend ist, dass man getrennt voneinander wohnt (Salvador Allende, Wohn!Aktiv).

Die BewohnerInnen der einzelnen Wohnheime unterscheiden sich auch entlang ihres Gemeinschaftsverständnisses, was wiederum Einfluss hat auf die Vergemeinschaftung hat. Wir konnten drei Grundmotive entdecken, die nicht exklusiv sind, sondern sich auch ergänzen können.

Häufig sind es die BewohnerInnen der Flurgemeinschaften (Dauerwaldweg, teilweise Eichkamp, CUBITY), bei denen das funktionale Motiv überwiegt. Für sie stellt das gemeinschaftliche Wohnen eine Möglichkeit dar, zu günstigen Preisen einen vergleichsweise großen Wohnkomfort zu erhalten. Die Einschränkungen, die mit der großen BewohnerInnenzahl einhergehen, haben unter dieser Voraussetzung weniger Relevanz.

Ergänzend, zweitens, zu diesem funktionalen Motiv haben die BewohnerInnen in den meisten Fällen aber auch ein Bedürfnis nach Geselligkeit. Nur die allerwenigsten BewohnerInnen wollen isoliert leben. Für viele ist das Wohnheim der erste Wohnort außerhalb des Elternhauses und viele vermissen den sozialen Bezug. Wer zunächst in ein Einzelapartment zieht, merkt schnell, dass er oder sie ein Bedürfnis nach Gemeinschaft hat. Geselligkeit ist daher eigentlich in allen untersuchten Wohnformen ein wichtiges Motiv für das Gemeinschaftswohnen, wenn auch nur selten aus idealistischer Überhöhung oder mit politischer Absicht (Hausgemeinschaft Heidelberg).

Gemeinsame Interessen als Motiv schließlich sind vor allem dort vorhanden, wo die BewohnerInnenschaft sich die neuen MitbewohnerInnen selber aussuchen und zusammenstellen kann (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze, teilweise Eichkamp). Es kann auch vorkommen, dass sich BewohnerInnen bereits vor dem Einzug kannten, was zu einer starken Inklusion führt, auch wenn es die Öffnung zu den anderen HausbewohnerInnen manchmal reduziert (Hagebutze/3. OG, teilweise Eichkamp). Wenn die BewohnerInnen extern durch einen Betreiber ausgewählt werden, sind die Gemeinsamkeiten geringer, weil die Konvergenz der Interessen fehlt (Salvador Allende). Hier kann der Einsatz eines Gemeinschaftskoordinators oder anderer Angebote Abhilfe schaffen (Wohn!Aktiv).

Obwohl der Grad der Vergemeinschaftung zwischen den untersuchten Fällen stark variiert, sind die meisten BewohnerInnen mit dem Ausmaß an Vergemeinschaftung zufrieden. Das lässt sich auf die unterschiedlichen Ansprüche zurückführen, mit denen die BewohnerInnen sich auf das gemeinschaftliche Wohnen einlassen. Mit Sicherheit haben die BewohnerInnen im Wohn!Aktiv eine ganz andere Vorstellung vom gemeinschaftlichen Wohnen als die BewohnerInnen der Hausgemeinschaft Heidelberg. So kommt es, dass die Befragten sich in beiden Gebäuden mit dem Grad der Vergemeinschaftung zufrieden zeigen, obwohl—oder gerade weil—sich beide Konstellationen so stark unterscheiden. Lediglich in den klassischen Wohnheimen mit eher geringer Vergemeinschaftung, trifft man auf BewohnerInnen, die unzufrieden sind und sich eine intensivere Vergemeinschaftung wünschen (Dauerwaldweg, Salvador Allende, Eichkamp). Hier gelingt es offenbar nicht, die Bedürfnisse der BewohnerInnenschaft zusammenzubringen und zwischen den Wünschen nach Gemeinschaft und Privatheit zu vermitteln.

### ORGANISATION

Um das Gemeinschaftsleben zu organisieren und die Wahrscheinlichkeit von Konflikten zu reduzieren, bedarf es Regeln für das Zusammenleben. Die Regeln können sowohl explizit, z. B. in Form einer Hausordnung, als auch implizit, also als unausgesprochene Übereinkünfte, existieren. In den meisten Fällen verfügen die Wohngemeinschaften über beide Regelungsformen, wenn auch in unterschiedlicher Zusammensetzung. In Wohnheimen, die von einem Betreiber geführt werden, gibt es meistens explizite und extern vorgegebene Hausregeln, die die wichtigsten Parameter des Zusammenlebens regeln (Dauerwaldweg, Salvador Allene, Eichkamp, Wohn!Aktiv). Wenn die BewohnerInnen untereinander aufgrund geteilter Funktionsräume viel Kontakt haben, verhandeln sie oft zusätzlich Vereinbarungen, die für das Gemeinschaftsleben relevant sind (Dauerwaldweg, Salvador Allene, Eichkamp, Wohn!Aktiv). Wenn die BewohnerInnen untereinander aufgrund geteilter Funktionsräume viel Kontakt haben, verhandeln sie oft zusätzlich Vereinbarungen, die für das Gemeinschaftsleben relevant sind. Abhängig von der jeweiligen Dynamik der Wohngemeinschaft sind diese Vereinbarungen unter Umständen Gegenstand von Auseinandersetzungen und Abänderungen. Allgemein kann man sagen, dass diese selbst gesetzten Regeln in den betreibergeführten Wohngemeinschaften eher schlecht funktionieren. Das kann, soweit es sich um Studierende handelt, mit der hohen Fluktuation in den Wohnheimen zu tun haben, zum Teil aber auch mit der Größe der Wohngemeinschaften und den damit verbundenen reduzierten sozialen Kontrollmöglichkeiten. Es fehlt dann der gemeinsame Wertekonsens, um das Zusammenleben durch implizite Regeln zu ordnen.

Das ist in den selbstorganisierten Wohngemeinschaften anders. Hier spielen die impliziten Regeln eine größere Rolle, wengleich auch hier nicht ganz auf explizite Regeln verzichtet wird (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze). Die impliziten Regeln basieren meistens auf einem gemeinsamen Werteverständnis und einer normativen Vorstellung vom gemeinschaftlichen Wohnen. Sowohl die impliziten wie auch die expliziten Regeln sind in selbstorganisierten Wohngemeinschaften über einen längeren Zeitraum verhandelt worden und teilweise bereits so mit der Geschichte der Wohngemeinschaft verwoben, dass sie sich selber erhalten (Hausgemeinschaft Heidelberg). Die so entstandenen Regeln sind meistens nicht nur umfangreicher als die extern zugewiesenen, da sie auch das zwischenmenschliche Miteinander regeln, sondern funktionieren meistens auch besser, da sie mit den Werten und Normen der BewohnerInnenschaft kongruieren.

## KONFLIKTE

Wenn Menschen zusammenwohnen und einen Alltag teilen, bleiben Meinungsverschiedenheiten nicht aus. In diesem Zusammenhang ist es erstaunlich, dass es in den meisten der untersuchten Fälle kaum zu ernsthaften Konflikten kommt. Obwohl die BewohnerInnen sich in Bezug auf so klassische Streitpunkte wie Sauberkeit und Lautstärke oft uneins sind, führen diese Unstimmigkeiten nur selten zum Streit. Die meisten BewohnerInnen gehen sich in diesen Fällen einfach aus dem Weg. Insbesondere bei größeren Wohngemeinschaften ist zudem der Verursacher von Unsauberkeit oder Ruhestörungen nicht immer zu identifizieren. In diesen Fällen ist es dann häufig so, dass die BewohnerInnen resignieren und sich mit der vorhandenen Situation abfinden. Eine Klärung der Problemlage findet meistens nicht statt (Dauerwaldweg, Salvador Allende, Wohn!Aktiv).

Das CUBITY ist das einzige untersuchte Gebäude, bei dem die Konflikte ein problematisches Ausmaß für die BewohnerInnen annehmen. Ursache hierfür ist zum einen die mangelnde Möglichkeit, sich vom Gemeinschaftsleben zurückzuziehen, zum anderen die offene Architektur, die dazu führt, dass die Verursacher der Missstände den anderen BewohnerInnen meistens bekannt sind. Es ist auch zu beachten, dass hier eine externe Reinigung tatsächlich deutlich seltener erfolgt, als das in den Flurgemeinschaften der anderen Wohnheime der Fall ist.

Auch in den selbstorganisierten und stark vergemeinschafteten Wohngemeinschaften kommt es zu Konflikten (Hausgemeinschaft Heidelberg, Hagebutze). Dort wo sich die BewohnerInnen häufig begegnen und einen gemeinsamen Alltag teilen, gibt es auch mehr potentielle Reibungspunkte. Im Gegensatz zu den extern betriebenen Wohnheimen, haben die BewohnerInnen hier aber häufiger Mechanismen entwickelt, um die Konflikte zu klären, z. B. durch Plenarversammlungen oder persönliche Aussprachen.





## 08 FAZIT:

# BESTIMMUNGSGRÜNDE FÜR DIE VERGEMEINSCHAFTUNG

Wir rückbeziehen uns auf das Funktions-Gemeinschaftsschema von Tabelle 1. In diesem Schema—und der dahinterstehenden soziologisch-anthropologischen Theorie—werden zwei elementare Einflussgrößen für das soziale Zusammenleben unterschieden: Funktionskomponenten und Gemeinschaftskomponenten (oder, wie es bei Douglas [1982, 1986] heißt, grid und group). Für das gemeinschaftliche Wohnen eignet sich diese Zweiteilung deswegen besonders gut, weil es eine Form des sozialen Zusammenlebens darstellt, für das offensichtlich äußere funktionale Beeinflussungen wichtig sind ebenso wie soziale. Und es geht um die Interaktion zwischen beiden. Wir suchen also in unserem durch Befragungen und Gebäudeanalysen erhobenen Material jeweils nach diesen beiden Klassen von Einflüssen.

Allerdings stellen wir empirisch fest, dass die entsprechenden Zuordnungen „konditional“ sind, d. h. sie gelten in der Regel nur unter bestimmten Bedingungen. Angesichts der sehr unterschiedlichen Formen der Vergemeinschaftung, die wir in den untersuchten Gemeinschaftsprojekten vorgefunden haben, lässt sich kein direkter, generalisierbarer Bezug zur Architektur beobachten, sondern lediglich ein indirekt vermittelter. Die räumlichen Strukturen und Funktionen wirken zwar je nachdem förderlich oder hemmend, aber nicht in einem deterministischen Sinne, sondern indem sie einen Möglichkeitsrahmen vorgeben, in dem sich das Gemeinschaftsleben in Abhängigkeit von anderen Einflussgrößen entwickeln kann. Eine Zwangsläufigkeit besteht nicht. Variablen, die neben der räumlichen Struktur die Form und den Umfang des Zusammenlebens der BewohnerInnen bestimmen, sind vor allem erstens die BewohnerInnenzusammensetzung und zweitens die Wohnkultur, d. h. Strukturbedingungen, die sich aus der Eigenart der Gemeinschaft ergeben (soziale Struktur). Als dritte Konditionierung für Vergemeinschaftung spielt das Betreiberkonzept eine wichtige Rolle (organisatorische Struktur).

Diese Erkenntnis ist als ein wesentliches Ergebnis des Projekts festzuhalten. Für das erfolgreiche gemeinschaftliche Wohnen bedarf es nicht nur geeigneter räumlicher Voraussetzungen, sondern auch einer dazu passenden sozialen und organisatorischen Struktur. Diese drei Ebenen stehen in Wechselbeziehung zueinander und bedingen sich gegenseitig. Defizite auf einer Ebene kann mit entsprechenden Maßnahmen auf einer der anderen Ebenen begegnet werden. Ebenso führen zum Beispiel Stärken im Bereich der Architektur zu mehr Flexibilität bei der sozialen und organisatorischen Struktur. Die Analyse der Fallbeispiele lieferte Hinweise darauf, dass ungünstig geplante Gemeinschaftsräume nachträglich durch eine entsprechende Organisation besser nutzbar gemacht werden können. Oder dass umgekehrt eine bestimmte soziale Struktur ein darauf abgestimmtes Raum- und Betreiberkonzept erforderlich macht.

Wir sehen also drei Typen von Einflussgrößen, die die Vielfalt von Vergemeinschaftungen bestimmen: die räumliche Struktur, die soziale Struktur und die organisatorische Struktur. Ihre interpenetrierenden Wirkungen, wie wir sie in unserem Datenmaterial finden, werden im Folgenden thesenartig umrissen.

### ARCHITEKTUR ALS RÄUMLICHE STRUKTUR

(1) Die architektonischen Bedingungen fördern oder verhindern (zufällige) Begegnungen und Interaktionen der BewohnerInnen, u. a. durch ein variierendes Maß an gemeinsam genutzten Verkehrswegen, die Lage der Privat- und Gemeinschaftsräume, die Einsehbarkeit der Gemeinschaftsbereiche, die Gestaltung des Außenbereichs, die Verteilung der Funktionsräume.

(2) Die Bereitstellung funktionaler Gemeinschaftsbereiche außerhalb der Privaträume schafft Orte der Begegnung, die als Voraussetzung für das Entstehen einer personenunabhängigen Wohnkultur angesehen werden können. Eine erfolgreiche Wahl geeigneter Funktionen muss die soziale und organisatorische Struktur berücksichtigen.

(3) Durch die Qualität des Schallschutzes nimmt die architektonische Struktur Einfluss auf die Konfliktwahrscheinlichkeit und die Nutzungsflexibilität und -intensität der Gemeinschaftsräume sowie die Konfliktwahrscheinlichkeit innerhalb der BewohnerInnenschaft. Sie beeinflusst darüber hinaus auch die Aufenthaltsqualität und -wahrscheinlichkeiten in den Privaträumen und dem Gebäude.

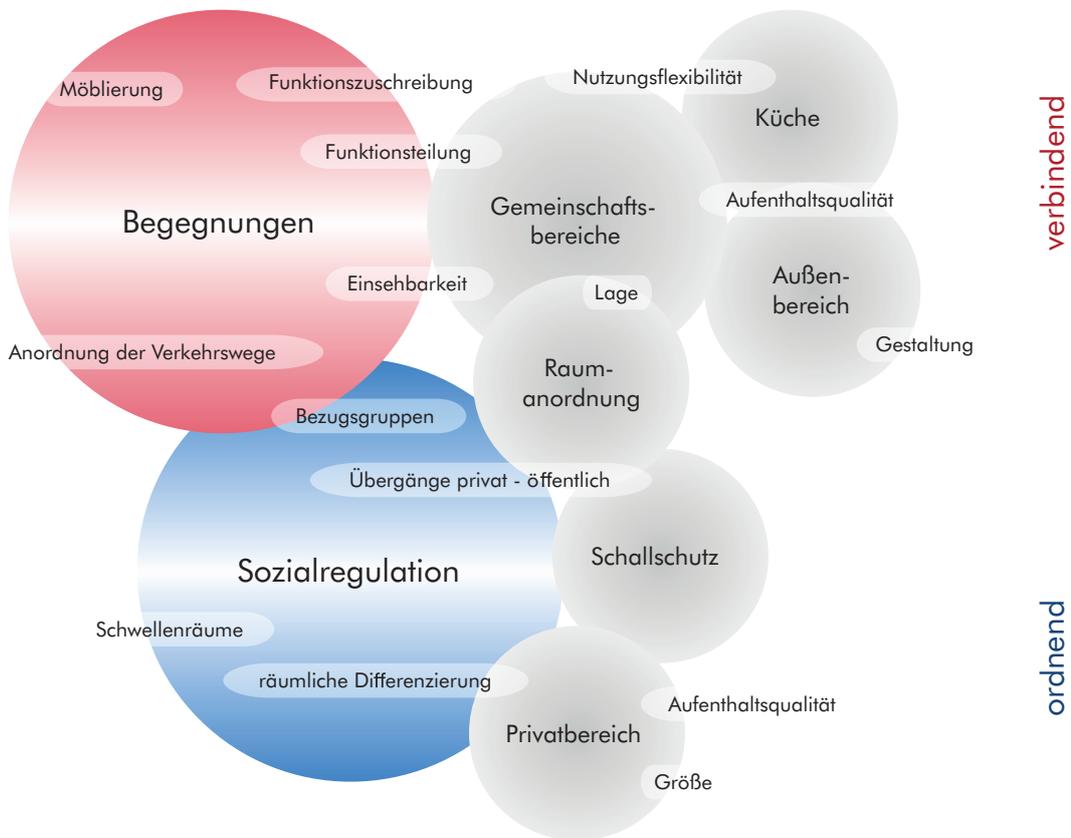
(4) Die durch die Architektur maßgeblich vorgegebenen Möglichkeiten der Sozialregulation beeinflussen die Bereitschaft der BewohnerInnen für das Gemeinschaftsleben und das Maß des erforderlichen Rückzugs. Hierbei spielt die unterschiedlich stark ausgeprägte räumliche Differenzierung der Gemeinschaftsbereiche eine wichtige Rolle.

(5) Die Architektur kann durch den Rückgriff auf geteilte Funktionsräume (Badezimmer, Küche) die Interaktionen und den sozialen Austausch zwischen den BewohnerInnen forcieren und ein Zentrum für den sozialen Austausch schaffen. Dabei entscheidet die räumliche Struktur—insbesondere Lage und Aufenthaltsqualität der Küche—über deren gemeinschaftsstiftende Potential.

(6) Durch das Verhältnis von privaten und öffentlichen Bereichen und deren Anordnung definiert die architektonische Struktur potentielle Schauplätze des Gemeinschaftslebens und schafft Schwellenräume kleinerer (Halb-)Öffentlichkeiten innerhalb der Gebäude. Dadurch entstehen Bezugsgruppen innerhalb der BewohnerInnenschaft, welche die Vergemeinschaftung räumlich und sozial strukturieren.

(7) Die Architektur nimmt durch Raumkonzept und -gestaltung wesentlich Einfluss auf die Wohn- und Aufenthaltsqualität der Gebäude, wodurch das Wohn-Wohlbefinden und der gemeinschaftliche Austausch positiv beeinflusst werden können. Unter anderem erhöht sich dadurch die Aufenthaltsdauer der BewohnerInnen und minimiert die Fluktuation.

Abbildung 80:  
Aspekte der räumlichen  
Struktur



### BEWOHNERINNENZUSAMMENSETZUNG ALS SOZIALE STRUKTUR

(1) Die heterogene bzw. homogene Zusammensetzung der Gemeinschaft beeinflusst das soziale Miteinander der BewohnerInnen erheblich, indem sie durch Gemeinsamkeiten und Unterschiede verbindende und ordnende Momente oder auch deren Gegenteil schafft.

(2) Homogenität in den Bereichen der Interessen, des Sozialverhaltens und der Alltagsgestaltung kann förderlich auf den Umfang und die Qualität der sozialen Beziehungen wirken. Man kann diese Wirkung in unterschiedlichem Ausmaß bei bestimmten NutzerInnen- bzw. Wohntypen

(3) Eine gewisse Heterogenität bezogen auf soziodemographische Merkmale wie Alter, Wohndauer, Semesterzahl oder Geschlecht kann freilich helfen, soziale Konflikte zu moderieren und zu begrenzen, indem sie eine ordnende interne BewohnerInnenhierarchie hervorbringt. In diesem Zusammenhang lassen sich bestimmte Rollen im Zusammenleben identifizieren.

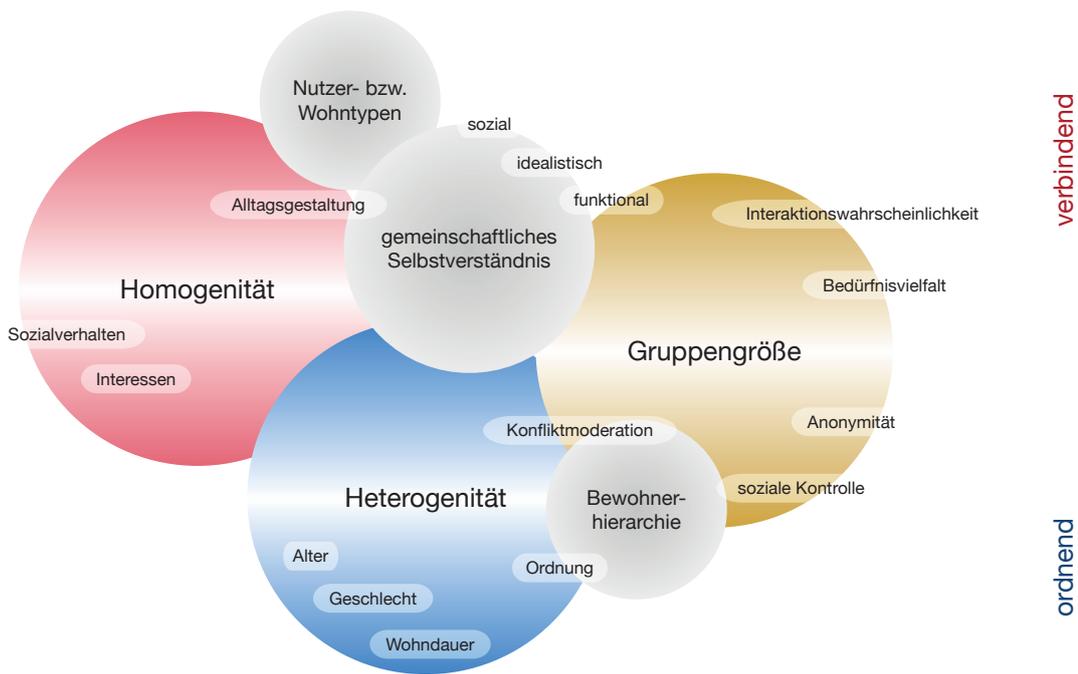
(4) Das gemeinschaftliche Selbstverständnis der einzelnen BewohnerInnen trägt wesentlich zur Gemeinschaftsentwicklung bei, indem es unterschiedlich ausgeprägte funktionale, soziale und idealistische Elemente beinhaltet und damit den Gemeinschaftsanspruch und sozialen Horizont maßgeblich vorgibt. Es beeinflusst darüber hinaus die Raumnutzung und Aneignung des Gebäudes.

(5) Wesentlichen Einfluss hat auch die Gruppengröße bzw. Bewohneranzahl.

Eine gewisse Gruppengröße ist notwendig, um (in dem unsteten Tagesrhythmus Studierender) zufällige Interaktionen zu ermöglichen und die Wahrscheinlichkeit der sozialen Passung für enge Zweierbeziehungen zu erhöhen

(6) Andererseits ist eine Begrenzung der Gruppengröße notwendig, um gemeinschaftlich genutzte Räume nicht anonym werden zu lassen, soziale Kontrolle und Verbindlichkeit zu ermöglichen und Abstimmungen und Konfliktlösungen zu erleichtern.

Abbildung 81:  
Aspekte der BewohnerInnenzusammensetzung



### WOHNKULTUR ALS SOZIALE STRUKTUR

(1) Unabhängig von den räumlichen Bedingungen steigt die Wohnqualität in Gemeinschaftswohnungen, wenn die BewohnerInnen einen gemeinsamen zeitlichen und ideologischen Erfahrungshintergrund und geteilte Wertevorstellungen haben.

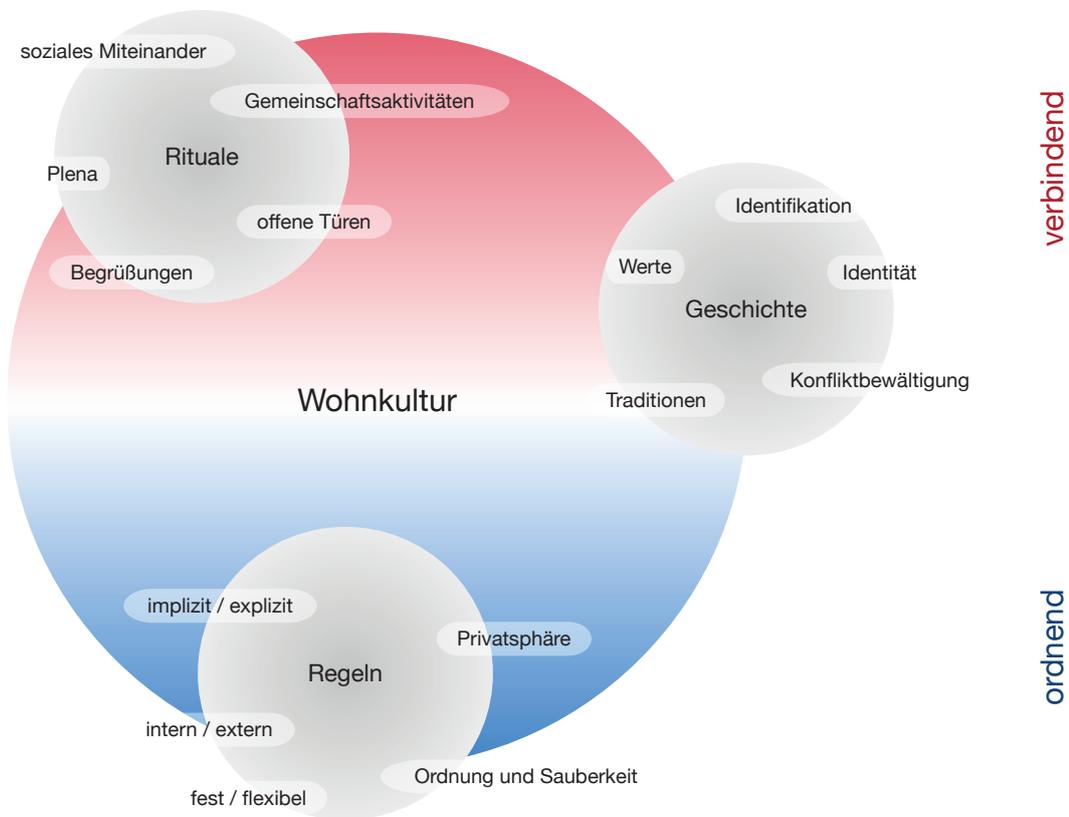
(2) Teilen die BewohnerInnen eine gemeinsame Wohnkultur, die zu einer hohen Identifikation und Gemeinschaftlichkeit der BewohnerInnen führt, ergeben sich daraus Freiheiten für die Gestaltung der Gemeinschaftsbereiche. Überschneidende Raumnutzungen bieten Suffizienzpotentiale.

(3) Eine Wohnkultur definiert die expliziten und impliziten Regeln des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, z. B. in Hinsicht auf den Respekt vor der Privatsphäre (ggf. bei offenen Zimmertüren) oder die Praxis von Gemeinschaftsritualen (gemeinsames Essen).

(4) Vor dem Hintergrund einer Wohnkultur können Konflikthäufigkeit und schwere begrenzt und Konfliktlösungsstrategien erleichtert werden.

(5) Die Existenz einer Wohnkultur vermindert die Tendenz zur Fluktuation in einer Gemeinschaft.

Abbildung 82:  
Aspekte der Wohnkultur



### **BETREIBERKONZEPT ALS ORGANISATORISCHE STRUKTUR**

(1) Die Betreiberkonzeption kann die BewohnerInnenstruktur durch das Verfahren der Platzvergabe, die zugelassene Wohndauer und den Mietpreis steuern.

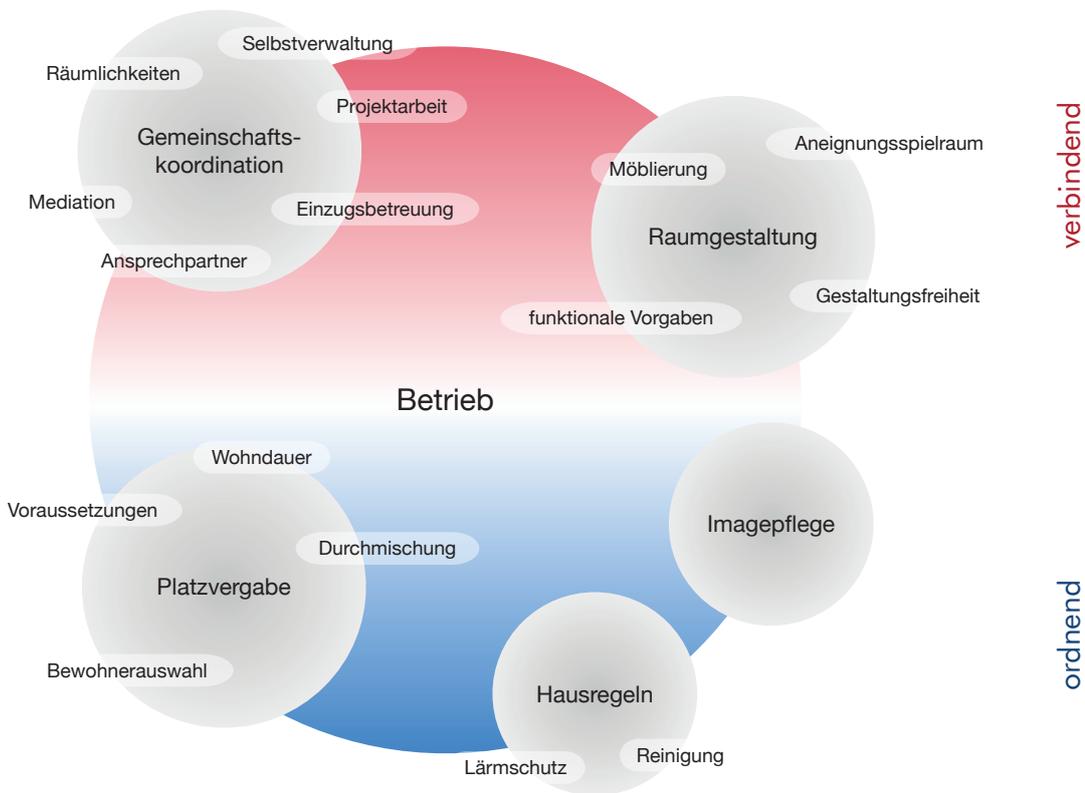
(2) Sie kann Anregungen für Gemeinschaftsaktivitäten schaffen, z. B. durch Einsetzen von Koordinatoren oder Betreuern.

(3) Im Rahmen der architektonischen Möglichkeiten kann der Betreiber durch eine spezifische Innenraumgestaltung der Gemeinschaftsräume Nutzungsanreize schaffen (funktionale Gemeinschaftsräume).

(4) Das Betreiberkonzept gibt den Umfang möglicher Aneignung durch das Individuum und die Gemeinschaft vor, indem z. B. eigene Möblierung zugelassen wird. Dabei kann die Gestaltungsfreiheit für die Gemeinschaft zweierlei bedeuten: Sie kann förderlich wirken, wenn die BewohnerInnen homogen sind, ähnliche Vorstellungen von der Nutzung haben und insgesamt die Fähigkeit zur Aneignung mitbringen. Sie kann hinderlich sein, wenn es durch zu große Heterogenität der BewohnerInnen oder deren Unvermögen zur Aneignung (unerfahrene BewohnerInnen, kurze Aufenthaltsdauer, geringe finanzielle Mittel) zu Abstimmungsschwierigkeiten kommt oder Gemeinschaftsräume ungenutzt bleiben.

(5) Besonders günstig wirkt sich eine vom Betreiber initiierte Einbindung der BewohnerInnen in eine Projektarbeit und die Schaffung von Anreizen für die gemeinsame Bearbeitung eines Projekts aus. gemeinsame Bearbeitung eines Projekts aus.

Abbildung 83:  
Aspekte des  
Betreiberkonzepts



**TYOLOGIE VON GEBÄUDEN UND TYOLOGIE VON GEMEINSCHAFTSFORMEN**

Die Gliederung der Wohnformtypen, die wir untersuchen, orientiert sich an der theoretischen Rekonstruktion durch das Funktions-Gemeinschaftsschema von Tabelle 1. Wir unterscheiden zwischen: A. Wohngemeinschaften (WG) mit Gemeinschaftsflächen, B. Cluster-Wohnungen mit großen Gemeinschaftsflächen (CUBITY), C. Flurgemeinschaften mit gemeinschaftlich genutzten Funktionsräumen und D. Mikroapartments (individualisiertes Wohnen) mit externen Gemeinschaftsflächen. Wenn wir die Faktoren „Gemeinschaftsintensität“ und „Funktionsintensität“ einführen, können wir diese Gebäudeklassifikation wie in Tabelle 1 zuordnen und zugleich mit einer Gemeinschaftstypologie zur Deckung bringen. Ist die Vergemeinschaftung stark, haben wir es entweder mit einer traditionellen Wohngemeinschaft oder mit einer unkonventionellen Form des Zusammenlebens zu tun, je nachdem ob die funktionale Regulierung der Gemeinschaft eher streng oder locker ist. In den Fällen schwacher Vergemeinschaftung leben die BewohnerInnen entweder individualisiert oder eher isoliert und vereinzelt. Auch das ist abhängig vom Ausmaß der funktionalen Regulierung, die entweder starr oder flexibel sein kann.

Tabelle 14:  
Funktions-  
Gemeinschaftsschema,  
mono-kausal

	<b>schwache Gemein- schaft</b> (privat)	<b>starke Gemeinschaft</b> (öffentlich)
<b>starke Funktion</b> (starr)	<p>D Mikroapartments ↓ Isoliert</p>	<p>A Wohngemeinschaft ↓ Traditionell</p>
<b>schwache Funktion</b> (flexibel)	<p>C Flurgemeinschaft ↓ Individualistisch</p>	<p>B Cluster-Wohnungen ↓ Unkonventionell</p>

Das Ergebnis unserer empirischen Exploration der Wohnheime zeigt nun aber, dass diese übersichtliche Gliederung, die uns bei der Auswahl der Untersuchungsobjekte angeleitet hat, der Komplexität der Realität nicht wirklich entspricht. Die Zuordnung eines Gebäudetyps zu einer ganz bestimmten Form der Gemeinschaft (wie immer benannt) berücksichtigt nicht die Variation der strukturellen Einflüsse, die von uns identifiziert werden konnten: die architektonischen, die sozialen und die organisatorischen Faktoren, die die Ausprägung einer vergemeinschafteten Lebensform jeweils mitbestimmen.

Man muss deswegen das Funktions-Gemeinschaftsschema weniger rigide interpretieren und klassifikatorisch relativieren. Es kommt auf das Vorhandensein und die Wirkung der strukturellen Randbedingungen an, durch die entschieden wird, welche Gestalt die Gemeinschaft am Ende annimmt. Die monokausale Verkoppelung—wie in Tabelle 14 durch Pfeile dargestellt—ist insofern nur idealtypisch. Bei der Planung von Gemeinschaftswohnheimen muss man vielmehr versuchen, die erwartbaren sozialen und organisatorischen Konditionen für ein architektonisch zu realisierendes Projekt im Vorgriff einzukalkulieren.





## 09 LEITFADEN ZUM BAU VON GEMEINSCHAFTSWOHNUNGEN

### LEITFADEN (ABLAUF IM PROZESS)

Als letztes Element der Berichterstattung werden die Ergebnisse und ihre „Konditionierung“ entsprechend in Planungs- und Handlungsempfehlungen übersetzt. Die zentrale Erkenntnis ist, dass weder die räumlich-architektonischen noch die sozialen-organisatorischen Strukturen und Prozesse für sich genommen hinreichende Erklärungen liefern für die Ausprägung des gemeinschaftlichen Wohnalltags, die Wohnqualität und damit für den Erfolg oder Misserfolg eines Projekts. Die gelungene Umsetzung einer Konzeption und Planung erfordert vielmehr die Koordination einer Vielzahl von Entscheidungen auf unterschiedlichen Ebenen, bei der die NutzerInnen- und die Betreiberperspektiven Berücksichtigung finden müssen. Ausgehend von der Typologie gemeinschaftlicher Wohnformen (Tabelle 7) werden im Folgenden Fragestellungen, die im Prozess der Projektentwicklung (Tabelle 8), der Planung (Tabelle 9) und des Betriebs (Tabelle 10) auftauchen können, mit möglichen Antworten und Konsequenzen für die beteiligten Akteure aufgeführt. Vor dem Hintergrund des reichhaltigen Materials der Fallstudien ließe sich die Aufstellung bei Bedarf verfeinern und ergänzen.

In den einzelnen Phasen des Projekts und der Planung ergeben sich daraus spezifische Fragestellungen, die von einzelnen Akteuren, meist aber von mehreren Projektbeteiligten zusammen diskutiert werden müssen. Ziel dieses Leitfadens ist es nicht, die eine oder andere Form des gemeinschaftlichen Wohnens zu befördern, weil wir ja gesehen haben, dass die Zuordnung äußerer baulicher Parameter zu bestimmten Formen der Vergemeinschaftung nicht linear und mono-kausal, sondern konditional ist. Insofern soll der Leitfaden den Projektbeteiligten lediglich eine Hilfestellung anbieten, um Fragestellungen und Möglichkeiten zu diskutieren, die bei der Planung und im Betrieb eine Rolle spielen.

Tabelle 15:  
Typologie und  
Beschreibung von  
gemeinschaftlichen  
Wohnformen

Typ	Räumliche Eigenschaften	Einsatzgebiete/Zielgruppen
<b>Cluster-Wohnung</b>	Wohneinheit für eine größere Gruppe gemeinschaftliche Küche, individuelle Bäder keine Fluchtwege innerhalb der Wohneinheit	Innovative Wohnform mit baurechtlich unklarer Einordnung (mehrere Wohneinheiten oder eine Wohneinheit)  Hohes Maß an Vergemeinschaftung möglich, aber nicht zwingend  Hoher organisatorischer Aufwand für die geteilten Einrichtungen und Flächen
<b>Wohngemeinschaft</b>	Wohneinheit für eine kleinere Gruppe geteilte Funktionsräume (Bad, Küche), wohnungsinterne Flure, die keine Fluchtwege sind	Nutzung von Bausubstanz, die nicht spezifisch für Wohnheime konzipiert wurde  Aktive Gruppen mit Interesse an gemeinschaftlichem Wohnen  Hoher organisatorischer Aufwand (Selbstverwaltung) Hohes Konfliktpotential, aber auch Chance für großes Gemeinschaftsgefühl (soziale Komponenten des Well-being)
<b>Flurgemeinschaft</b>	eine Wohneinheit für mehrere Menschen geteilte Funktionsräume (Bad, Küche) Flure, die Fluchtwege sind	Geringere Investitionskosten, weil weniger Bäder und Küchen  Organisatorischer Aufwand für Reinigung und Instandhaltung von geteilten Räumen und Infrastruktur (Bäder und Küchen)  Häufig große Einheiten (10 oder 12 BewohnerInnen), was tendenziell zu weniger gemeinschaftlichem Wohnen führt
<b>Mikroapartments</b>	mehrere Wohneinheiten für jeweils einzelne Personen geteilte Funktionsräume (Bad, Küche) Flure, die Fluchtwege sind	Häufige Mieterwechsel  Geringes Maß an Vergemeinschaftung: Anonymes Wohnen  Geringer organisatorischer Aufwand Standorte mit attraktivem Wohnumfeld zur Externalisierung von Wohnfunktionen  Höhere Investitions- und Mietkosten wegen vieler Bäder und Küchen

**Phase 1: Projektentwicklung und Entwurf (LP1 bis LP3)**

Akteure: Projektträger, Investoren, Wohngruppe

Beratend: ArchitektInnen

Einflussnehmend: Angebot an Grundstücken/Gebäuden (Markt), Baurecht, Ämter und Behörden

Tabelle 16:  
Leitfaden  
Projektentwicklung  
und Entwurf

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Standort</b>	<p>Welche Wohnfunktionen können externalisiert werden?</p> <p>Welche Flächen / Qualitäten bietet der Außenraum?</p> <p>Welche Infrastruktur ist im Umfeld vorhanden, die genutzt werden kann?</p>	<p>Dezentrale Standorte erhöhen das Bedürfnis der BewohnerInnen, nach einer sozialen Einbettung im Kontext des Wohnheims, da andere soziale Räume weiter entfernt liegen. Die sozialen Kontakte im Wohnheim gewinnen an Bedeutung.</p> <p>Bei Standorten mit guter Infrastruktur in der Umgebung kann die Kontaktdichte im Gebäude reduziert werden.</p> <p>Angebote außerhalb des Gebäudes sollten bei der Dimensionierung und Konzeption der Gemeinschaftsflächen berücksichtigt werden.</p> <p>Außerhalb gelegene Standorte sollten mehr Wert auf das gemeinschaftliche Wohnen legen, um den sozialen Grundbedürfnissen der Menschen nachzukommen.</p> <p>Ein attraktiver Außenraum fördert als Begegnungsstätte die zufälligen Interaktionen zwischen den BewohnerInnen unterschiedlicher Wohneinheiten und bietet daher insbesondere bei Wohnkonzepten mit kleinen Wohneinheiten (z. B. Einzelapartments) ein großes Potential für den sozialen Austausch.</p>
<b>Projektgröße</b>	<p>Wie groß soll das Projekt geplant werden?</p> <p>Sollen die Wohneinheiten auf mehrere Gebäude verteilt werden?</p> <p>Wie viel soll / kann investiert werden?</p> <p>Wie ist die Bebaubarkeit des Grundstücks?</p>	<p>Größere Gebäude, Anlagen (&gt;30 WE) tendieren zu anonymen Wohnverhältnissen.</p> <p>Kleinere und überschaubare Projekte und Gebäude führen zu einer schnelleren Bildung von Bezugsgruppen.</p> <p>Größere Anlagen müssen baulich und räumlich gegliedert werden, um die Bezugsgruppenbildung zu befördern. Eine Gliederung kann innerhalb eines Gebäudes oder durch mehrere Gebäude erfolgen.</p> <p>Größere Anlagen können baulich, räumlich und organisatorisch gegliedert werden, um die Bildung von Bezugsgruppen zu befördern.</p> <p>Die Wirtschaftlichkeit von größeren Projekten / Bauvolumina ist häufig besser.</p> <p>Bei mehreren Gebäuden können die Außenbereiche als Begegnungsorte gestaltet werden.</p>

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Finanzierung, Eigentum</b>	Welche Eigentumsform wird angestrebt (Investor / Vermietung, Genossenschaft, Eigentum)?	<p>Bei Wohnheimen mit zeitlich begrenzter Wohndauer kommen Eigentumsmodelle in der Regel nicht in Frage.</p> <p>Alternative Eigentumsmodelle (Miethäusersyndikat mit Gemeineigentum, Genossenschaft) können Gemeinschaftsgefühl befördern. Diese können auch etabliert werden, wenn die BewohnerInnen nicht deckungsgleich mit den Eigentümern sind.</p> <p>Die Identifikation der BewohnerInnen mit der Wohngemeinschaft / Wohngruppe ist im Eigentum höher.</p> <p>Bei Studierenden-Wohnheimen bietet sich Miete an; bei Seniorenwohnungen auch Eigentum.</p>
<b>Wohnkonzept</b>	<p>Welche Wohntypologie / Wohnform wird angestrebt (siehe dazu Tabelle 7)?</p> <p>Welcher Grad der Vergemeinschaftung wird angestrebt?</p> <p>Wie werden die individuellen Wohnbedürfnisse und das Bedürfnis nach Ruhe und Privatheit berücksichtigt?</p> <p>Kann die Organisation im Betrieb angepasst werden?</p> <p>Kann die räumliche Struktur unterschiedliche Organisationen und Wohnkonzepte aufnehmen?</p>	<p>Je mehr Aktivitäten geteilt werden, desto mehr müssen explizite Regeln (Verträge, Hausordnung, Absprachen) oder implizite Regeln (Wohnkultur, Ideologie, Rücksichtnahme) die Nutzung der geteilten Einrichtungen und Räume organisieren.</p> <p>Das Wohnkonzept sollte auf die Nutzergruppe passen.</p> <p>Die räumliche Struktur soll das angestrebte Wohnkonzept reflektieren.</p>

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Raumprogramm und Flächenverbrauch</b>	<p>Grad der Vergemeinschaftung: Welche Funktionen werden geteilt, welche werden individualisiert?</p> <p>Welche individuellen Räume / Funktionen sollen geplant werden, wie sind dieser ausgestattet (Bad, Küche, Infrastruktur)?</p> <p>Welche Gemeinschaftsräume sollen angeboten werden?</p> <p>Wie werden die Gemeinschaftsräume vermietet / finanziert?</p> <p>Wie viel Wohnfläche (gemeinschaftliche und individuell) pro Person ist sinnvoll?</p>	<p>Grundsätzlich kann die Wohnfläche pro Kopf reduziert werden, wenn Wohnfunktionen / Räume / Infrastruktur geteilt werden.</p> <p>Je stärker die Wohnform individualisiert wird, desto autonomer müssen die einzelnen Einheiten geplant werden.</p> <p>Bei geteilten Funktionsräumen ist auf eine ausreichende Dimensionierung zu achten und bei höherer NutzerInnenanzahl bedarf es einer Zonierung mit Rückzugsmöglichkeiten, um eine parallele Nutzung zu gewährleisten.</p> <p>Geteilte Funktionen (Kochen und Essen, Wohnen, Bad, Infrastruktur, Erschließung, Außenbereich) sind für ein gemeinschaftliches Wohnen förderlich, bergen aber auch Konfliktpotential.</p> <p>Eine Bereitschaft für eine geteilte Küche ist innerhalb der Nutzergruppe der Studierenden groß. Sie bietet das größte Potential für die Initiierung von Interaktionen und die Gemeinschaftsentwicklung.</p> <p>Minimalistische individualisierte Küchen (Pantry) bieten nur geringen Nutzungskomfort und werden schlecht angenommen.</p> <p>Ein individualisiertes Badezimmer erhöht die Wohnqualität, ist jedoch für die meisten NutzerInnen keine Notwendigkeit. Die Bereitschaft zur Teilung des Badezimmers ist insbesondere in kleineren Wohngruppen und bei hoher sozialer Integration vorhanden.</p> <p>Bei hoher NutzerInnenanzahl ist eine durch den Betreiber organisierte regelmäßige Reinigung erforderlich, um den sozialen Frieden zu sichern.</p>

## Phase 2: Planung (LP5 bis LP9) und Bau

Akteure: Projektträger, Investoren, Wohngruppe; ArchitektInnen, PlanerInnen, Fachplanung

Beratend: BetreiberIn, Vermietung, evtl. NutzerInnen

Einflussnehmend: Baurecht, Ämter und Behörden, Finanzierung

Tabelle 17:  
Leitfaden  
Planung und Bau

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Organisation Gebäude (Erschließung, Geschosse)</b>	<p>Wie wird das Gebäude erschlossen? Wie wird eine Verbindung (räumliche Abtrennung soweit erforderlich) zum Außenraum / Stadtraum gebildet?</p> <p>Welche Funktionen / Zonen werden wo im Gebäude angeordnet? Wie werden diese räumlich umgesetzt?</p> <p>Können die Erschließungsräume andere Funktionen aufnehmen?</p> <p>Wie werden Gemeinschaftsräume und Individualräume verbunden / differenziert?</p>	<p>Einsehbarkeit der gemeinschaftlichen Flächen befördert deren Nutzung und das Gemeinschaftsgefühl.</p> <p>Gemeinschaftsflächen im Erdgeschoss und in der Nähe des Eingangs haben die besten Erfolgsaussichten.</p> <p>Gemeinschaftsflächen in oberen Geschossen, anderen Gebäudeteilen oder Gebäuden sollten vermieden werden, weil diese selten frequentiert werden.</p> <p>Überlagerung von Erschließung und anderen Funktionen steigert die Effizienz der Grundrisse.</p> <p>Überlagerung von Erschließung erhöht die Wahrscheinlichkeit von zufälligen Begegnungen.</p> <p>Das Gebäude sollte mindestens einen identitätsstiftenden Innen- oder Außenraum bieten, der die soziale Mitte der Gemeinschaft bildet: z. B. zentrale Wohnküche für Hausgemeinschaft, Hof, Eingangsbereich / Foyer.</p> <p>Zentrale Infrastruktur sollten in zentraler Lage und räumlich attraktiv geplant werden, weil auch Funktionsräume (Waschraum, Werkstatt) wichtige soziale Funktionen übernehmen können.</p>
<b>Grundrisse Wohnungen</b>	<p>Welche Funktionen werden in der Wohnung geteilt? Wo sind diese angeordnet / einsehbar?</p> <p>Wie sind Zimmer dimensioniert und ausgestattet?</p> <p>Wie werden die Zonen von privaten Räumen und Gemeinschaftsbereiche differenziert?</p>	<p>Bei Wohngemeinschaften und Cluster-Wohnungen: Die Wohnungen sollten eine klare räumliche Zonierung aufweisen, in der die gemeinschaftlichen Bereiche weiter vorne und der Erschließung zugeordnet werden und die privateren Bereiche geschützt in den hinteren Bereichen der Wohnungen liegen.</p> <p>Die geteilten Funktionen können großzügiger dimensioniert werden als die individuellen Flächen, wenn die gemeinschaftliche Nutzung befördert werden soll.</p>

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Konstruktion, Schallschutz, Brandschutz</b>	<p>Wie ist die Wohneinheit definiert?            Welche Anforderungen an Schallschutz werden gestellt (gesetzliche Anforderung, erhöhter Schallschutz, besondere Anforderungen oder Ausnahmen)?            Verlaufen Fluchtwege durch Gemeinschaftsbereiche?            Kann die Konstruktion auf sich verändernde Anforderungen oder notwendige Anpassungen der Wohnform reagieren (Flexibilität, Umbau)?</p>	<p>Individuelle Wohneinheiten (Mikroapartments, meist auch bei Cluster-Wohnungen) müssen als eigenständige Wohnungen konstruiert werden und gegeneinander schallschutz- und brandschutztechnisch abgetrennt werden.            Bei größeren Wohnungen mit mehreren BewohnerInnen bestehen innerhalb der Wohnung keine gesetzlichen Anforderungen an den Schallschutz            Es sollten dennoch nach Möglichkeit Zielwerte vereinbart werden, um Konflikte in der Nutzung zu vermeiden.            Die Möglichkeit zu baulichen Veränderungen befördert die gemeinschaftliche Aneignung des Gebäudes.</p>
<b>Partizipation</b>	<p>Können die NutzerInnen beim Bau / Ausstattung einbezogen werden:            Bau des Gebäudes            Möbel, Ausstattung            Instandhaltung            Bestehen andere Möglichkeiten der Partizipation?</p>	<p>Die selbstgewählten Möbel und Einrichtung werden häufig besser angenommen als gestellt Möbel.            Die individuelle Ausstattung sowohl der Privat- als auch der Gemeinschaftsräume befördert die Wohnkultur.            Partizipation im Bau kann Kosten senken.            Die individuellen Einbauten und Möbel werden von nachfolgenden NutzerInnen nicht immer angenommen.</p>

**Phase 3: Betrieb und Wohnkultur**

Akteure: Projektträger, Investoren, Wohngruppe, Betreiber, Vermietungsabteilung, BewohnerInnen, NutzerInnen

Beratend: ArchitektInnen

Einflussnehmend: Betriebskosten, Finanzierung

Tabelle 18:  
Leitfaden  
Betrieb und Wohnkultur

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Vermietung, Vergabe</b>	Wer organisiert und bestimmt die Vergabe und Vermietung von Wohnungen / Zimmern? Haben die BewohnerInnen ein Mitspracherecht? Wie wird die Vergabe umgesetzt?	Für die Entwicklung der Gemeinschaft ist die Aufnahme von neuen Mitgliedern eine der wichtigsten Entscheidungen, die die Wohnkultur befördert. Wenn auf eine gemeinschaftliche Wohnform Wert gelegt wird, sollte eine Mitsprache der BewohnerInnen am Vergabeverfahren oder eine entsprechende Selbstorganisation angestrebt werden. Die Vergabe sollte in jedem Fall transparent und fair gestaltet werden, um eine Gleichberechtigung aller BewerberInnen und BewohnerInnen zu gewährleisten.
<b>Ausstattung</b>	Wer stattet die Wohnungen aus: Möblierung Zimmer Möblierung Gemeinschaftsbereiche (Küchen, Wohnzimmer)? Wie werden Wohnungen übergeben (renoviert, möbliert, Verhandlung Mieter und Nachmieter)?	Bei Wohngemeinschaften und Cluster-Wohnungen: Die Wohnungen sollten eine klare räumliche Zonierung aufweisen, in der die gemeinschaftlichen Bereiche weiter vorne und der Erschließung zugeordnet werden und die privateren Bereiche geschützt in den hinteren Bereichen der Wohnungen liegen. Die geteilten Funktionen können großzügiger dimensioniert werden als die individuellen Flächen, wenn die gemeinschaftliche Nutzung befördert werden soll.
<b>Haushaltsführung</b>	Wer ist für die Haushaltsführung verantwortlich? Wie werden die Arbeiten organisiert und kontrolliert?	Die Haushaltsführung (oder deren Ausbleiben) sind eine der häufigsten Quellen für Konflikte im gemeinschaftlichen Wohnen. Wenn ein gemeinschaftliches Wohnen (WG oder Cluster) angestrebt wird, sollten die Erwartungen an die Haushaltsführung und die damit verbundenen Aufgaben diskutiert und klar geregelt werden. Zu strenge explizite Regeln führen nicht immer zum Erfolg, weil diese zu Gegenreaktionen führen können und nicht eingehalten werden. In Wohngemeinschaften zeigt sich (z. B. Hausgemeinschaft Heidelberg und Hagebutze), dass gerade implizite und flexible Regelungen und Absprachen erfolgreich sein können. Bei vielen Mikroapartments (Service Wohnen) werden die Konflikte durch die teilweise Externalisierung der Haushaltsführung verringert, was Kosten verursacht.

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Pflege der Gemeinschaftsflächen</b>	<p>Wer sorgt für die Haushaltsführung in den geteilten Flächen?</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Flure</li> <li>- Gemeinschaftsküchen</li> <li>- Wohnräume</li> <li>- Sonstige Gemeinschaftsräume</li> <li>- Garten und Außenräume</li> </ul>	<p>Die Haushaltsführung in den Flächen, die von BewohnerInnen aus unterschiedlichen Wohnungen genutzt werden, gestaltet sich häufig schwierig, weil die Identifikation der NutzerInnen mit diesen Flächen gering ist.</p> <p>Wenn die Gemeinschaftsflächen nicht von allen BewohnerInnen genutzt werden, wird die Instandhaltung nicht von allen als notwendig erachtet.</p> <p>Sinnvoll ist, die Haushaltsführung in den hausgemeinschaftlichen Flächen explizit zu organisieren und Mechanismen zur Umsetzung zu implementieren.</p>
<b>Wohnkultur und Kommunikation</b>	<p>Ist eine gemeinschaftliche Wohnkultur in der Hausgemeinschaft gewünscht? Wenn ja, wie wird diese gelebt / befördert?</p> <p>Wie kommunizieren die BewohnerInnen des Gebäudes / Projekts zwischen den Wohnungen?</p> <p>Gibt es regelmäßige Treffen, Aktivitäten?</p> <p>Gibt es Regeln, Rituale einer gemeinsamen Wohnkultur?</p> <p>Gibt es eine externe oder Instanz, die die Kommunikation regelt?</p>	<p>In besonders einfacher Weise wird eine Wohnkultur ausgebildet, wenn das gemeinschaftliche Wohnen im Rahmen eines Projekts erfolgt, dem sich alle BewohnerInnen verschreiben.</p> <p>Die Wohnkultur in einer Gemeinschaft ist abhängig von ihrer Entstehungsgeschichte. Im Betrieb sollte darauf immer wieder explizit verwiesen werden.</p> <p>Man kann wohnkulturelle Einstellungen zum Gemeinschaftsprojekt durch Broschüren, Veranstaltungen usw. fördern.</p> <p>Wenn eine gemeinschaftliche Wohnkultur gewünscht wird, ist neben der informellen, zufälligen und auf persönlichen Beziehungen basierenden Kommunikation auch eine übergreifende Kommunikation erforderlich. Als nützliche Formen haben sich in den Fallbeispielen herausgestellt:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Regelmäßige Treffen, Gesprächsrunden</li> <li>- Chats, soziale Medien</li> <li>- Gemeinsame Veranstaltungen und Unternehmungen</li> </ul>

Feld	Fragestellung	Konsequenzen für Planung, Betrieb, NutzerInnen
<b>Kommunikation Wohnungsebene</b>	<p>Ist eine gemeinschaftliche Wohnkultur in der WG gewünscht? Wenn ja, wie wird diese gelebt / befördert?</p> <p>Wird innerhalb der Wohnung kommuniziert?</p> <p>Gibt es regelmäßige Treffen, gemeinsamen Aktivitäten, Regeln, Rituale?</p>	<p>Auch innerhalb der Wohnung kann sich die die Kommunikation nicht immer auf einem natürlich Wege einstellen, wenn die Wohnungen viele BewohnerInnen haben, kulturelle oder emotionale Hürden einer offenen Kommunikation im Wege stehen oder die BewohnerInnen unterschiedliche Lebensabläufe haben, die zu wenig Treffen in der Wohnung führen. Deswegen empfiehlt sich auch hier, Kommunikation und Austausch zu befördern durch z. B.:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Regelmäßige Treffen,</li> <li>- Gemeinsame Veranstaltungen und Unternehmungen</li> <li>- Chats, soziale Medien</li> <li>- Gemeinsame Erledigung von Hausarbeit, Kochen und Essen</li> </ul>
<b>Konflikte</b>	<p>Wie werden Konflikte artikuliert? Welche Strategien, Rituale, Mechanismen gibt es in der Gemeinschaft, um Konflikte zu lösen? Gibt es eine externe oder interne Instanz, die Fall eines Konflikts vermittelt?</p>	<p>Konflikte sind unvermeidlich und entstehen aus der Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten, Lebensweisen, kultureller Hintergründe und Kommunikationspraktiken. Sinnvoll ist es, spezifische Räume / Zeiten / Methoden für die Kommunikation und die Lösung von Konflikten zu schaffen.</p> <p>Die Fallbeispiele weisen darauf hin, dass der Umgang mit Konflikten in den organisch gewachsenen und intrinsisch motivierten Wohngemeinschaften seltener auftreten und besser gelöst werden als bei den reinen Zweck-WGs.</p> <p>In Gemeinschaftswohnungen mit sehr vielen BewohnerInnen empfiehlt sich die Einbindung von Koordinatoren oder Beauftragten, um die Konfliktbearbeitung zu lenken.</p>

### DESIGN THINKING ALS PARTIZIPATORISCHER PROBLEMLÖSEANSATZ

Einer ablaufbezogenen Planung und Konstruktion stehen heute partizipatorische Problemlösestrategien gegenüber, die die NutzerInnenwünsche und -bedürfnisse in den Mittelpunkt stellen. Das Vorgehen wurde bereits in der Wissenschaftstheorie der 90er Jahre unter dem Schlagwort Mode 2 Knowledge Production propagiert (Gibbons et al. 1994; Nowotny et al. 2001) und der Mode 1 Forschung entgegengestellt. Mode 1 ist im herkömmlichen Sinne akademisch, forschungsinitiert und disziplinär; die neue Form der Wissensproduktion beansprucht im Kontrast dazu, problemfokussiert und interdisziplinär zu sein.\* Sie unterscheidet sich von Grundlagen- oder „reiner“ Forschung indem sie mit komplexen praktischen Problemen konfrontiert ist, für die sich Lösungen nicht aus bewährten Theorien einfach ableiten und technologisch umsetzen lassen, weil das entsprechende Wissen lückenhaft ist oder ganz fehlt. Es kommen deswegen Strategien der Bewertung, des Erfindens und Ausprobierens ins Spiel, für die in der akademischen Wissenschaft kein Platz ist (Wegener 2006).

In der neueren Entwicklung sind an die Stelle der wissenschaftstheoretischen Grundsatzdebatte um den Stellenwert und die „Wissenschaftlichkeit“ von Mode 2 Forschung (Weingart 1997a, 1997b) konkrete Verfahren getreten, tools, mit denen lebensnahe, nutzerorientierte und realisierbare Problemlösungen gefunden werden können. Eine verbreitete und gut anwendbare Methode in diesem Bereich ist das Design Thinking, das sich die Routinen zum Vorbild nimmt, die Designer intuitiv bei der Gestaltung von Produkten befolgen (Simon 1969; Kelley und Kelley 2015; Plattner et al. 2011).

Wir wollen hier abschließend vorschlagen, den Design Thinking Ansatz als Ergänzung zum ablauforientierten Planen von Gemeinschaftswohnungen zu berücksichtigen und als Teil der Planungsphase einzubeziehen.

Wenn es so ist—was als das zentrale Ergebnis unserer Untersuchung gelten kann—dass der Einfluss der Architektur auf das Gemeinschaftsleben „konditional“ ist, d. h. dass die Wirkung der räumlichen Gegebenheiten auf die Gemeinschaft von sozialen und organisatorischen Randbedingungen abhängig ist, dann muss man die entsprechenden Akteure und Betroffenen am Planungsprozess partizipieren lassen. NutzerInnen und Betreiber müssen sich zusammen mit den ArchitektInnen die adäquaten Problemlösungen erarbeiten, aber nicht in einem intuitiven und ungeordneten Prozess, sondern im Sinne eines methodischen Verfahrens.

---

\* Man bezeichnet Mode 2 Forschung auch als transdisziplinäre Forschung, obwohl der Ausdruck „Transdisziplinarität“ gerne zur Kennzeichnung eines einheitswissenschaftlichen Programms jenseits der Abgrenzungen von Einzelwissenschaften gebraucht wird (Nicolescu 2002).

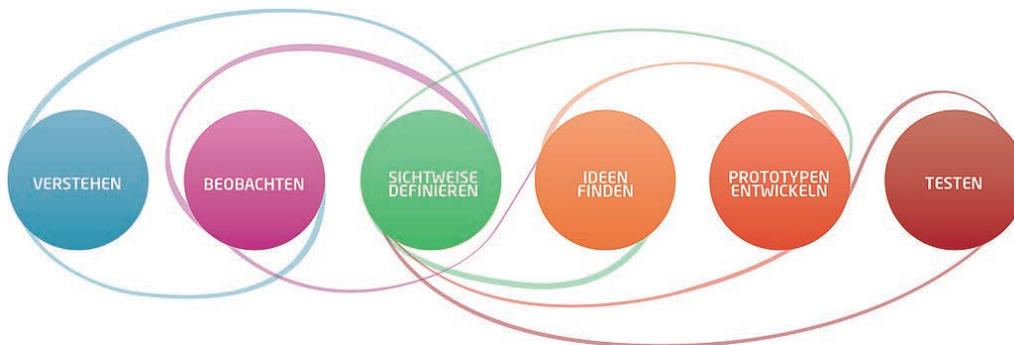


Abbildung 84:  
Design Thinking  
HPI School of Design Thinking,  
Potsdam

Zentral für das Verfahren des Design Thinking ist die fortwährende Rückkopplung zwischen den Entwicklern einer Lösung (in diesem Fall: ArchitektInnen und SozialwissenschaftlerInnen) und ihren Zielgruppen (NutzerInnen und Betreiber) in einem multidisziplinären Team. Design Thinker stellen dem EndnutzerInnen in der Teamarbeit Fragen, beobachten seine Verhaltensweisen und binden ihn in den Prozess der Problemlösung mit ein. Versuchsweise Lösungen im Sinne von Prototypen und Rollenspielen erlauben die direkte Interaktion mit den NutzerInnen. Auf diese Weise erzeugt Design Thinking praxisnahe Ergebnisse.

Der Design Thinking Prozess führt das Team in iterativen Schleifen durch sechs verschiedene Phasen. Am Anfang steht das Verstehen, eine Phase, in der das Team den Problemraum aus Sicht der Beteiligten absteckt. In der Phase des Beobachtens sehen die Teilnehmer nach außen und bauen Empathie für NutzerInnen und Betroffene auf. Als die Sichtweise definierend wird die Phase bezeichnet, in der die gewonnenen Erkenntnisse zusammengetragen, im Team diskutiert und verdichtet werden, um dann in der Phase des Ideenfindens gemeinsam eine Vielzahl von Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln und ausgewählt zu fokussieren. Schließlich werden versuchsweise reale Prototypen erstellt, die an den relevanten Zielgruppen getestet werden können und die Entwicklung konkreter Lösungen vorwegnehmen.

In der Anwendung auf den Prozess der Planung von Gemeinschaftswohneinheiten heißt das, dass sich zunächst eine Gruppe aus repräsentativen Beteiligten konstituiert. Sie ist interdisziplinär zusammengesetzt und besteht aus Vertretern der relevanten Akteursgruppen: ArchitektInnen, BetreiberInnen und mögliche NutzerInnen. Zusatzkompetenzen von Sozialwissenschaftlern, Psychologen, aber auch StadtplanerInnen sollten einbezogen werden. Ein Team hat in der Regel nicht mehr 5-6 Mitglieder. Zumeist wird jedes Team von einem methodisch ausgebildeten Coach begleitet; so können sich die Teilnehmer auf die konstruktive Zusammenarbeit in Bezug auf die Inhalte fokussieren. Damit ein Team kreativ arbeiten kann, benötigt es dafür opti-

mierte räumliche Gegebenheiten. Dazu gehören flexibel bewegbare Möbel, Whiteboards und Präsentationsflächen sowie Materialien zur prototypischen Gestaltung von Ideen und Modellen. Bei der kreativen Gestaltung von Planungsabläufen kommen Vorkehrungen für Rollenspielszenarien und Erfahrungsanalysen der Betroffenen hinzu.

Wir sehen in der Nutzbarmachung des Design Thinking für die Planung von Gemeinschaftswohnungen eine Art Schulungsprogramm, mit dem sich die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung in konkrete Planungen umsetzen lassen und dem Leitfaden der linearen Ablaufplanung an die Seite gestellt werden können.



---

## WEITERER FORSCHUNGSBEDARF

# VON DER EXPLORATION ZUR HYPOTHESENPRÜFUNG

Das Projekt stellt eine typische Explorationsstudie zur Erkundung des Forschungsfelds dar und ist insofern nur der erste Schritt zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Gebiets. Wir kennen jetzt die wesentlichen Faktoren und „konditionalen“ Beziehungen, die das gemeinschaftliche Wohnen bestimmen. Aber diese Erkenntnisse beruhen auf einer begrenzten Zahl von Fallstudien. Als nächstes müssen wir die Anzahl und die Variation der Objekte und Wohntypen erhöhen. Nur so sind Generalisierungen in Bezug auf die explorativ gefundenen Typologien und die Überprüfung von darauf bezogenen Hypothesen möglich. Die Reihenfolge—erst Exploration, dann Hypothesenprüfung—ist der methodisch zu beschreitende Weg.

Zugleich mit der Verbreiterung der empirischen Basis muss die Umstellung der explorativen Methoden auf standardisierte Verfahren einhergehen. In dem hier dokumentierten Projekt konnte dies bis jetzt nur ansatzweise in den Online-Befragungen geschehen. Das standardisierte Befragungsinstrument wurde vor dem Hintergrund der qualitativen Interviews und Begehungen konstruiert, aber die Fallzahl war viel zu klein, weil sie sich nur aus den BewohnerInnen der untersuchten Gemeinschaftswohnungen rekrutierte. Statistische Aussagen waren deswegen nur in äußerst begrenztem Umfang möglich.

Wir schlagen deswegen vor, in einem nächsten Schritt eine große Stichprobe von Wohnheimen/Wohngemeinschaften zu ziehen, die nach den Kriterien der Größe, der Bewohnerschaft (Studierende vs. Senioren), der räumlichen Verteilung und der Organisationsform repräsentativ für die Bundesrepublik ist,\* um diese mit standardisierten Erhebungsinstrumenten zu erfassen. Die Online-Befragung des vorliegenden Projekts liefert für eine solches Instrument bereits die Vorarbeit.

Hinzukommen müsste jedoch die Erfassung der jeweiligen architektonischen Struktur: Wenn ausführliche Begehungen, zeichnerische Dokumentationen, Flächenanalysen und Wohnwertbestimmungen wegen der großen Fallzahl ausgeschlossen sind, muss ein approximatives Klassifizierungssystem entwickelt werden, um die Gemeinschaftsgebäude auf der Basis von Befragtenauskünften einzuordnen. In diesem Sinne stünde ein neues, auf Repräsentativität zielendes Projekt auch vor neuen methodischen Herausforderungen. Mit der Bewältigung dieser Aufgabe und der Verfügbarmachung eines entsprechenden tools würde für den Praktiker als Ergebnis eine empirisch begründete Typologie bereitstehen, um die Bedingungen für bestimmte Formen der Vergemeinschaftung beim Bauen zu realisieren.

---

\* Man spricht allgemein von „Repräsentativität“ einer Teilgesamtheit dann, wenn sie in bestimmten Merkmalen eine ähnliche Struktur wie die Grundgesamtheit aufweist. Daraus wird gefolgert, dass man von der Teil- auf die Grundgesamtheit schließen kann. Offensichtlich ist aber, dass der Begriff relativ ist, weil er von der Auswahl der Strukturdimensionen, die betrachtet werden, abhängig ist (Groves 2010). Entsprechend muss für eine repräsentative Stichprobe von Wohnheimen/Wohngemeinschaften zunächst festgelegt werden, welche Dimensionen ausschlaggebend sein sollen—wozu die vorliegende Studie eine erste Handhabe bietet.



---

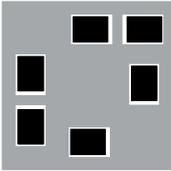
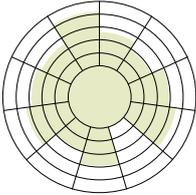
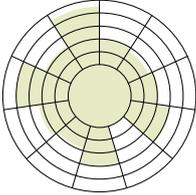
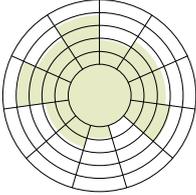
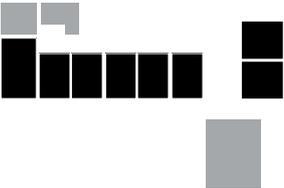
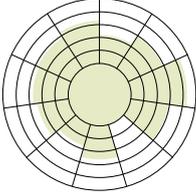
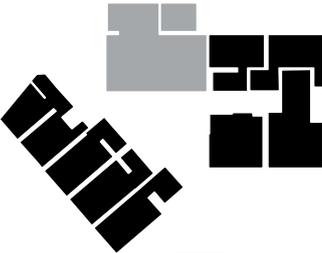
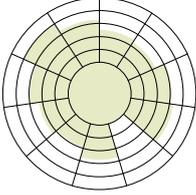
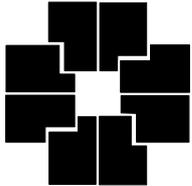
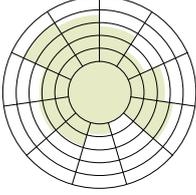
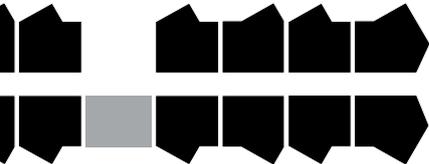
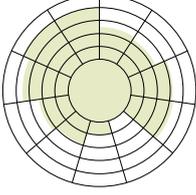
# ANHANG

---

- A VERGLEICHSANALYSEN
- B BEFRAGUNGSINSTRUMENTE
- C GLOSSAR
- D LITERATUR

# A VERGLEICHSANALYSEN

## VERGLEICH DER BEWERTUNGEN MIT DEM WOHNWERTBAROMETER

		<p>Standort 3,7 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,1 / 5,0                      Wohnung 3,0 / 5,0                      Prozess 2,8 / 5,0</p>	<p>Aufgrund guter öffentlicher Anbindung an den ÖPNV ist die dezentrale Lage .. Die geringen Mietkosten gleichen die minimale Wohnfläche aus.</p>
		<p>Standort 3,7 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,0 / 5,0                      Wohnung 2,2 / 5,0                      Prozess 2,5 / 5,0</p>	<p>Durch die zentrale Lage in der Altstadt in unmittelbarer Nähe zu Uni und Bibliothek wird das gemeinschaftliche Leben in der Hausgemeinschaft auch stark durch zufällige Begegnungen und spontane Besuche geprägt.</p>
		<p>Standort 3,2 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,2 / 5,0                      Wohnung 2,7 / 5,0                      Prozess 3,9 / 5,0</p>	
		<p>Standort 2,2 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,1 / 5,0                      Wohnung 2,4 / 5,0                      Prozess 2,3 / 5,0</p>	<p>Durch die geringen Mietkosten wird die Randlage und die eher schlechte Nahversorgung ausgeglichen.</p>
		<p>Standort 2,9 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,4 / 5,0                      Wohnung 3,0 / 5,0                      Prozess 2,9 / 5,0</p>	<p>Durch die geringen Mietkosten wird die Randlage und die eher schlechte Nahversorgung ausgeglichen.</p>
		<p>Standort 3,2 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,4 / 5,0                      Wohnung 2,0 / 5,0                      Prozess 2,2 / 5,0</p>	
		<p>Standort 2,9 / 5,0                      Haus/Umfeld 2,4 / 5,0                      Wohnung 3,0 / 5,0                      Prozess 2,6 / 5,0</p>	

Es sollte anfangs festgehalten werden, dass die allgemeine Wohnungsknappheit dazu führt, dass die meisten Wohnungssuchenden sich nach dem überschaubaren Angebot richten und dadurch keine Auswahl zwischen verschiedenen Lagen und Wohnformen entsteht. Zudem können viele der studentischen BewohnerInnen durch die geringe Wohnenerfahrung den Wohnwert eines Projektes schwer einschätzen.

### **Standort**

Alle untersuchten Beispiele sind vergleichsweise gut an die städtischen Quartiere angebunden. Dadurch ist die Varianz in der Standortqualität gering. Bei der Befragung der BewohnerInnen stellte sich zudem heraus, dass der Standort einen geringen Einfluss auf die Wahl der Wohnung hatte. Vor allem spielten die geringen Mietkosten in den von Studentenwerken oder stadteigenen Wohnungsbauunternehmen geführten Immobilien eine wichtige Rolle. Bei den Studentenwohnheimen ist die geringe Distanz zu den Universitäten meist gegeben und ein weiterer wichtiger Faktor. Bei den Projekten in Randgebieten werden durch Grünräume und Landschaftsnähe die Standortfaktoren aufgewertet.

### **Haus und Umfeld**

Die Varianz (WWB Aktionsradius: Haus und Umfeld: 2,0 bis 2,4) in den untersuchten Beispiel ist sehr gering, weswegen sich aus dem Zustand der Bausubstanz und dem Wohnstandard keine erheblichen Einflüsse auf die Wohnpraxis ergeben.

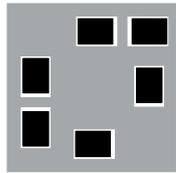
### **Wohnung**

Die Varianz (WWB Aktionsradius: Wohnung: 2,0 bis 3,0) in den untersuchten Beispielen ist sehr gering weswegen sich aus dem Zustand der Bausubstanz und dem Wohnstandard keine Einflüsse auf die Wohnpraxis ergeben.

### **Prozess**

Die Varianz im Aktionsradius ist relativ hoch (WWB Aktionsradius Prozess: 2,3 bis 3,9). Vergleichend lässt sich feststellen, dass die Prozessqualität einen Einfluss auf die Wohnqualität nimmt. Neben der Servicequalität für die BewohnerInnen durch den Betreiber des Gebäudes spielt insbesondere die Beteiligung und die Selbstverwaltung eine entscheidende Rolle. Je stärker die BewohnerInnen in die organisatorischen Prozesse mit eingebunden werden, desto höher wird die Identifikation mit dem Wohnumfeld.

VERGLEICH DER INDIVIDUELLEN UND GEMEINSCHAFTLICHEN FLÄCHEN



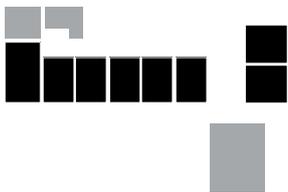
BGF	129 %		33,6 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		26,1 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	28 %		7,2 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	72 %		18,9 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	0 %		- m <sup>2</sup>



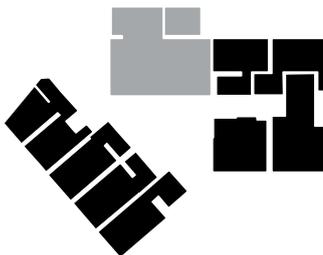
BGF	131 %		34,6 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		31,1 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	51 %		16,0 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	33 %		10,5 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	15 %		4,8 m <sup>2</sup>



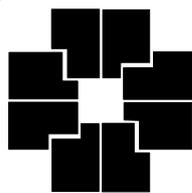
BGF	130 %		33,7 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		25,9 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	55 %		14,4 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	45 %		11,6 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	k.A.		3,5 m <sup>2</sup>



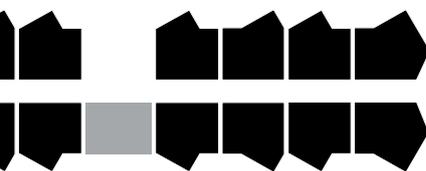
BGF	164 %		26 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		15,9 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	77 %		12,2 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	23 %		3,7 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	k. A.		k. A.



BGF	151 %		k.A.
WOHNFLÄCHE	100 %		20,3 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	63 %		14,0 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	30 %		6,3 m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	7 %		1,5 m <sup>2</sup>



BGF	129 %		27,7 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		21,5 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	95 %		20,6 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	0 %		- m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	5 %		1,0 m <sup>2</sup>



BGF	177 %		55,8 m <sup>2</sup>
WOHNFLÄCHE	100 %		31,4 m <sup>2</sup>
Individuelle Fläche	95 %		30,0 m <sup>2</sup>
wohngemeinschaftlich	0 %		- m <sup>2</sup>
hausgemeinschaftlich	5 %		1,5 m <sup>2</sup>

### Flächeneffizienz und Suffizienz

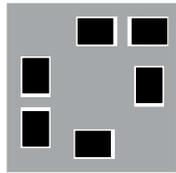
Durch die Flächenverhältnisse zueinander und die absolute Fläche pro BewohnerIn lassen sich Bewertungen der Gebäude unter zunächst wirtschaftlichen Gesichtspunkten durchführen. Demnach sind die Projekte mit einem günstigen Verhältnis von Wohnfläche zu Bruttogeschossfläche am effizientesten. Dabei wird allerdings keinerlei Aussage über die Qualität oder die zugewiesene Funktion der jeweiligen Flächen getroffen.

Bei der Betrachtung der Verhältnisse zwischen individuellen und gemeinschaftlichen Flächen wird deutlich, dass die einzelnen BewohnerInnen verfügbare Wohnfläche stark variieren kann. Auffällig ist, dass sie bei den gezielt mit einem starken Gemeinsinn gebildeten Wohngemeinschaften (Fallstudie 2 und 3) etwa im gleichen Verhältnis zueinander stehen. Die zugängliche und nutzbare Fläche steigert sich demnach für die Einzelperson enorm, da die absoluten Flächen der Individualräume nicht wesentlich geringer ausfallen, als in den anderen Fällen. Der Gesamtflächenverbrauch pro Person ist dabei vergleichbar.

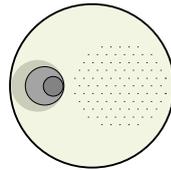
Eine Ausnahme bildet die Fallstudie 1 CUBITY durch eine drastische Minimierung der individuellen Flächen. Der Gesamtflächenverbrauch wird dadurch jedoch nicht stark reduziert, da der im Projekts besonderer Fokus auf der Ausbildung der Gemeinschaftsflächen lag und diese dementsprechend großzügig ausfielen.

Die Projekte mit teils erheblich höheren Anteilen der Individualflächen stellten sich in den Untersuchungen auch als diejenigen heraus, in denen eine Gemeinschaftsbildung eher gehemmt als gefördert zu werden schien. Dies hatte aber nicht zwingend Einfluss auf die Wohnzufriedenheit, da zunächst die absolut verfügbare Fläche ausschlaggebend empfunden wurde. Teils wurde die höhere Individualisierung auch gewünscht. Vergemeinschaftung entwickelt sich in diesen Projekten vorrangig durch Eigeninitiative der BewohnerInnen.

VERGLEICH DER ZUGÄNGLICHKEIT DER WOHNFLÄCHEN



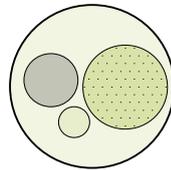
Anzahl Gebäude 1  
 Wohneinheiten 1  
 BewohnerInnen 12  
 Personen/WE 12



Die Reduzierung der Individualfläche auf ein Minimum und die räumliche Struktur begünstigen die Aneignung von gemeinschaftlichen Flächen.



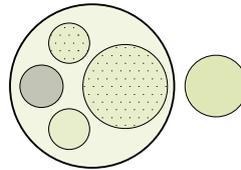
Anzahl Gebäude 1  
 Wohneinheiten 3  
 BewohnerInnen 11  
 Personen/WE 3 bis 4



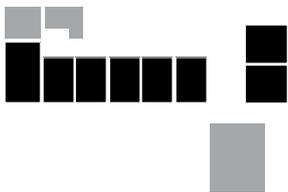
Die räumlichen Bedingungen sind aufgrund der Größe und der internen Lage nicht optimal für eine gemeinschaftliche Nutzung. Diese findet aufgrund stark ausgeprägter Gemeinschaft dennoch statt.



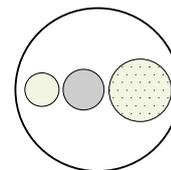
Anzahl Gebäude 3  
 Wohneinheiten 26  
 BewohnerInnen ca 70  
 Personen/WE 2 bis 7



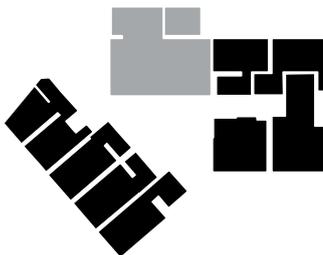
Der Individuelle Ausbau der Wohnungen durch die BewohnerInnen gibt die Möglichkeit speziell auf die Wünsche der BewohnerInnen zu reagieren. Der Fokus des gem. Wohnens liegt auf der Hausgemeinschaft.



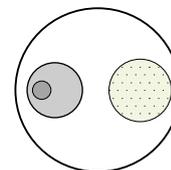
Anzahl Gebäude 5  
 Wohneinheiten 175  
 BewohnerInnen 475  
 Personen/WE 1 bis 7



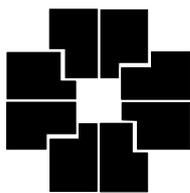
Die Typologie trennt klar zwischen privaten und öffentlichen Bereichen. Die Zimmer bilden klare Rückzugsräume, wohingegen die Gemeinschaftsküchen sich zum öffentlichen Hof ausrichten



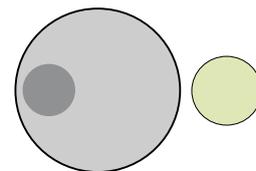
Anzahl Gebäude 5  
 Wohneinheiten 175  
 BewohnerInnen 475  
 Personen/WE 1 bis 7



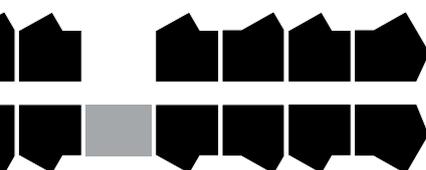
Verschiedene Arten von Typologien. Die Idee einer Siedlung soll eine Vielzahl von Bedürfnissen gerecht werden, die zahlreichen Gemeinschaftsflächen fördern das gemeinschaftliche Leben in der Studenensiedlung.



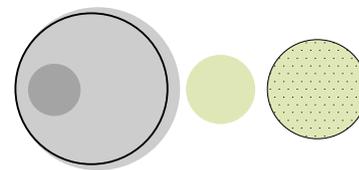
Anzahl Gebäude 5  
 Wohneinheiten 102  
 BewohnerInnen 102  
 Personen/WE 1



Die Wohnungstypologie sowie die Erschließung verhindern jede Form des gemeinschaftlichen Wohnens und des Austausches. Lediglich der Außenraum zwischen schafft Begegnungsräume.



Anzahl Gebäude 1  
 Wohneinheiten 153  
 BewohnerInnen 156  
 Personen/WE 1



Gemeinschaftliches Wohnen findet innerhalb des Hauses statt. Gemeinschaftliche Räume erweitern des Wohnumfeld. Die Gestaltung der Wohnungstüren bietet eine Möglichkeit zur Aneignung.

### **Wohnungstypologie & Organisation**

In den Grafiken wird dargestellt wie sich die Wohneinheit im Bezug auf die Verteilung der individuellen Fläche der einzelnen BewohnerInnen zur gemeinschaftlichen Fläche und hinsichtlich der Zugänglichkeiten insgesamt darstellt.

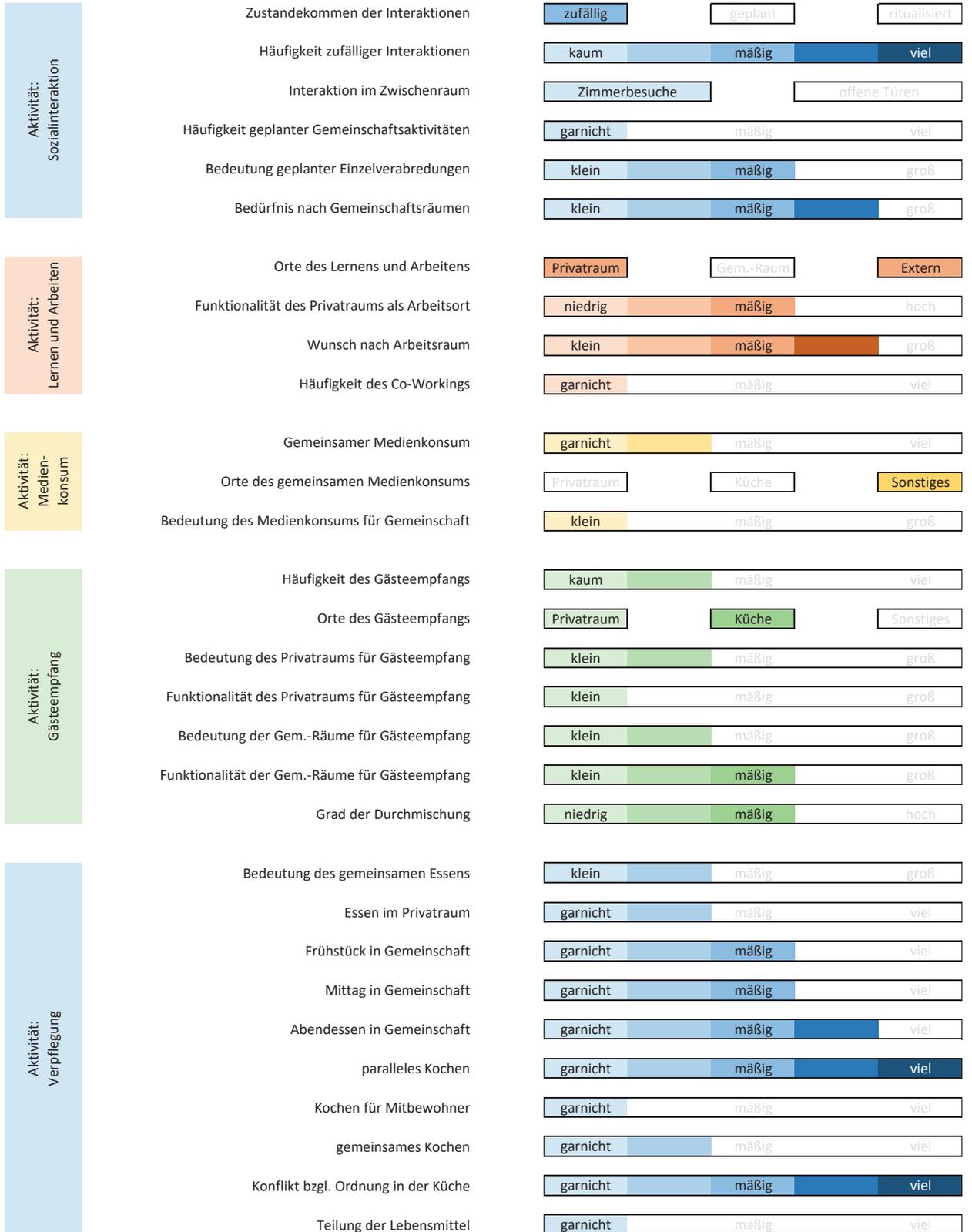
In den ersten drei Fallbeispielen stellt sich die Wohneinheit als eine gemeinschaftliche Fläche dar, in der der Individuelle Bereich einen Teil ausmacht. Gemeinschaftliche und Individuelle Bereiche überschneiden sich. Die gesamte Wohneinheit ist für die BewohnerInnen zugänglich, entweder durch offene Zimmertüren und gemeinschaftlichen Aktivitäten auf individuellen Flächen oder auch durch Aneignung von gemeinschaftlichen Bereichen. Aufgrund der überschaubaren Größe der Wohneinheiten kann eine Gruppenbindung schneller aufgebaut werden.

Projekt 04 und 05 stellen sich anders dar: hier ist das Individuelle Zimmer eine fest definierte Einheit die sich klar von den gemeinschaftlichen Teilen abgrenzt, eine Überschneidung von gemeinschaftlichen und individuellen Bereichen findet nicht statt. Dennoch wird die Wohneinheit (Hofhaus/Flurgemeinschaft) als eine Gemeinschaft betrachtet, da Wohnfunktionen wie kochen, haushalten und Körperpflege auf der wohnungsgemeinschaftlichen Ebene stattfinden.

Bei den Einzelappartements wird die Wohneinheit individualisiert und die Gemeinschaftsflächen stehen losgelöst von den Wohneinheiten und bilden eher keine Erweiterung der Wohnfläche aus, sondern dienen primär gemeinschaftlichen Aktivitäten der Freizeitgestaltung. Eine Aneignung dieser Flächen findet nicht statt.

Damit eine Identifikation der BewohnerInnen mit dem Gebäude und der Gemeinschaft stattfindet, ist es wichtig, dass sich die BewohnerInnen als TrägerInnen der Idee/Ideologie oder konkret der Immobilie sehen. Dieses kann nur über eine starke Partizipation der BewohnerInnen an den Prozessen der Organisation funktionieren.

CUBITY

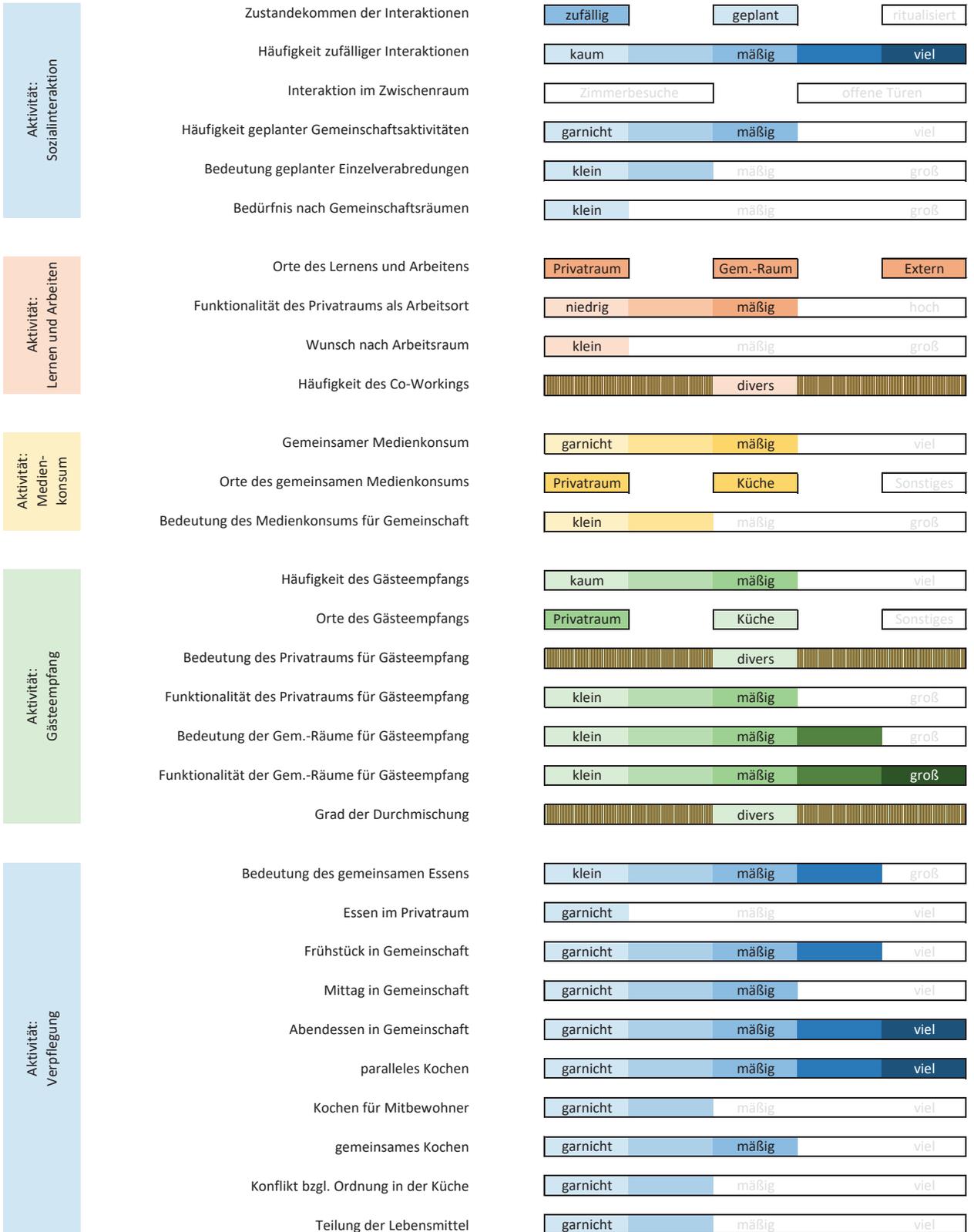


Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
	Nutzungsintensität	klein	mäßig	groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum	mäßig	viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum	mäßig	viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	niedrig	mäßig	hoch
	Grad der Privatsphäre	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Hellhörigkeit als Problem	klein	mäßig	groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
	Nutzung externer Räume	(keine Räume vorhanden)		
Vergemeinschaftung	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig	mäßig	hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional	gesellig	idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig	mäßig	viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung		Haus
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	zu wenig		ausreichend
Organisation	Umfang vorhandener Regeln	klein	mäßig	groß
	Ursprung der Regeln	extern	historisch	verhandelt
	Regelungsform	explizit		implizit
	Funktionieren der Regeln	schlecht	mäßig	gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum	mäßig	viel
	Konfliktsachen	Lärm	Sauberkeit	Persönl.
	Klärung	keine	Plenum	persönl.



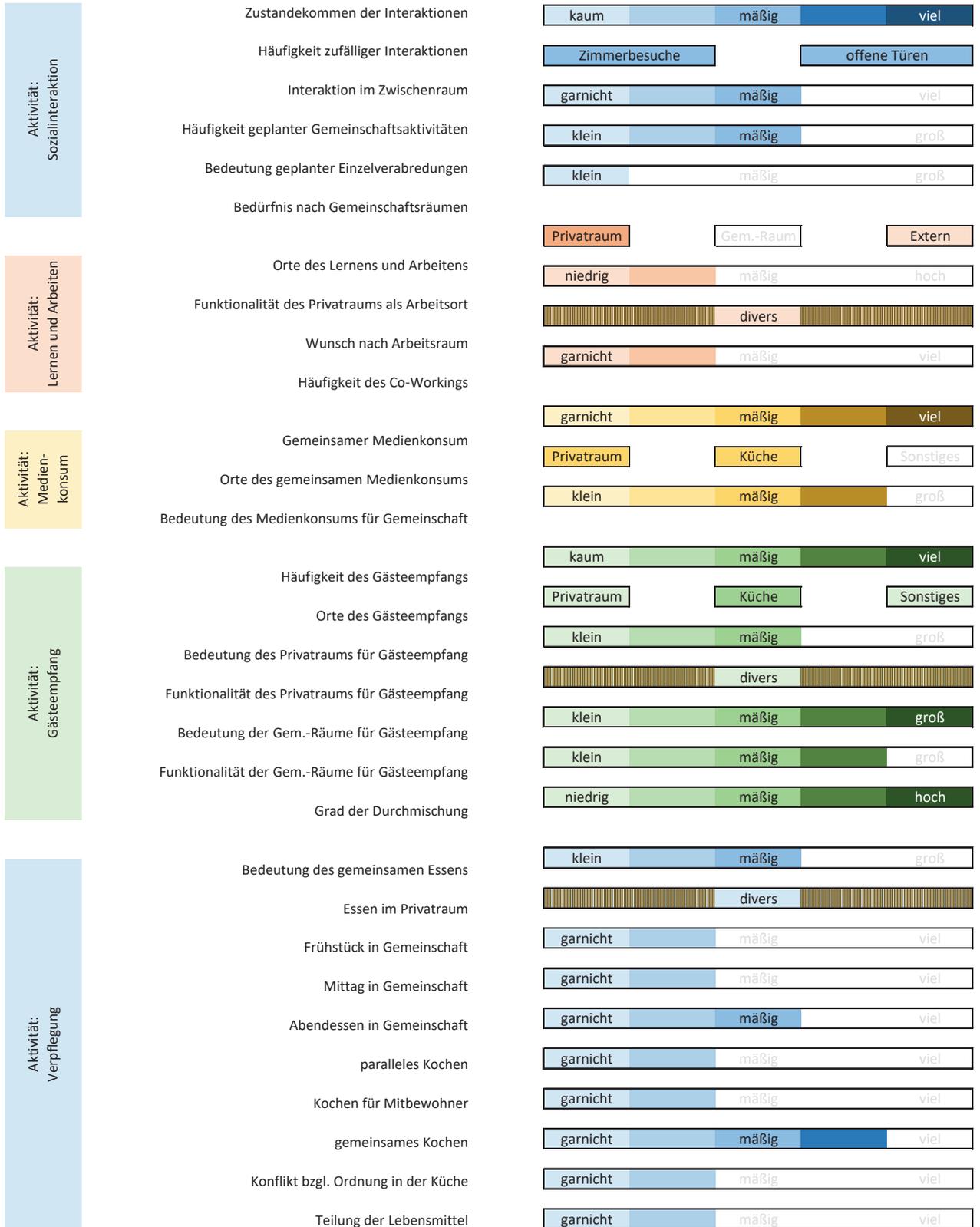
Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein   mäßig   groß
	Nutzungsintensität	klein   mäßig   groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum   mäßig   viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig   mäßig   hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig   mäßig   hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig   mäßig   hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum   mäßig   viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig   mäßig   hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	divers
	Grad der Privatsphäre	niedrig   mäßig   groß
	Angemessenheit der Größe	divers
	Hellhörigkeit als Problem	klein   mäßig   groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein   mäßig   groß
Vergemeinschaftung	Nutzung externer Räume	<i>Unterhalten, Medienkonsum, Feiern</i>
	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig   mäßig   hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional   gesellig   idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig   mäßig   viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung   Haus
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	zu wenig   ausreichend
	Organisation	Umfang vorhandener Regeln
Ursprung der Regeln		extern   historisch   verhandelt
Regelungsform		explizit   implizit
Funktionieren der Regeln		schlecht   mäßig   gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum   mäßig   viel
	Konfliktsachen	Lärm   Sauberkeit   Persönl.
	Klärung	keine   Plenum   persönl.

### Hagebutze (Dachgeschoss)



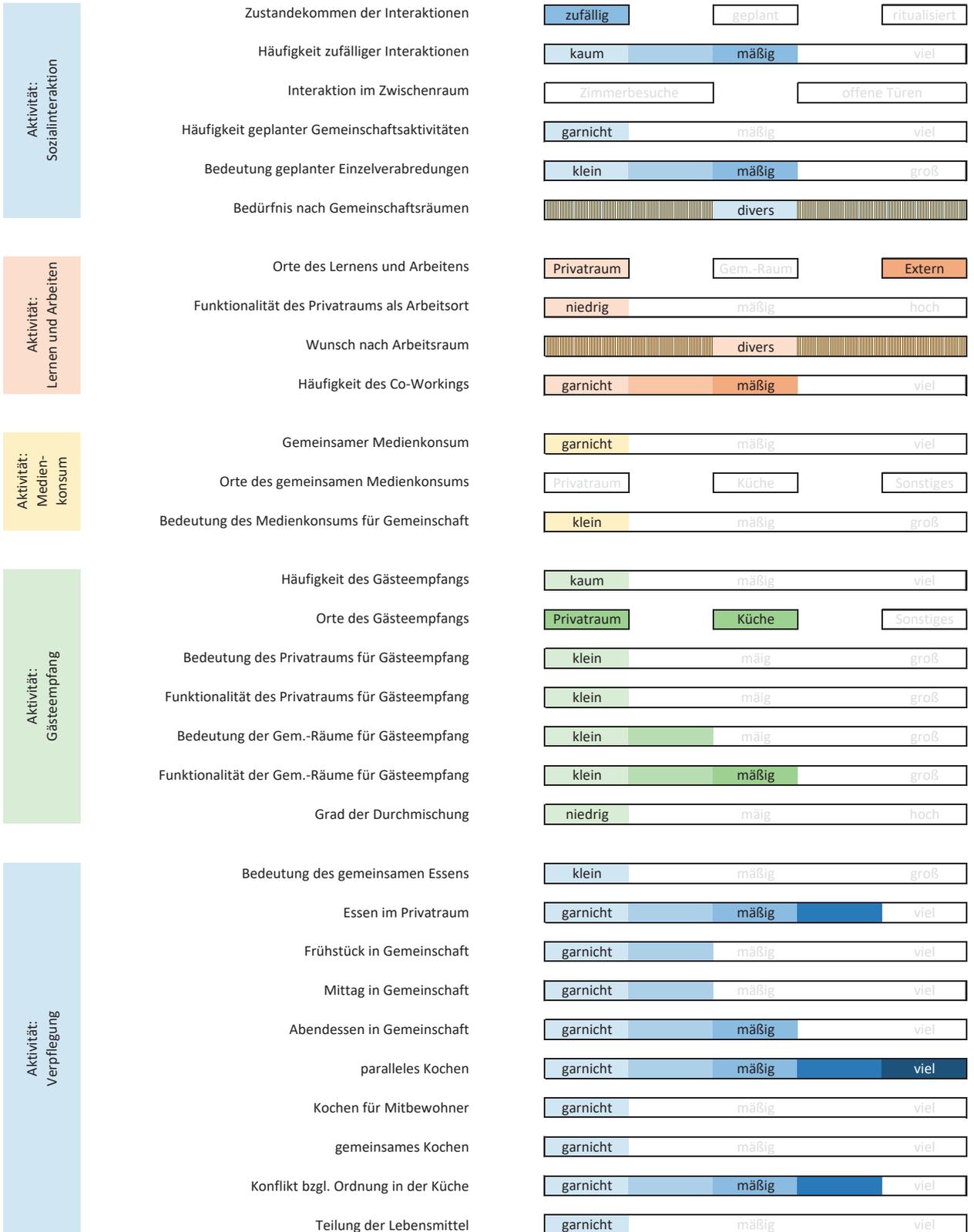
Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
	Nutzungsintensität	klein	mäßig	groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum	mäßig	viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum	mäßig	viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	niedrig	mäßig	hoch
	Grad der Privatsphäre	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Hellhörigkeit als Problem	klein	mäßig	groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
Vergemeinschaftung	Nutzung externer Räume	<i>Orga, Hobbies, Feiern, (Lernen)</i>		
	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig	mäßig	hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional	gesellig	idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig	mäßig	viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung		Haus
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	zu wenig		ausreichend
Organisation	Umfang vorhandener Regeln	klein	mäßig	groß
	Ursprung der Regeln	extern	historisch	verhandelt
	Regelungsform	explizit		implizit
	Funktionieren der Regeln	schlecht	mäßig	gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum	mäßig	viel
	Konfliktsachen	Lärm	Sauberkeit	Persönl.
	Klärung	keine	Plenum	persönl.

Hagebutze (3. OG)



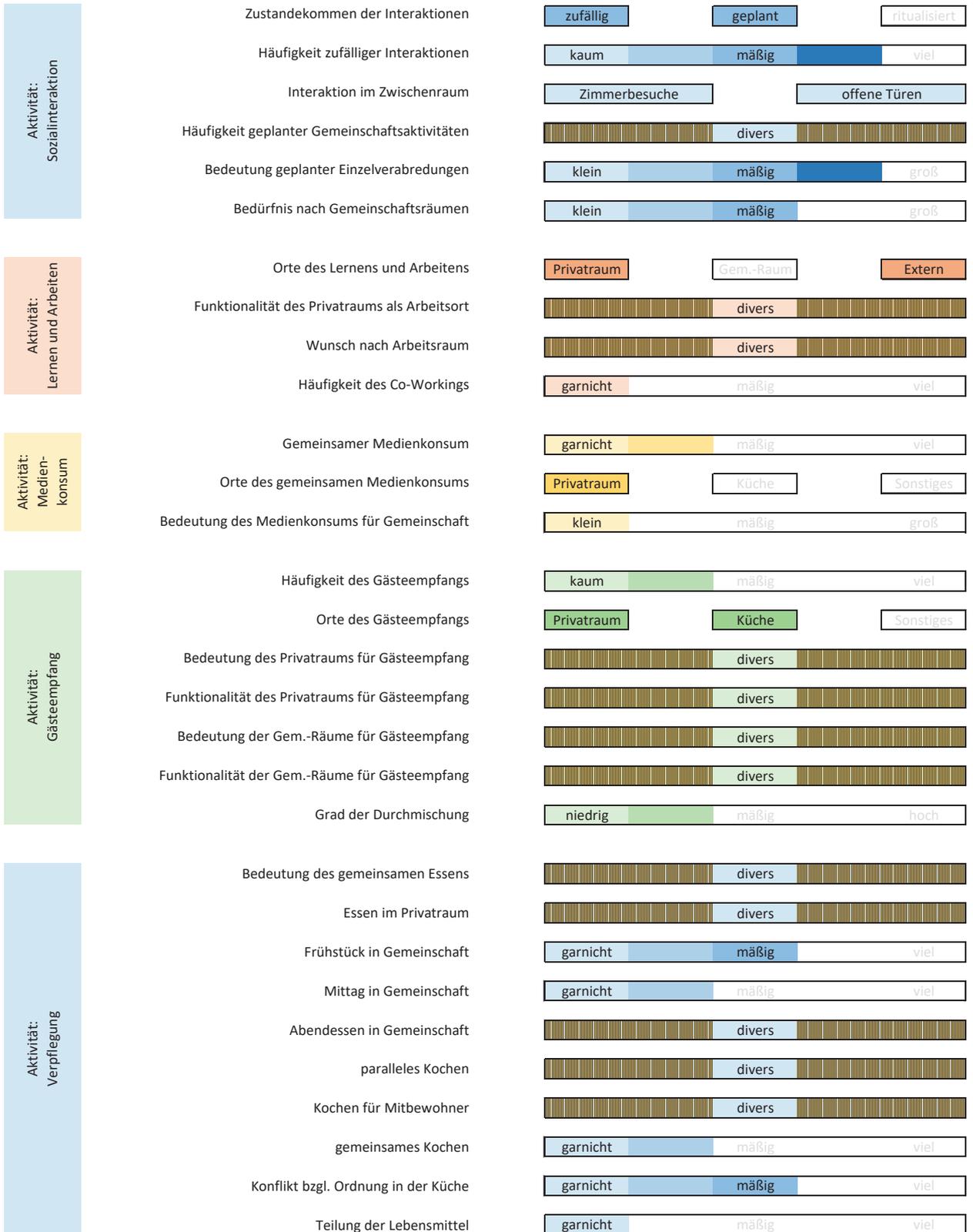
Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
	Nutzungsintensität	klein	mäßig	groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum	mäßig	viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum	mäßig	viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	niedrig	mäßig	hoch
	Grad der Privatsphäre	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Hellhörigkeit als Problem	klein	mäßig	groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
Vergemeinschaftung	Nutzung externer Räume	<i>Feiern</i>		
	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig	mäßig	hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional	gesellig	idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig	mäßig	viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung		Haus
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	zu wenig		ausreichend
Organisation	Umfang vorhandener Regeln	klein	mäßig	groß
	Ursprung der Regeln	extern	historisch	verhandelt
	Regelungsform	explizit		implizit
	Funktionieren der Regeln	schlecht	mäßig	gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum	mäßig	viel
	Konfliktsachen	Lärm	Sauberkeit	Persönl.
	Klärung	keine	Plenum	persönl.

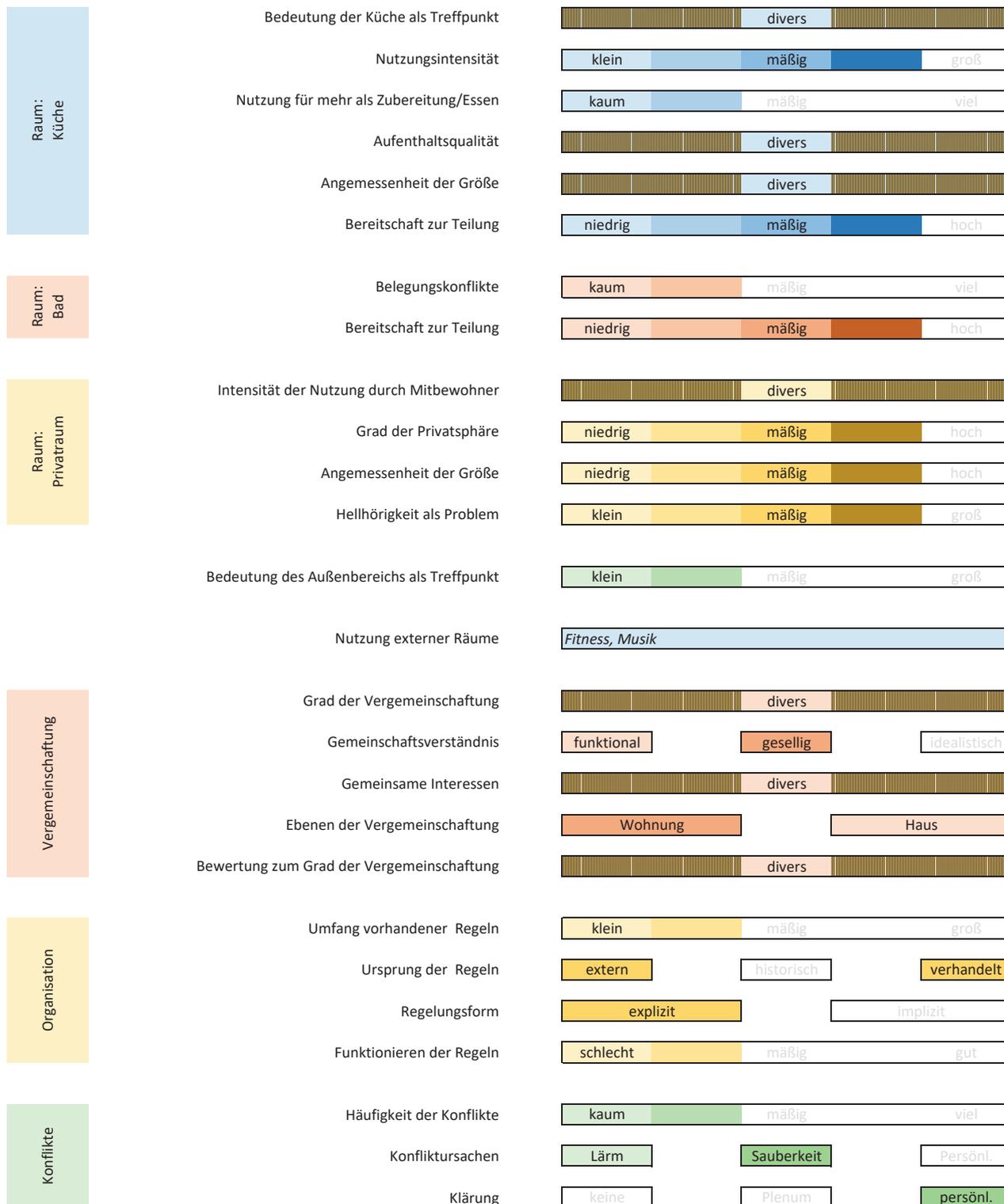
### Dauerwaldweg



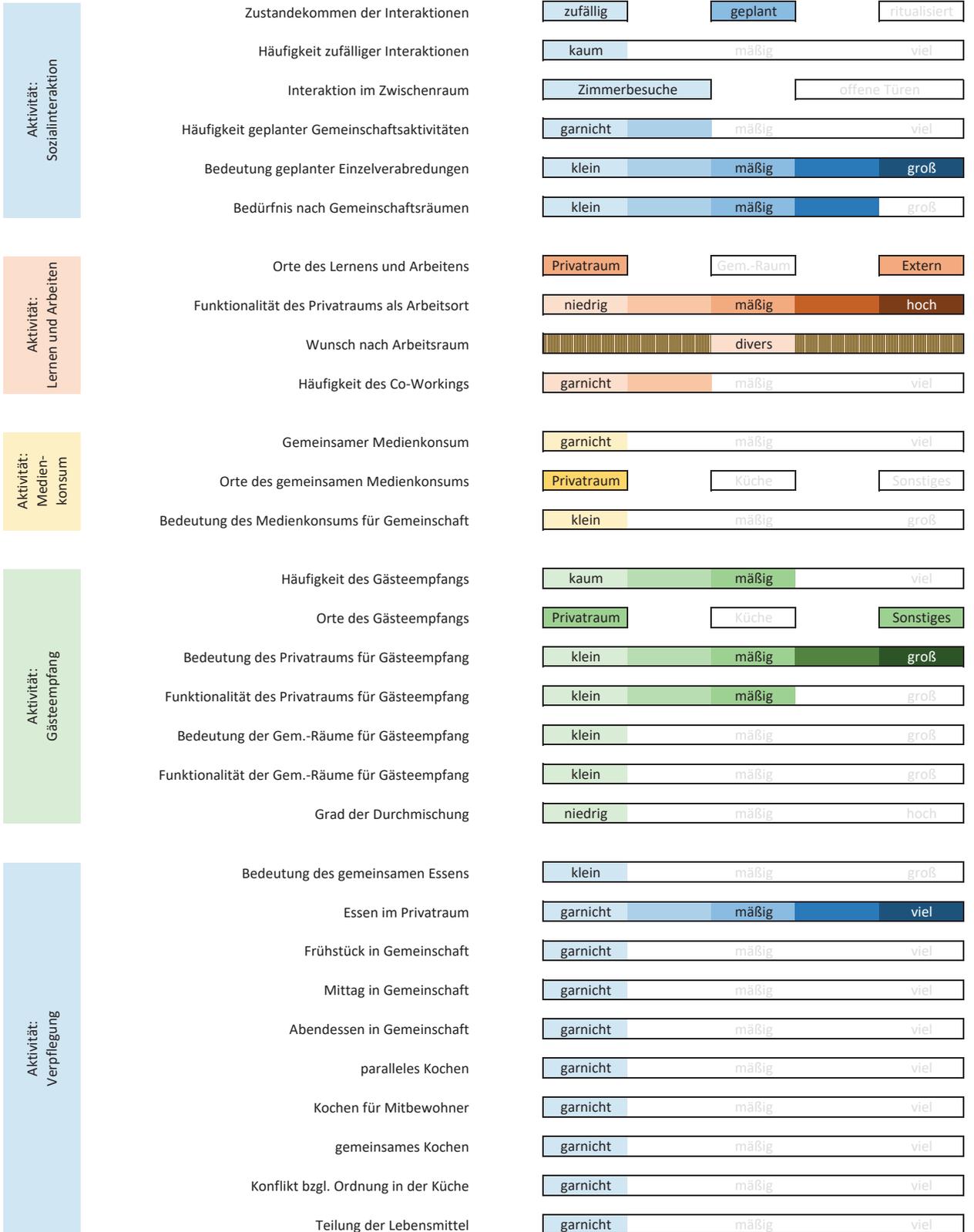
Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein   mäßig   groß
	Nutzungsintensität	klein   mäßig   groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum   mäßig   viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig   mäßig   hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig   mäßig   hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig   mäßig   hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum   mäßig   viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig   mäßig   hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	niedrig   mäßig   hoch
	Grad der Privatsphäre	niedrig   mäßig   hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig   mäßig   hoch
	Hellhörigkeit als Problem	klein   mäßig   groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein   mäßig   groß
Vergemeinschaftung	Nutzung externer Räume	<i>Feiern, (Hobbies)</i>
	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig   mäßig   hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional   gesellig   idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig   mäßig   viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung   Haus
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	divers
	Organisation	Umfang vorhandener Regeln
Ursprung der Regeln		extern   historisch   verhandelt
Regelungsform		explizit   implizit
Funktionieren der Regeln		schlecht   mäßig   gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum   mäßig   viel
	Konfliktsachen	Lärm   Sauberkeit   Persönl.
	Klärung	keine   Plenum   persönl.

### Eichkamp





Salvador Allende



Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
	Nutzungsintensität	klein	mäßig	groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum	mäßig	viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum	mäßig	viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	niedrig	mäßig	hoch
	Grad der Privatsphäre	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Hellhörigkeit als Problem	klein	mäßig	groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
Vergemeinschaftung	Nutzung externer Räume	<i>Kochen, (Feiern)</i>		
	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig	mäßig	hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional	gesellig	idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig	mäßig	viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung	Haus	
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	divers		
	Organisation	Umfang vorhandener Regeln	klein	mäßig
Ursprung der Regeln		extern	historisch	verhandelt
Regelungsform		explizit	implizit	
Funktionieren der Regeln		schlecht	mäßig	gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum	mäßig	viel
	Konfliktsachen	Lärm	Sauberkeit	Persönl.
	Klärung	keine	Plenum	persönl.

### Wohn!Aktiv

Aktivität: Sozialinteraktion	Zustandekommen der Interaktionen	zufällig	geplant	ritualisiert
	Häufigkeit zufälliger Interaktionen	kaum	mäßig	
	Interaktion im Zwischenraum	Zimmerbesuche		offene Türen
	Häufigkeit geplanter Gemeinschaftsaktivitäten	garnicht	mäßig	viel
	Bedeutung geplanter Einzelverabredungen	klein	mäßig	groß
	Bedürfnis nach Gemeinschaftsräumen	klein	mäßig	groß
Aktivität: Lernen und Arbeiten	Orte des Lernens und Arbeitens	Privatraum	Gem.-Raum	Extern
	Funktionalität des Privatraums als Arbeitsort	niedrig	mäßig	hoch
	Wunsch nach Arbeitsraum	klein	mäßig	groß
	Häufigkeit des Co-Workings	garnicht	mäßig	viel
Aktivität: Medienkonsum	Gemeinsamer Medienkonsum	garnicht	mäßig	viel
	Orte des gemeinsamen Medienkonsums	Privatraum	Küche	Sonstiges
	Bedeutung des Medienkonsums für Gemeinschaft	klein	mäßig	groß
Aktivität: Gästeempfang	Häufigkeit des Gästeempfangs	kaum	mäßig	viel
	Orte des Gästeempfangs	Privatraum	Küche	Sonstiges
	Bedeutung des Privatraums für Gästeempfang	klein	mäßig	groß
	Funktionalität des Privatraums für Gästeempfang	klein	mäßig	groß
	Bedeutung der Gem.-Räume für Gästeempfang	klein	mäßig	groß
	Funktionalität der Gem.-Räume für Gästeempfang	klein	mäßig	groß
	Grad der Durchmischung	niedrig	mäßig	hoch
Aktivität: Verpflegung	Bedeutung des gemeinsamen Essens	klein	mäßig	groß
	Essen im Privatraum	garnicht	mäßig	viel
	Frühstück in Gemeinschaft	garnicht	mäßig	viel
	Mittag in Gemeinschaft	garnicht	mäßig	viel
	Abendessen in Gemeinschaft	garnicht	mäßig	viel
	paralleles Kochen	garnicht	mäßig	viel
	Kochen für Mitbewohner	garnicht	mäßig	viel
	gemeinsames Kochen	garnicht	mäßig	viel
	Konflikt bzgl. Ordnung in der Küche	garnicht	mäßig	viel
	Teilung der Lebensmittel	garnicht	mäßig	viel

Raum: Küche	Bedeutung der Küche als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
	Nutzungsintensität	klein	mäßig	groß
	Nutzung für mehr als Zubereitung/Essen	kaum	mäßig	viel
	Aufenthaltsqualität	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Bad	Belegungskonflikte	kaum	mäßig	viel
	Bereitschaft zur Teilung	niedrig	mäßig	hoch
Raum: Privatraum	Intensität der Nutzung durch Mitbewohner	niedrig	mäßig	hoch
	Grad der Privatsphäre	niedrig	mäßig	hoch
	Angemessenheit der Größe	niedrig	mäßig	hoch
	Hellhörigkeit als Problem	klein	mäßig	groß
	Bedeutung des Außenbereichs als Treffpunkt	klein	mäßig	groß
Vergemeinschaftung	Nutzung externer Räume	<i>Feiern, Filme schauen, Hobbies, (Gäste empfangen)</i>		
	Grad der Vergemeinschaftung	niedrig	mäßig	hoch
	Gemeinschaftsverständnis	funktional	gesellig	idealistisch
	Gemeinsame Interessen	wenig	mäßig	viel
	Ebenen der Vergemeinschaftung	Wohnung		Haus
	Bewertung zum Grad der Vergemeinschaftung	zu wenig		ausreichend
Organisation	Umfang vorhandener Regeln	klein	mäßig	groß
	Ursprung der Regeln	extern	historisch	verhandelt
	Regelungsform	explizit		implizit
	Funktionieren der Regeln	schlecht	mäßig	gut
Konflikte	Häufigkeit der Konflikte	kaum	mäßig	viel
	Konfliktsachen	Lärm	Sauberkeit	Persönl.
	Klärung	keine	Plenum	persönl.

## B BEFRAGUNGSINSTRUMENTE

### **Beschreibung des Tagesablaufs**

Bitte skizziere uns doch einmal, wie ein typischer Wochentag bei dir aussieht? Wie und wo verbringst du deinen Tag? Welche Aktivitäten machst du in der Wohnung und wo? Als Aktivität verstehen wir alles, was du in der Wohnung machst, vom typischen Wohnverhalten bis zu außergewöhnlichen Dingen. Beschreibe bitte möglichst detailliert und alles, was dir einfällt. Achte dabei bitte auch darauf uns zu sagen, wo im Raum oder in der Wohnung die jeweilige Aktivität stattfindet. Am besten beginnst du morgens mit dem Aufwachen.

- Wo? Wo in der Wohnung, im Zimmer, mit welchen Möbeln?
- Warum dort? Wieso führst du die Aktivität dort aus?
- Immer dort? Führst du die Aktivität auch mal woanders aus? Hast du die früher woanders ausgeführt? Wieso kommt/kam es zum Ortswechsel?
- Wann? Zu welcher Tageszeit? Varianz in der Uhrzeit?
- Wie lange? Wie lange führst du die Aktivität normalerweise aus?
- Wie regelmäßig? Wie regelmäßig kommt es zu der Ort-Aktivität-Kombination?
- Veränderungen? Wurden oder werden Veränderungen/Anpassungen vorgenommen, um Zimmer, Bereich, Möbel für die Aktivität zu nutzen?
- Beteiligte Personen? Sind noch andere Personen (gelegentlich) daran beteiligt?
- Konflikte oder Probleme? Gibt es Konflikte oder Probleme bezogen auf die Aktivität an diesem Ort (räumliche/architektonische Probleme, Abstimmungsschwierigkeiten)?
- Verbesserungspotential? Wie ließe sich die Wohnumgebung deiner Meinung nach verbessern, um die Aktivität angemessener ausführen zu können?
- Inwieweit unterscheidet sich ein Wochenende von dem skizzierten Wochentag? Was ist am Wochenende anders? Welche Aktivitäten unternimmst du am Wochenende und wo? Auch hier möchten wir dich bitten, sehr detailliert zu schildern.

## Aktivitäten/Nachfragen

Nun möchten wir gerne noch einmal einzelne Wohnaktivitäten mit dir durchsprechen. Bitte beschreibe uns jeweils detailliert, wie und wo du diese Aktivität ausführst.

<i>Aktivität</i>	<i>Nachfragen</i>
<input type="checkbox"/> <b>Nahrungsaufnahme</b> - kochen - essen - trinken	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Ruhe &amp; Entspannung</b> - schlafen - ausruhen	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Hauswirtschaft</b> - aufräumen - putzen - lagern - Wäsche waschen - Abwasch - reparieren / renovieren	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Körperpflege</b> - duschen / baden - Zähne putzen - Toilette	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Partnerschaft</b> - Übernachten - Intimität/Sex	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Gemeinschaft</b> - kochen - essen - fernsehen	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?

<input type="checkbox"/> <b>Kommunikation</b> - sich unterhalten - Besucher - telefonieren - soziale Medien	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Hobby</b> - PC-Spiele - Sport - Instrument / Musizieren - Garten - kochen / backen - Musik hören	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen?
	<input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Lernen/Homeoffice</b> - arbeiten - lesen - Zeitung / Nachrichten - Recherche	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Beauty</b> - schminken - über Körperpflege hinausgehend	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Computer-/ Tabletnutzung</b>	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?
<input type="checkbox"/> <b>Fernsehen</b>	<input type="checkbox"/> Wo? <input type="checkbox"/> Warum dort? <input type="checkbox"/> Immer dort? <input type="checkbox"/> Wann? <input type="checkbox"/> Wie regelmäßig? <input type="checkbox"/> Veränderungen? <input type="checkbox"/> Beteiligte Personen? <input type="checkbox"/> Konflikte oder Probleme? <input type="checkbox"/> Verbesserungspotential?

**Verräumlichung und Objekte**

Hier haben wir nun den Plan von deinem Zimmer bzw. dem Gebäude. Die farbigen Markierungen kennzeichnen deine räumliche Nutzung, also wo du welche Aktivitäten ausführst. Bitte schau dir den Plan einmal genau an und korrigiere ihn gegebenenfalls.

**Begehung der Gemeinschaftsräume in der Gruppe**

Nachdem jede und jeder von euch uns detailliert über die individuellen Wohnaktivitäten aufgeklärt hat, möchten wir nun noch einmal die Gemeinschaftsflächen zusammen durch-laufen. Bitte erzählt uns doch mal, wie diese Bereiche von euch genutzt werden? Insbesondere interessieren uns die gemeinschaftlichen Aktivitäten, aber auch parallele individuelle Nutzungen und daraus entstehende mögliche Konflikte. Am besten erzählt ihr uns ausführlich alles, was hier so normalerweise auf den Gemeinschaftsflächen stattfindet.

- Warum nutzt ihr dieses räumliche Element für diese Aktivität? Warum nicht?
- Was wurde unternommen/verändert, um die Nutzung zu ermöglichen?
- Kommt es manchmal zu Nutzungskonflikten? Wann und warum?
- Variiert die Nutzung? (Tages-, Wochen- oder Jahresverlauf?)
- War das schon immer so oder wie ist es dazu gekommen?
- Was wäre zu verbessern für die (gemeinschaftliche) Nutzung?

### **Gemeinschaftliche Aktivitäten**

Ihr habt uns eben in der gemeinsamen Begehung ja schon von einigen eurer gemeinschaftlichen Aktivitäten berichtet [kurze Erläuterung zu den vorher gesammelten Informationen]. Gibt es noch weitere Gemeinschaftsaktivitäten, die bisher noch nicht angesprochen wurden?

- Kochen?
- Essen?
- Unterhalten?
- Feiern und Feste?
- Fernsehen?
- Gegenseitig unterstützen?
- Gäste empfangen?
- Wann?
- Wie oft und wie regelmäßig?
- Wo?
- Warum dort?
- Varianz?
- Warum werden diese Aktivitäten nicht ausgeführt?
- Wurden bzw. werden die Erwartungen an Gemeinschaft erfüllt?
- Wie ist das Gemeinschaftsgefühl?

### **Veränderungen**

Welche Maßnahmen wurden von euch unternommen, um das gemeinschaftliche Leben zu organisieren oder zu verbessern? Alles was euch dazu in den Sinn kommt ist für uns von Interesse. Von baulichen Veränderungen bis Dekoration. Erzählt uns ruhig alles, was ihr denkt, was mit dem gemeinschaftlichen Zusammenleben im Zusammenhang steht.

- Bauliche Veränderungen?
- Möblierung?
- Arrangement?
- Dekoration?
- Schallschutz?
- Wann fanden diese Veränderungen statt?
- Gibt es wiederkehrende oder regelmäßige Anpassungen zwecks bestimmter Aktivitäten?
- Was könnte noch verbessert werden?
- Abstimmungsschwierigkeiten?

### **Privatsphäre**

Welche Rolle spielt das Thema Privatsphäre hier im Gebäude? Was fällt euch dazu ein?

- Wie wird die Privatsphäre gesichert?
- Gibt es Konflikte bzgl. der Privatsphäre?
- Werden Privaträume auch von der Gemeinschaft genutzt bzw. haben Privaträume auch eine öffentliche Funktion?
- Was heißt für Euch „privat“ bzw. „öffentlich“

### **Konflikte**

Gerne möchten wir mit euch auch noch über Abstimmungskonflikte sprechen. Wenn man zusammenwohnt, dann kann es öfter mal zu Problemen kommen, das ist ganz normal. Wie ist das bei euch? Was sind die Streitpunkte an denen ihr euch abarbeiten müsst?

- Inwieweit spielt das Gebäude oder die Architektur da eine Rolle?
- Habt ihr Anpassungen vorgenommen, um diese Konflikte zu entschärfen?
- Wie ließen sich diese Konflikte lösen?
- Welche Rolle spielt das Thema Schallschutz und Nachtruhe?

### **Ungenutzte Bereiche**

In der Einzel- und Gruppenbegehung habt ihr uns ja detailliert über die Raumnutzung informiert. Nun gibt es ein paar Bereiche in dem Gebäude, die von euch wenig oder gar nicht genutzt werden. Gerne möchten wir darüber mit euch sprechen. Wieso werden diese Bereiche nicht von euch genutzt?

- Haben diese ungenutzten Bereiche auch eine Funktion?
- Wofür könnte man sie nutzen?
- Was müsste für eine Nutzung verändert werden?
- Wie wäre der Grundriss zu optimieren, damit solche ungenutzten Bereiche nicht entstehen?

### **Alternativer Grundriss**

Nun ein Gedankenexperiment: Angenommen ihr könntet das alle Innenwände des Gebäudes neu arrangieren, den Grundriss also völlig frei gestalten. Wie würdet ihr den Raum und die Zimmer aufteilen?

- Warum würde ihr das ändern?
- Was würdet ihr so beibehalten?
- Verhältnis privat und öffentlich?
- Größe der verschiedenen Räume?
- Wie würde sich so eine Änderung vermutlich auf das Zusammenleben auswirken?



**Teil A: Daten**

A1.

**Bevor es losgehen kann, noch ein paar Hinweise zum Datenschutz**

**Wer wir sind**

Die Befragung wird von Mitarbeitern aus dem Forschungsprojekt "Gemeinschaftliche und individuelle Wohnbedürfnisse" durchgeführt. Projektleiter ist Prof. em. Bernd Wegener vom Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Projektpartner ist die DGJ Architektur GmbH.

**Verwendung deiner Daten**

Die Daten aus der Befragung werden ausschließlich im Rahmen des durch das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung geförderten Forschungsprojekts "Gemeinschaftliche und individuelle Wohnbedürfnisse" (AZ: II3-F20-16-1-142) verwendet.

**Datenschutz**

Wir halten uns an die rechtlichen Vorgaben der europäischen Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO). Die Einhaltung der rechtlichen Vorgaben überwacht der zuständige Datenschutzbeauftragte Moritz Fedkenheuer. Er steht Dir für Fragen zum Datenschutz zur Verfügung: [datenschutz@wohnbefragung.de](mailto:datenschutz@wohnbefragung.de)

**Wie Du uns erreichen kannst**

Prof. em. Bernd Wegener  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Institut für Sozialforschung  
Unter den Linden 6  
D-10999 Berlin  
Tel.: +49(0)30 217 504 60  
E-Mail: [info@wohnbefragung.de](mailto:info@wohnbefragung.de)

**Wenn Du mehr Information über die Verarbeitung Deiner Daten wünschst, klicke bitte hier.**

Ich stimme zu, dass meine personenbezogenen Daten gemäss den hier aufgeführten Angaben verarbeitet werden.





	innerhalb meines privaten Zimmers	innerhalb der Wohnung, aber außerhalb meines Zimmers	innerhalb des Hauses, aber außerhalb der Wohnung	außerhalb des Hauses (auswärts)	das ist immer unterschiedlich	wird nicht ausgeführt
Körper & Pflege (Duschen, Waschen, Zähneputzen)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Schlafen & Ausruhen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

**C2. Für uns ist es wichtig, noch einmal genau zu erfahren, wie du deine Wohnumgebung nutzt. Bitte gib an, mit wem und wo du die folgenden Aktivitäten normalerweise ausführst. Wichtiger Hinweis! Sofern eine Aktivität von dir nicht ausgeführt wird, trage bei "Wo?" bitte "wird nicht ausgeführt" ein. Mit wem?**

	(fast) nie mit andere Bewo- hner*innen	selten mit anderen Bewo- hner*innen	gelegentlich mit anderen Bewohner*in- nen	häufig mit anderen Bewo- hner*innen	(fast) immer mit anderen Bewohner*in- nen
Essen zubereiten & Kochen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Frühstücken	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mittagessen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Abendessen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lernen & Arbeiten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
TV, Filme, Serien etc. schauen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lesen (Bücher, Zeitschriften, Zeitung etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sport	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Hobbies	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Beisammensitzen mit anderen Bewohner*innen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Besuch empfangen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Körper & Pflege (Duschen, Waschen, Zähneputzen)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Schlafen & Ausruhen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

**Teil D: Gemeinschaftswohnen**

**D1. Gibt es Aktivitäten oder Termine, bei denen du andere Bewohner\*innen triffst, z.B. Spieleabende, gemeinschaftliches Kochen, Diskussionsrunden, Feste oder Ähnliches?**

nein

ja



**D2. Welche Aktivitäten oder Termine gibt es und wie häufig finden diese statt?**

**D3. Wie werden diese Aktivitäten oder Termine organisiert? (Mehrfachnennung möglich)**

zufällig, es ergibt sich spontan

wir haben gemeinschaftliche Rituale

es gibt feststehende regelmäßige Termine

einige Bewohner\*innen ergreifen die Initiative

durch eine Gemeinschaftskordinatorin oder Ähnliches

Sonstiges

Sonstiges

## Teil E: Zusammenleben

**E1. Was beschreibt deine Beziehung zu den anderen Bewohner\*innen am besten?**

wir gehen uns aus dem Weg

wenn wir uns zufällig begegnen, dann wechseln wir ein paar Worte

manchmal kochen und essen wir zusammen oder unternehmen etwas auswärts

mit einigen Bewohner\*innen verstehe ich mich sehr gut und wir verbringen häufig unsere Freizeit zusammen

wir sind eine enge Wohngemeinschaft und haben ein aktives Gemeinschaftsleben



**E2. Was sind die Gründe, warum du nur wenig mit den anderen Bewohner\*innen zu tun hast?**

**E3. Ergibt sich der Kontakt zu anderen Bewohner\*innen zufällig oder suchst du ihn bewusst?**

(fast) ausschließlich zufällig

überwiegend zufällig

in gleichem Maße zufällig wie bewusst

überwiegend bewusst

(fast) ausschließlich bewusst

**E4. Wie wichtig sind dir Gemeinschaftsflächen im Vergleich zu deinem Privatraum?**

nicht so wichtig, ich hätte lieber mehr Platz für mich

etwas wichtig, aber ein Gemeinschaftsraum pro Haus genügt

genauso wichtig wie mein privates Zimmer, das Verhältnis sollte ausgeglichen sein

sehr wichtig, dafür wäre ich auch bereit meinen privaten Raum deutlich zu reduzieren

**Teil F: Teilen**

**F1. Ein Gedankenexperiment: Stelle dir deine ideale Wohnform vor. Welche der folgenden Dinge möchtest du gerne teilen mit anderen Bewohner\*innen?**

	möchte ich nicht teilen	möchte ich eventuell teilen	möchte ich unbedingt teilen	ist mir egal
Privatraum	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Badezimmer	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Küche	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnbereich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Küchenutensilien(Pfannen, Töpfe, Gläser)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Haushaltswaren(Putzmittel, Toilettenpapier)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



	möchte ich nicht teilen	möchte ich eventuell teilen	möchte ich unbedingt teilen	ist mir egal
Grundnahrungsmittel(Salz, Pfeffer, Öl)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
sämtliche Lebensmittel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ernährungsstil	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lebensstil	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
politische Überzeugung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ideale und Wertvorstellungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freundeskreise	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Tagesrhythmen(Essen, Freizeit)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Hobbies	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

**F2. Und bezogen auf deine aktuelle Wohnsituation: Welche der Dinge teilst du tatsächlich mit den anderen Bewohner\*innen?**

	wird geteilt	wird teilweise geteilt	wird nicht geteilt	weiß nicht
Privatraum	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Badezimmer	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Küche	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Wohnbereich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Küchenutensilien(Pfannen, Töpfe, Gläser)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Haushaltswaren(Putzmittel, Toilettenpapier)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Grundnahrungsmittel(Salz, Pfeffer, Öl)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
sämtliche Lebensmittel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ernährungsstil	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lebensstil	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
politische Überzeugung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ideale und Wertvorstellungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freundeskreise	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



	wird geteilt	wird teilweise geteilt	wird nicht geteilt	weiß nicht
Tagesrhythmen(Essen, Freizeit)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Hobbies	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

**F3. Wenn du frei wählen könntest: Wie würdest du am liebsten wohnen?**

alleine

mit Partner\*in oder Familie

mit einer guten Freundin oder einem guten Freund in einer 2-er WG

in einer kleinen WG mit 3-4 Personen

in einer großen WG mit 5 oder mehr Personen

Sonstiges

Sonstiges

**F4. Wie ähnlich sind dir die anderen Bewohner\*innen deines Hauses?**

überhaupt nicht ähnlich

kaum ähnlich

etwas ähnlich

ziemlich ähnlich

sehr ähnlich

**Teil G: Organisation**

**G1. Welche Maßnahmen wurden ergriffen, um das Zusammenleben der Bewohner\*innen deines Hauses zu organisieren? (Mehrfachnennung möglich)**

keine Maßnahmen

regelmäßige Treffen (Plenum)

Putzplan

festgeschriebene Hausregeln

unausgesprochene Hausregeln

persönliche Absprachen



Sonstiges



Sonstiges

**G2. Würdest du deine aktuelle Wohnsituation als Zweck-Gemeinschaft bezeichnen?**

nein ja 

**G3. Bitte begründe, warum deine Wohnsituation keine Zweck-Gemeinschaft ist:**

**G4. Bitte begründe, warum du deine Wohnsituation als Zweck-Gemeinschaft bezeichnen würdest:**

**G5. Beteiligst du dich an der Gestaltung des Gemeinschaftsbereichs?**

nein ja 

**G6. Warum nicht?**



**Teil H: HWB1**

**H1. Bezogen auf deine aktuelle Wohnsituation: Wie zutreffend bzw. nicht zutreffend sind die folgenden Aussagen?**

	trifft nicht zu	trifft eher nicht zu	teils/ teils	trifft eher zu	trifft zu
Es fehlt ein Ort, um sich zurückzuziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es gibt genügend Platz für alle Aktivitäten des Alltags.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Der Gemeinschaftsbereich ist zu klein.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mein Zimmer hat eine ausreichende Größe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meinem Zimmer fühlt man sich beengt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Badezimmer bietet ausreichend Privatsphäre.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Küche besitzt Aufenthaltsqualität.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mein Zimmer bietet eine produktive Arbeitsatmosphäre.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es fehlt ein Platz zum ungestörten Arbeiten und Lernen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Haus bietet Gelegenheiten für spontane Interaktionen zwischen den Bewohner*innen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Architektur des Hauses erschwert die Gemeinschaftsbildung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Raumaufteilung des Hauses fördert Konflikte.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Wohnumfeld eignet sich gut um Gäste zu empfangen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Als Bewohner*in hat man wenig Kontrolle über die Wohnbedingungen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Der persönliche Tagesablauf muss an das Gemeinschaftsleben angepasst werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meinem Zimmer hat man ausreichend Privatsphäre.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Verhältnis zwischen privaten und öffentlichen Flächen ist ausgewogen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Gemeinschaftsbereiche sind im Alltag nur schwer nutzbar.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mein Zimmer besitzt genügend Stauraum.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Der Grundriss des Hauses ist sinnvoll.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meinem Zimmer fehlt es an Möglichkeiten, eigene Möbel zu integrieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



	trifft nicht zu	trifft eher nicht zu	teils/ teils	trifft eher zu	trifft zu
Es fehlt an Platz, um seinen Hobbies nachzugehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

### Teil I: HWB2

#### II. Bezogen auf deine persönlichen Erfahrungen: Wie zutreffend bzw. nicht zutreffend sind die folgenden Aussagen?

	trifft nicht zu	trifft eher nicht zu	teils/ teils	trifft eher zu	trifft zu
Sich mit den anderen Bewohner*innen abzustimmen kostet mich Kraft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meinem Zimmer kann ich mich gut vom Alltagsstress erholen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Badezimmer kann ich mich in Ruhe der Körperpflege widmen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In der Küche kommt es zu sozialem Austausch zwischen den Bewohner*innen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es fällt mir schwer, das Haus als mein Zuhause zu bezeichnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Bewohner*innen kümmern sich um die Instandhaltung der Gemeinschaftsflächen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Produktivität leidet unter den Wohnbedingungen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Wohnverhältnisse hindern mich daran, konzentriert zu arbeiten oder zu lernen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Bewohner*innen organisieren soziale Events (gemeinsames Kochen, Film gucken etc.).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Bewohner*innen haben untereinander nur wenig miteinander zu tun.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich versuche möglichst wenig von den anderen Bewohner*innen mitzubekommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es kommt zu zufälligen Begegnungen zwischen den Bewohner*innen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Bewohner*innen gehen sich gegenseitig eher aus dem Weg.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Manchmal fühle ich mich isoliert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin gut in die Hausgemeinschaft integriert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meinem Haus fühle ich mich als Teil einer Wohngemeinschaft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Beziehungen zwischen den Bewohner*innen sind oberflächlich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Gemeinschaftsgefühl zwischen den Bewohner*innen ist groß.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Beziehung zwischen den Bewohner*innen ist konfliktbehaftet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



	trifft nicht zu	trifft eher nicht zu	teils/ teils	trifft eher zu	trifft zu
Ich empfangе gerne Gäste.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Manchmal fühle ich mich einsam in meinem zuhause.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich leide unter der Anonymität im Haus.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Bewohner*innen unterstützen sich gegenseitig.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es gibt im Haus Personen denen ich mich anvertrauen kann.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir wäre es unangenehm, andere Bewohner*innen um Hilfe zu bitten.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich kenne die anderen Bewohner*innen kaum.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Haus hat mir geholfen Freunde zu finden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Manchmal leide ich darunter, dass im Haus soviel Trubel herrscht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei Bedarf kann ich mich gut vom sozialen Leben im Haus zurückziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es fällt mir schwer, mich mit dem Haus und seinen Bewohnern zu identifizieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Das Haus erleichtert es mir, mich in der Stadt zuhause zu fühlen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich fühle mich mit dem Haus verbunden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich fühle mich für mein Wohnumfeld verantwortlich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meinem Zimmer kann ich mich vom Gemeinschaftsleben zurückziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Haus fehlt es mir an Privatsphäre.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich binde die Gemeinschaftsbereiche des Hauses in meinen Tagesablauf mit ein.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es fällt mir schwer, meinem Wohnumfeld eine persönliche Note zu geben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich fühle mich frei, alles das in meinem Zimmer zu tun was ich möchte.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

**Teil J: Gesamtzufriedenheit**

**J1. Alle Aspekte berücksichtigend: Wie zufrieden bzw. unzufrieden bist du insgesamt mit deiner Wohnsituation?**

- sehr unzufrieden
- unzufrieden
- eher unzufrieden
- teils/teils
- eher zufrieden
- zufrieden
- sehr zufrieden

**J2. Wie wohl bzw. unwohl fühlst du dich in deinem Zuhause?**

- sehr unwohl
- unwohl
- eher unwohl
- teils/teils
- eher wohl
- wohl
- sehr wohl

**Teil K: persönliche Fragen**

Zum Abschluss benötigen wir noch ein paar Angaben zu deiner Person.

**K1. In welchem Jahr wurdest du geboren?**

- 2002
- 2001
- 2000
- 1999
- 1998
- 1997
- 1996
- 1995
- 1994
- 



1906	<input type="checkbox"/>
1905	<input type="checkbox"/>
1904	<input type="checkbox"/>
1903	<input type="checkbox"/>
1902	<input type="checkbox"/>
1901	<input type="checkbox"/>
1900	<input type="checkbox"/>

**K2. Seit welchem Jahr lebst du in deinem aktuellen Wohnort (Stadt)?**

seit meiner Geburt	<input type="checkbox"/>
2017	<input type="checkbox"/>
2016	<input type="checkbox"/>
2015	<input type="checkbox"/>
2014	<input type="checkbox"/>
2013	<input type="checkbox"/>
2012	<input type="checkbox"/>
2011	<input type="checkbox"/>
2010	<input type="checkbox"/>
2009	<input type="checkbox"/>
2008	<input type="checkbox"/>
2007	<input type="checkbox"/>
2006	<input type="checkbox"/>
2005	<input type="checkbox"/>
2004	<input type="checkbox"/>
2003	<input type="checkbox"/>
2002	<input type="checkbox"/>
2001	<input type="checkbox"/>
2000	<input type="checkbox"/>
1999	<input type="checkbox"/>
1998	<input type="checkbox"/>
1997	<input type="checkbox"/>



	1909	<input type="checkbox"/>
	1908	<input type="checkbox"/>
	1907	<input type="checkbox"/>
	1906	<input type="checkbox"/>
	1905	<input type="checkbox"/>
	1904	<input type="checkbox"/>
	1903	<input type="checkbox"/>
	1902	<input type="checkbox"/>
	1901	<input type="checkbox"/>
	1900	<input type="checkbox"/>

**K3. Seit wievielen Monaten wohnst du in deinem Haus?**

	0	<input type="checkbox"/>
	1	<input type="checkbox"/>
	2	<input type="checkbox"/>
	3	<input type="checkbox"/>
	4	<input type="checkbox"/>
	5	<input type="checkbox"/>
	6 (halbes Jahr)	<input type="checkbox"/>
	7	<input type="checkbox"/>
	8	<input type="checkbox"/>
	9	<input type="checkbox"/>
	10	<input type="checkbox"/>
	11	<input type="checkbox"/>
	12 (ein Jahr)	<input type="checkbox"/>
	13	<input type="checkbox"/>
	14	<input type="checkbox"/>
	15	<input type="checkbox"/>
	16	<input type="checkbox"/>
	17	<input type="checkbox"/>
	18	<input type="checkbox"/>



	19	<input type="checkbox"/>
	20	<input type="checkbox"/>
	21	<input type="checkbox"/>
	22	<input type="checkbox"/>
	23	<input type="checkbox"/>
	24 (zwei Jahre)	<input type="checkbox"/>
	25	<input type="checkbox"/>
	26	<input type="checkbox"/>
	27	<input type="checkbox"/>
	28	<input type="checkbox"/>
	29	<input type="checkbox"/>
	30	<input type="checkbox"/>
	31	<input type="checkbox"/>
	32	<input type="checkbox"/>
	33	<input type="checkbox"/>
	34	<input type="checkbox"/>
	35	<input type="checkbox"/>
	36 (drei Jahre)	<input type="checkbox"/>
	länger als drei Jahre	<input type="checkbox"/>

**K4. Wo hast du vorher gewohnt?**

- bei den Eltern
- in einem anderen Wohnheim
- in einer eigenen Wohnung
- in einer Wohngemeinschaft
- Sonstiges

Sonstiges



**K5. Wie hoch ist deine Miete insgesamt (Kaltmiete zzgl. Nebenkosten)?**

**Teil L: Pers**

**L1. Fast geschafft, dies ist die letzte Frage.**

**Inwieweit treffen die folgenden Aussagen auf dich zu? Antworte möglichst spontan. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten.**

	trifft nicht zu	trifft eher nicht zu	teils/ teils	trifft eher zu	trifft zu
Ich bin eher zurückhaltend, reserviert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich gehe aus mir heraus, bin gesellig.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich schenke anderen leicht Vertrauen, glaube an das Gute im Menschen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich neige dazu, andere zu kritisieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin bequem, neige zur Faulheit.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich erledige Aufgaben gründlich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin entspannt, lasse mich durch Stress nicht aus der Ruhe bringen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich werde leicht nervös und unsicher.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe nur wenig künstlerisches Interesse.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe eine aktive Vorstellungskraft, bin fantasievoll.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

**L2. Das war's auch schon. Gibt es noch etwas, dass du uns abschließend mitteilen möchtest?**

**Vielen Dank für die Teilnahme an der Befragung.**

**Deine Angaben wurden übermittelt. Du kannst das Fenster jetzt schließen.**

## C GLOSSAR

### **Aneignung**

Der umweltsychologische Begriff der Aneignung bezeichnet den Prozess, bei dem eine objektive Umwelt (das Haus oder die Wohnung) in eine subjektive und damit persönlich bedeutsame Umwelt (das Zuhause) umgewandelt wird. Voraussetzung für Aneignung ist das Vorhandensein von Handlungsspielräumen, sodass darüber ein Mehrwert der Wohnumwelt für die BewohnerInnen entstehen kann (Graumann 1990).

### **Design Thinking**

Gruppendynamischer Ansatz, der zum Lösen von Problemen und zur Entwicklung neuer Ideen führen soll. Ziel ist dabei, Lösungen zu finden, die aus Anwendersicht (NutzerInnenperspektive) überzeugend sind. Das Verfahren fordert eine stetige Rückkopplung zwischen dem Entwickler einer Lösung und seiner Zielgruppe.

### **Gemeinschaftliche Wohnformen**

Gemeinschaftliches Wohnen bezeichnet eine alternative Wohnform zu der in der Gesellschaft üblichen Formen und vereint Personen, die nicht miteinander verwandt sind. Demnach zählen Familie nicht zu dieser Form des Wohnens (Flade 2006). Die Gründe für gemeinschaftliches Wohnen können vielfältig sein, und dennoch bezeichnet es stets einen gemeinsamen Rückzug von anderen und der Welt (Rudhof 2013). Nach Cooper Marcus (2002) wohnen Menschen aufgrund zweierlei Motive zusammen: aufgrund des Bedürfnisses nach Kommunikation, Kontakt und Zugehörigkeit sowie aufgrund gegenseitiger Unterstützung. Wie das Gemeinschaftswohnen umgesetzt wird, kann zwischen dem Teilen einer Wohnung oder dem Teilen des Wohnumfeldes sehr stark variieren.

### **Gemeinschaftssinn**

Wenn Nachbarschaft nicht allein einer Zweckgemeinschaft dient, zeigen sich charakteristische Merkmale eines Gemeinschaftssinns: eine emotionale Bindung an andere Menschen, ein Gefühl der Zugehörigkeit und darüber hinaus die Vorstellung, dass man für die anderen wichtig ist. Unter den Terminus des Gemeinschaftssinns fällt zudem die Überzeugung, dass man sich wechselseitig um einander kümmert und dass die Gruppe mehr erreichen kann als eine Einzelperson.

### **Nachbarschaft**

Unter Nachbarschaft werden Personen verstanden, die nahe beieinander wohnen, wobei zwischen der Nachbarschaft im Sinne einer sozialen Wohnumwelt sowie der einer physischen Wohnumgebung unterschieden werden. Letztere kann als Zwangsgemeinschaft bezeichnet werden, wogegen in der sozialen Wohnumwelt Gemeinschaftssinn von Bedeutung ist (Flade 2006).

### **Ortsbindung**

Auf emotionaler Ebene bezeichnet die Anhänglichkeit an einen Ort eine Verbundenheit, die häufig mit dem eigenen Zuhause assoziiert wird. In starker Ausprägung wird sie bei Abwesenheit als Heimweh erlebt. Wenn die Verbundenheit darüber hinaus auf kognitiver Ebene als Teil des Selbst erlebt wird, spricht man von Ortsidentität (Flade 2006).

### **Privatheit**

Privatheit bezeichnet die persönliche Kontrolle darüber, ob Rückzug, Alleinsein oder auch Geselligkeit ermöglicht werden kann und wird als hohes Gut geschätzt. Sie ermöglicht ein autonomes Leben und hängt in ihrer Ausprägung neben individuellen Gewohnheiten und Präferenzen von den soziokulturellen Normen einer Gesellschaft ab (Rössler 2001). Die Bereiche innerhalb einer Wohnung variieren im Grad ihrer Privatheit, wobei dem Wohnzimmer beispielsweise ein niedrigerer Grad als dem Schlafzimmer zugewiesen wird (Flade 2006).

### **Studierendenwohnheim**

Die Typologie des Studentenwohnheims entstand erst in den 1920er Jahren, stellt also eine relativ junge Typologie in der Baugeschichte dar. Als eines der ersten und bekanntesten Projekte gilt das Ateliergebäude im Dessauer Bauhaus. Nach dem zweiten Weltkrieg forderte die westdeutsche Hochschulreform sogenannte Kollegienhäuser nach amerikanischem Vorbild.

### **Sozialer Austausch**

Beteiligte des gemeinschaftlichen Wohnens streben nach Rudhof (2013) an, ihren Alltag durch das Teilen mit anderen zu beleben und ihm neue Impulse zu verleihen. Für ein gelingendes Wohnprojekt sind daher soziale Verträglichkeit und kommunikative Qualitäten gefragt. Das Konzept gemeinschaftlichen Wohnens kann nur solange für alle Beteiligten funktionieren, solange der Nutzen der einzelnen BewohnerInnen höher ist als die damit verbundenen Kosten (Danigelis und Fengler 1990).

### **Vereinsamung**

Neben älteren Menschen, die aufgrund von reduzierter Aktivität, abwandernder Landbevölkerung, mangelnder Anbindung an das Netz des öffentlichen Nahverkehrs oder dem Zerfall des Wohnkonzeptes der Großfamilie vereinsamen, trifft dieser Begriff auch immer häufiger junge Menschen. Der vornehmlich städtische Einpersonenhaushalt birgt neben Vorteilen auch das Risiko der Vereinsamung (Rudhof 2006).

### **Wohnprojekt**

Mit seinem Ursprung in der Hausbesetzerszene der 70er Jahre bezeichnet der Begriff Wohnprojekt heute ein selbstbestimmtes gemeinschaftliches Wohnen (Besser 2010).

### **Wohnsymbolik**

Architektonische Merkmale, Baumaterialien und der Einrichtungsstil im Sinne der Aneignung des Wohnumfeldes können Hinweise auf Lebensstil, ästhetische Vorlieben und Persönlichkeitseigenschaften liefern (Cupchik, Ritterfeld und Levin 2003).

### **Wohnungsumgebung**

Nachbarschaftliche Beziehungen und Gemeinschaftssinn hängen nicht allein von individuellen Einstellungen oder der eigenen Persönlichkeit ab, doch werden darüber hinaus durch die Wohnungsumgebung geprägt. Festinger, Schachter und Back wiesen in ihrer Untersuchung bereits 1950 nach, dass die architektonische Gestaltung der Wohnungsumgebung die nachbarschaftlichen Beziehungen beeinflusst (Festinger, Schachter und Back 1950).

**Zuhause**

Obgleich dem Begriff zahlreiche Definitionen zugeschrieben werden, umfassen diese übergreifend die Bereiche von Privatheit und Rückzug sowie Schutz, Sicherheit und Regeneration. Das Zuhause wird zudem über Umweltaneignung und Selbstdarstellung, Ordnungsstrukturen, Bindung an Orte und an Personen, Kontinuität und Identität definiert. Es ist ein Träger von Erinnerungen (Flade 2006).

## D LITERATURSAMMLUNG

- Aragonés, J. I., Amérigo, M. & Pérez-López, R. 2017. Residential satisfaction and quality of life. Pp. 311-328 in Fleury-Bahi, G., E. Pol & O. Navarro (eds.), *Handbook of Environmental Psychology and Quality of Life Research*. Heidelberg: Springer.
- Awan, N., Schneider, T. & Till, J. 2011. *Spatial Agency: Other Ways of Doing Architecture*. New York: Routledge.
- Baier, F. X. 1996. Der Raum. Prolegomena zu einer Architektur des gelebten Raumes. *Kunstwissenschaftliche Bibliothek: Band 2*, Herausgeber: Christian Posthofen. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König.
- Balmer, I. & Gerber, J. D. 2018. Why are housing cooperatives successful? Insights from Swiss Affordable Housing Policy. *Housing Studies* 33: 361-385.
- Becker, A., Kienbaum, L., Ring, K., Schmal; P. & Cachola, P. 2015. *Bauen und Wohnen in Gemeinschaft—Building and Living in Communities*. Basel: Birkhäuser.
- Besser, J. 2010. *Zusammen ist man nicht allein: Alternative Wohnprojekte für Jung und Alt*. Mannheim: Patmos.
- Birrer, A. & Glaser, M. 2017. Impulse zur Innovation im Wohnungsbau. *Im Fokus* Nr. 02. ETH Wohnforum—ETH Case. Centre for Research on Architecture, Society & the Built Environment.
- Bogumil, J. & Jann, W. 2005. *Verwaltung und Verwaltungswissenschaft in Deutschland. Einführung in die Verwaltungswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften Springer.
- Boudon, P. 1971. *Die Siedlung Pessac. 40 Jahre Wohnen á Le Corbusier: Sozio-architektonische Studie*. Gütersloh: Bertelsmann Fachverlag.
- Boudon, P. 1979. *Lived-in architecture. Le Corbusier's Pessac revisited*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Brand, S. 1994. *How Buildings Learn: What Happens After They're Built*. New York: Viking Penguin.
- Brand, S. 1999. *The Clock of the Long Now: Time and Responsibility*. New York: Basic Books.
- Brand, S. 2018. Pace Layering: How complex systems learn and keep learning. *Journal of Design and Science*. <https://doi.org/10.21428/7f2e5f08>.
- Bresson, S. & Deneffe, S. 2015. Diversity of self-management co-housing initiatives in France. *Urban Research & Practice* 8: 5-16. DOI: 10.1080/17535069.2015.1011423.

- Bugden, D. & Stedman, R. 2019. Place and behavior: The role of accessibility. *Journal of Environmental Psychology*, 63: 109-117.
- Canter, D. 1977. *The Psychology of Place*. London: Architectural Press.
- Canter, D. 1991. Understanding, assessing, and acting in place: Is an integrative framework possible? Pp. 191-209 in G. W. E. T. Garling (ed.), *Environment, Cognition, and Action: An Integrated Approach*. New York: Oxford Univ. Press.
- Canter, D. 1997. The facets of place. Pp. 109-147 in G. T. Moore & R. W. Marans (eds.), *Advances in Environment, Behaviour, and Design*. New York: Plenum Press.
- Canter, D. & Rees, K. 1982. A multivariate model of housing satisfaction. *Int. Rev. Applied Psychology* 31: 185-208.
- Cecilia, F. M. & Leven, R. 2017. *Lacaton & Vassal*. Madrid: El croquis.
- Chappells, H. & Shove, E. 2005. Debating the future of comfort: Environmental sustainability, energy consumption and the indoor environment. *Building Research & Information* 33: 32-40.
- Clapham, D., Foye, C. & Christian, J. 2018. The concept of subjective well-being in housing research. *Housing, Theory and Society* 35: 261-280.
- Cooper, M. C. 2002. Postoccupancy evaluation and the design of hospital gardens. Pp. 219-20 in C. A. Shoemaker (ed.), *Interaction By Design: Bringing People and Plants Together for Health and Well-being. An International Symposium*. Ames: Iowa State Press.
- Cowee, N. P. & Schwer, P. 2008. *Die Typologie der Flexibilität im Hochbau*. Hochschule Luzern: interact Luzern.
- Cupchik, G., Ritterfeld, U. & Levin, J. 2003. Incidental learning of features from interior living spaces. *Journal of Environmental Psychology* 23: 189-197.
- Danigelis, N. L., & Fengler, A. P. 1990. Homesharing: How social exchange helps elders live at home. *The Gerontologist*, 30(2), 162-170.
- Deinsberger-Deinsweger, H. 2016. *Habitat für Menschen: Wohnpsychologie und humane Wohnbautheorie*. Lengerich: Pabst Science Publisher.
- Denzin, N. 1978. *The Research Act: A Theoretical Introduction to Sociological Methods*. Chicago: Aldine Publishing.
- Diener, E. 1994. Assessing subjective well-being: Progress and opportunities. *Soc Indic Res* 31: 103-157.

- Diener, E., Inglehart, R., & Tay, L. 2012. Theory and Validity of Life Satisfaction Scales. *Social Indicators Research*, 112(3), 497-527.
- Diener, E., Oishi, S. & Lucas, R. E. 2002. Subjective well-being: The science of happiness and life satisfaction. Pp 63-73 in Snyder C. R. & Lopez S. J. (Eds.), *Handbook of Positive Psychology*. Oxford and New York: Oxford University Press.
- Di Masso, A., Dixon, J. & Hernández, B. 2017. Place attachment, sense of belonging and the micropolitics of place satisfaction. Pp. 85-104 in Fleury-Bahi, G., E. Pol & O. Navarro (eds.), *Handbook of Environmental Psychology and Quality of Life Research*. Heidelberg: Springer.
- Douglas, M. 1982. Cultural bias. Pp. 183-254 in Douglas, M., *In the Active Voice*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Douglas, M. 1986, *How Institutions Think*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Douglas, M. 1996, *Thought Styles: Critical Essays on Good Taste*. Sage: London.
- Drexler, H. & Seidel, A. (Hrsg.) 2012. *Building the Future. Maßstäbe des nachhaltigen Bauens*. Berlin: Jovis.
- Drexler, H. & El Khouli, S. 2012. *Nachhaltige Wohnkonzepte: Entwurfsmethoden und Prozesse*. München: Edition Detail.
- Drexler, H., Schneider, T. & Wegener, B. 2018. Gemeinschaftliches Leben in selbstinitiierten Baugemeinschaften und Wohnprojekten. Planungsanspruch und Wirklichkeit. Forschungsantrag an die IKEA-Stiftung.
- Duffy, F. 1990. Measuring building performance. *Facilities* 8.5: 17-20.
- Durkheim É. 1981 [1912]. *Les formes élémentaires de la vie religieuse*. Paris: Félix Alcan. Übersetzung: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Deutsch von Ludwig Schmidts. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Fedkenheuer, M. 2018. Wohnen in CUBITY und Präsentation der Umfrageergebnisse zu den Wohnbedingungen in deutschen Studierendenwohnheimen. Vortrag auf der Wohnheimtagung des Deutschen Studentenwerks am 17.05.2018 in Hamburg.
- Fedkenheuer, M. & Wegener, B. 2015. The housing wellbeing inventory. Understanding how people interact with their homes. *Daylight & Architecture* 23: 3-15.
- Festinger, L., Schachter, S. & Back, K. 1950. *Social Pressures in Informal Groups. A Study of Human Factors in Housing*. Oxford, England: Harper.

- Flade, A. 2006. *Wohnen psychologisch betrachtet*. Bern: Huber.
- Flick, U. 2008. *Triangulation: Eine Einführung*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Früh, W. 2004. *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*. 5. überarbeitete Auflage. München: Ölschläger.
- Fujimoto, S. 2015. *Architecture Works 1995-2015*. Tokyo: Toto Publishing.
- Galliker, M. 2009. *Psychologie der Gefühle und Bedürfnisse: Theorien, Erfahrungen, Kompetenzen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Galster, G. C. & Hesser, G. W. 1981. Residential Satisfaction: Compositional and Contextual Correlates. *Environment and Behaviour* 13: 735–758.
- Geuss, R. 2013. *Privatheit. Eine Genealogie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gibbons, M., Limoges, C., Nowotny, H., Schwartzman, S., Scott, P. & Trow, M. 1994. *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage.
- Goodbun, J., Till, J. & Iossifova, D. (eds.) 2012. Scarcity: Architecture in an age of depleting resources. *Architectural Design* 218. (Vol. 82, No. 4). London: Wiley.
- Graumann, C. F. 1990. Einführung in eine Geschichte der Sozialpsychologie. In Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P. & Stephenson, G. M. (Hrsg.), *Sozialpsychologie. Eine Einführung* (S. 3-20). Berlin: Springer.
- Groák, S. 1992. *The Idea of Building: Thought and Action in the Design and Production of Buildings*. London: E & FN Spon.
- Groves, R. et al. 2010. *Survey Methodology*. New York: Wiley (2. Aufl.).
- Habraken, N. J. 1961. *De dragers en de mensen - Het einde van de massawoningbouw*. Amsterdam: Scheltema & Holkema (Die Träger und die Menschen, Den Haag 2000).
- Habraken, N. J. 2000. *The Structure of the Ordinary: Form and Control in the Built Environment*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press.
- Häussermann, H. & Siebel, W. 2004. *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Hasselaar, E. 2006. *Health Performance of Housing. Indicators and Tools*. Amsterdam: IOS Press Delft University.

- Henseling, C., Krauß, N., Specht, A., Behrendt, S., Wieland, S., Jänicke, C. & v. Bodelschwingh, A. 2018. *Soziale, ökologische und ökonomische Effekte und Potenziale gemeinschaftlicher Wohnformen*. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.
- Herd, T. 2017. *The City and the Architecture of Change: The Work and Radical Visions of Cedric Price*. Chicago: Univ. Chicago Press.
- HHB 2016. Healthy Homes Barometer 2016. *European Survey by the VELUX Group*. M. K. Rasmussen, publisher.
- Hodkinson, S. 2012. The return of the housing question. *Theory & Politics in Organization* 12: 432-444.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. 1992. *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Horlitz, S. 2012. Housing beyond profit: A comparison of U.S. and German alternative ownership models. American Institute for Contemporary German Studies. <http://www.aicgs.org/publication/housing-beyond-profit-a-comparison-of-u-s-and-german-alternative-ownership-models/> (Abruf: 17.08.2019).
- Hradil S. 2018. Lebensstil. S. 267-270 in Kopp J., A. Steinbach (Hrsg.) *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden; Springer VS.
- Jansen, S. J. T. 2012. Why is Housing Always Satisfactory? A Study into the Impact of Preference and Experience on Housing Appreciation. *Social Indicators Research*, 113(3), 785-805.
- Jansen, S. J. T. 2014. The impact of the have-want discrepancy on residential satisfaction. *Journal of Environmental Psychology*, 40, 26-38.
- Joppien, A. et al. 2019. Bericht - Forschungsprojekt CUBITY - „Energy Plus and Modular Future Student Living“ - Living Lab - Forschungsstufe 2. Technische Universität Darmstadt.
- Kahneman, D. 2013. *Thinking, Fast and Slow*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Kahneman, D., Diener, E. & Schwarz, N. (eds.) 1999. *Well-being: The Foundations of Hedonic Psychology*. New York: Russell Sage Foundation.
- Kelley, D. & Kelley, T. 2015. *Creative Confidence: Unleashing the Creative Potential Within Us All*. Harper Collins, USA.
- Kernohan, D., Gray, J. & Diash, J. 1992. *User Participation in Building Design and Management: A Generic Approach to Building Evaluation*. Oxford: Butterworth Architecture.

- Kopatz, M. 2014. Suffizienz als Teil der Energiewende. S. 273-278 in Pöschk, J. (Hrsg.), *Energieeffizienz in Gebäuden 2014*. Berlin: VME Verlag und Medienservice Energie.
- Kromrey, H. 2005. Evaluation—Ein Überblick. S. 31-85 in Schöck, H. (Hrsg.), *Was ist Qualität. Die Entzauberung eines Mythos*. Wissenschaftl. Verlag (Schriftenreihe Wandel und Kontinuität in Organisationen, Band 6).
- Laslett, P. 1991. *Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft*. Frankfurt: Fischer.
- Maerki, D. & Schikowitz, A. 2008. *Flexibilität im Wohnbereich. Neue Herausforderungen, innovative Lösungsansätze. Studie für das Amt der Wiener Landesregierung. MA 50 Wohnbauforschung*. Wien: Institut für Forsicht und systemische Innovation.
- Maslow, A. H. 1943. A theory of human motivation. *Psychological Review* 50: 370–396.
- Maslow, A. H. 1970. *Motivation and Personality*. New York: Harper & Row.
- Mayring, P. 2000. *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (7. Aufl.). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Neuendorf, K. A. 2002. *The Content Analysis Guidebook*. Sage: London.
- Nicolescu, B. 2002. *Manifesto of Transdisciplinarity*. New York: State University of New York.
- Nowotny, H., Scott, P. & Gibbons, M. 2001. *Rethinking Science: Knowledge in an Age of Uncertainty*. Cambridge: Polity Press.
- Plattner, H., Meinel, C. & Leifer, L. J. (eds.) 2011. *Design Thinking: Understand, Improve, Apply. Understanding Innovation*. Heidelberg: Springer-Verlag.
- Rössler, B. 2001. *Der Wert des Privaten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rudhof, B. 2013. *Gemeinschaftlich wohnen*. Berlin: Jovis.
- Ryan, R. M. & Deci, E. L. 2001. On happiness and human potentials: A review of research on hedonic and Eudaimonic Well-Being. *Annu. Rev. Psychol.* 52: 141–166.
- Sader, M. 2008. *Psychologie der Gruppe*. 9. Auflage. Juventa, Weinheim/München 2008.
- Schäfers B. (Hrsg.) 1999. *Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte—Theorien—Analysen*. 3., korrigierte Auflage, Wiesbaden: Quelle u. Meyer.

- Schneider, T. & Till, J. 2007. *Flexible Housing*. London: Architectural Press.
- Schreiner, K. 2016. *Zur Bedeutung von Umweltmerkmalen und -aneignungen im Wohnen. Konstruktion eines Fragebogens zum Wohlfühlen/Zuhausefühlen in Wohnungen*. Hamburg: disserta verlag.
- Shin, J. 2016. Toward a theory of environmental satisfaction and human comfort: A process-oriented and contextually sensitive theoretical framework. *Journal of Environmental Psychology* 45: 11-21.
- Shove, E. 2003. *Comfort, Cleanliness and Convenience. The Social Organization of Normality*. Oxford: Berg.
- Simmel, G. 1903. Die Großstädte und das Geistesleben. S. 185-206 in Petermann, T. (Hrsg.), *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung* (Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden).
- Simon, H. 1969. *The Sciences of the Artificial*. Cambridge: MIT Press.
- Stockmann, R. & Meyer, W. 2014. *Evaluation. Eine Einführung*. Stuttgart: UTB Budrich.
- Tönnies, F. 1935. *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1979).
- Thompson M., Ellis, R. J. & Wildavsky, A. 1990. *Cultural Theory*. Boulder, CO: Westview Press.
- Thoreau, H. D. 2004 [1854]. *Walden. A Fully Annotated Edition*. Edited by Jeffrey S. Cramer. New Haven CT: Yale Univ. Press.
- Velux 2015. Model Home 2020. *The buildings of tomorrow. Today. Final results and outlook of Model Home 2020*. Hørsholm: Velux group.
- Velux 2016. *RenovActive. A Healthy and Affordable Renovation Concept*. Hørsholm: Velux group.
- Walto, G. 2017. Suffizienzstrategien für das Wohnen—Mögliche Auswirkungen der Suffizienzdiskussion auf den Wohnungsmarkt der Schweiz. Univ. Zürich: Abschlussarbeit.
- Wegener, B. 1982. Outline of a structural taxonomy of sensory and social psychophysics. Pp. 1-40 in B. Wegener (ed.), *Social Attitudes and Psychophysical Measurement*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Wegener, B. 1993. Eine Grid-Group-Analyse sozialer Gerechtigkeit: Die neuen und alten Bundesländer im Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45: 668-90.

- Wegener, B. 2006. Interdisciplinary research. What it is, why we want to have it, how it can be pursued. European PhD in Socio-Economic and Statistical Studies, Annual Meeting, Sapienza Università di Roma (25 Sept.).
- Wegener, B. 2013. Die Psychophysik des Wohnens. Pp. 43-46 in M. Hegger, C. Fafflok, J. Hegger & I. Passing (Hrsg.), *Aktivhaus. Das Grundlagenwerk: Vom Passivhaus zu Energieplushaus*. München: Callwey.
- Wegener, B. 2018a. Gemeinschaft und Funktion. Zur Theorie des gemeinschaftlichen Wohnens (Berlin, unveröffl. Manuskript).
- Wegener, B. 2018b. Erster Zwischenbericht. Wohnformen. Vergleichende Untersuchung zu gemeinschaftlichen und individuellen Wohnbedürfnissen (April).
- Wegener, B. & Drexler, H. 2019. Zweiter Zwischenbericht. Wohnformen. Vergleichende Untersuchung zu gemeinschaftlichen und individuellen Wohnbedürfnissen (Februar).
- Wegener, B. & Fedkenheuer, M. 2014. The psychophysics of wellbeing. Socio-psychological monitoring and benchmark measurement in energy-efficient housing. *Proceedings World Sustainable Building Conference 2014*, Vol. 3 (pp. 28-30). Barcelona: Green Building Council España.
- Wegener, B. & Schmidt, P. 2019. Happiness in the home: Residential satisfaction, comfort, and the wellbeing of place (submitted manuscript).
- Weingart, P. 1997a. Neue Formen der Wissensproduktion: Fakt, Fiktion und Mode. Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT), Univ. Bielefeld. Paper 15.
- Weingart, P. 1997b. From "Finalization" to "Mode 2": Old wine in new bottles? *Social Science Information* 36: 591-613.